

Predigten von  
H.H. Prälat Prof. Dr. Georg May

2018

Aufgezeichnet von Patricia Befard-Bitz

[www.glaubenswahrheit.org](http://www.glaubenswahrheit.org)

# Inhaltsverzeichnis

<i>Gott unser Vater (01.01.2018)</i> .....	4
<i>Die Weisen aus dem Morgenland (07.01.2018)</i> .....	7
<i>Fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Trübsal, beharrlich im Gebet (14.01.2018)</i> .....	10
<i>Der Heiland der Aussätzigen (21.01.2018)</i> .....	14
<i>Lohn und Verdienst im Leben des Christen (28.01.2018)</i> .....	17
<i>Das Wort Gottes (04.02.2018)</i> .....	20

## Das Leiden Jesu Christi

(1) Jesu Stellung zum Leiden (11.02.2018) .....	24
(2) Die Leidensweissagungen Jesu (18.02.2018) .....	27
(3) Die Einsetzung der Eucharistie (11.03.2018) .....	31
(4) Der leidende Herr am Ölberg (18.03.2018) .....	34

<i>Jesus ist wahrhaft auferstanden (Ostersonntag, 01.04.2018)</i> .....	37
<i>Das Grab ist leer (Ostermontag, 02.04.2018)</i> .....	41
<i>Der Glaube überwindet die Welt (08.04.2018)</i> .....	44
<i>Der gute Hirt (15.04.2018)</i> .....	48
<i>Durch einen guten Wandel das törichte Gerede unwissender Menschen zum Schweigen bringen (22.04.2018)</i> .	52
<i>Gottes Allwirksamkeit (29.04.2018)</i> .....	56
<i>Die aktuelle (Wirk-) Gnade (06.05.2018)</i> .....	59
<i>Die Mission (Christi Himmelfahrt, 10.05.2018)</i> .....	63
<i>Dankbarkeit (13.05.2018)</i> .....	66
<i>Der Geist Gottes (Pfingstsonntag, 20.05.2018)</i> .....	69
<i>Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes (Pfingstmontag, 21.05.2018)</i> .....	72
<i>Die heiligste Dreifaltigkeit und ungeteilte Einheit (Dreifaltigkeitssonntag, 27.05.2018)</i> .....	75
<i>Compelle intrare (03.06.2018)</i> .....	78
<i>Heiligstes Herz Jesu (10.06.2018)</i> .....	81
<i>Der Kampf um Gott (17.06.2018)</i> .....	84
<i>Die heiligmachende Gnade (24.06.2018)</i> .....	88
<i>Gottes Gebote (01.07.2018)</i> .....	92
<i>Außerhalb der Kirche kein Heil (08.07.2018)</i> .....	96
<i>Der gerechte Gott (15.07.2018)</i> .....	99
<i>Die Wirkung des Messopfers (22.07.2018)</i> .....	102
<i>Die Unterscheidung der Geister (29.07.2018)</i> .....	105
<i>Die Wirkungen der heiligen Eucharistie (05.08.2018)</i> .....	109
<i>Der heilige Gott (12.08.2018)</i> .....	113
<i>O Gott, warum verwirfst du uns gänzlich? (19.08.2018)</i> .....	116
<i>Werke des Fleisches und Frucht des Geistes (26.08.2018)</i> .....	120
<i>Der allmächtige Gott (02.09.2018)</i> .....	123
<i>Die hinreichende und die wirksame Gnade (30.09.2018)</i> .....	126
<i>Sehet zu, dass ihr vorsichtig wandelt (07.10.2018)</i> .....	129
<i>Missbrauch (14.10.2018)</i> .....	132
<i>Die Irrlehrer in der Moralthologie (21.10.2018)</i> .....	135
<i>Christus unser König (28.10.2018)</i> .....	139
<i>Die Verehrung der Heiligen (Allerheiligen, 01.11.2018)</i> .....	142
<i>Jesus, der Wunderheiland (04.11.2018)</i> .....	145
<i>Die Tugenden des neuen Menschen (11.11.2018)</i> .....	148
<i>Glaube, Hoffnung, Liebe (18.11.2018)</i> .....	151
<i>Die Unvergänglichkeit der Seele (25.11.2018)</i> .....	155

## **Ursünde, Erbsünde und Erlösung**

(1) Die Ursünde (02.12.2018) .....	159
(2) Die Erbsünde (09.12.2018) .....	163
(3) Die Folgen der Erbsünde (16.12.2018) .....	167
(4) Der Erlösungsratschluss Gottes (23.12.2018) .....	171

## **Der Beginn des Wirkens Jesu**

(1) Heute ist euch der Heiland geboren (25.12.2018) .....	174
(2) Geboren aus Maria der Jungfrau (26.12.2018) .....	177
(3) Jesus von Nazareth (30.12.2018) .....	181
(4) Jesus der Galiläer (01.01.2019) .....	185
(5) Der geschichtliche Jesus (06.01.2019) .....	188
(6) Der zwölfjährige Jesus (13.01.2019) .....	193
(7) Die Hochzeit zu Kana (20.01.2019) .....	197

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Gott unser Vater

01.01.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Heute beginnt das neue bürgerliche Jahr. Sein Anfang kann uns nicht gleichgültig sein. Wir sind in vielerlei Weise in die übliche Zeitrechnung eingeflochten. Unser Lebensalter wird nach Tag, Monat und Jahr in der gebräuchlichen Ära angegeben, unsere Erwerbstätigkeit richtet sich nach den Jahren, es gibt einen Zeitpunkt des Ausscheidens aus der Erwerbsarbeit. Wir werden also im neuen Jahr arbeiten und ruhen, hoffen und leiden. Wir werden im neuen Jahr auch beten: Vater unser, der du bist in deinem Himmel. Es ist unser liebstes und schönstes Gebet, es ist das Gebet, das uns der Heiland selbst gegeben hat. Aber denken Sie daran, wie dieses Gebet in der heiligen Messe eingeleitet wird: „Durch heilbringende Anordnung gemahnt und durch göttliche Belehrung angeleitet, wagen wir zu sprechen“ – es ist ein Wagnis, Gott als Vater anzureden, denn er ist der Herr. Durch die Anrede „Vater“ oder „Vater im Himmel“ stellt sich der Betende im Geiste vor Gott. Mit dieser Anrede hat Jesus alle seine in den Evangelien überlieferten Gebete begonnen. Sie ist die Wiedergabe des aramäischen Wortes „Abba“ – lieber Vater. Diese intime Form der Anrede ist neu. So kindlich, familiär wagte das Judentum Gott nicht anzureden. Das palästinensische Judentum gebrauchte, wenn es Gott Vater nennen wollte, das Wort „Ab“, nicht „Abba“, Ab – Vater, nicht lieber Vater. Es musste darum für jüdische Ohren unerhört klingen, dass Jesus das schlicht intime Abba als Anrede für Gott verwendete. Das Wort Vater kommt im Neuen Testament über 450-mal vor. An den meisten Stellen, etwa 250, bezieht es sich auf Gott. Dass Jesus Gott als Vater bezeichnet hat, wird durch alle vier Evangelien bezeugt. Matthäus gebraucht den Namen 44-mal, bei Johannes steht der Vatername für Gott 107-mal. Jesus sagt niemals „unser Vater“, was ihn und die Jünger zusammenschließen würde, nein, er sagt stets nur „mein Vater“ und „euer Vater“. Da wird die Distanz deutlich, die Distanz zwischen dem Vaterverhältnis Jesu und dem Vaterverhältnis der Jünger. In den Mein-Vater-Stellen kommt der Abstand zwischen Jesus und den Jüngern deutlich zum Vorschein. Das Sohnesbewusstsein Jesu ist einzigartig und einmalig. Er offenbart den Vater so vollkommen, dass der ihn Sehende in ihm den Vater sieht. „Wer mich sieht, der sieht den Vater.“ Und keiner kommt zum Vater außer durch ihn. Als Maria und Josef nach dem Tempelbesuch den zurückgebliebenen Knaben Jesu suchten, fanden sie ihn im Tempel. Maria hielt ihm vor: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!“ Da kam die Antwort: „Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“ Zum ersten Mal spricht Jesus im Evangelium als der Zwölfjährige. Und zum ersten Mal, als er spricht, nennt er Gott seinen Vater, und zwar offenbar im Gegensatz zu dem „dein Vater“, das aus dem Munde Mariens kam. Er sagt nicht im Hause unseres Vaters, sondern im Hause meines Vaters. Es ist das Offenbarwerden seines einzigartigen Verhältnisses zu Gott. Jesus weiß sich als Gottessohn im ureigensten Sinne. Keiner der Propheten des Alten Bundes, so stark auch ihr Glaube und so radikal auch ihre Hingabe an Gott waren, hat es gewagt, Gott seinen persönlichen Vater zu nennen. Jesus tut es, und das ist das Geheimnis seiner Person, das zum ersten Mal in dem Knaben Jesus aufleuchtet. Dieses Wort ist das Geheimnis seines ganzen irdischen Lebens, das jetzt noch vor ihm liegt. Der Sohn des Vaters kann nicht anders, als immer in dem

sein, was seines Vaters ist. Zwischen diesem ersten Wort „Vater“, das der Zwölfjährige im Tempel spricht, und seinem letzten Wort „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist“ ist jede Tat, ist jedes Wort erfüllt und durchglüht von dem Verlangen, in dem zu sein, was seines Vaters ist.

Das Alte Testament ist zurückhaltend gegenüber der Vaterschaft Gottes. Warum denn? Es fürchtet sich vor einem Missverständnis. Vor welchem Missverständnis? Die außerbiblichen Religionen, also in Ägypten, in Babylon, in Assur, in Griechenland, verbinden mit der Vorstellung von Gott als Vater den Gedanken der Erzeugung, der physischen Vereinigung mit einer Frau. Die so verstandene Vaterschaft Gottes gilt vor allem für den Hauptgott, also für Zeus oder Jupiter. Der wird in den heidnischen Religionen als Vater für die anderen Götter dargestellt, die er gezeugt hat. Und dieses Missverständnis wollte das Alte Testament vermeiden. In Gott ist keine geschlechtliche Bestimmtheit. Gott ist über die geschlechtlichen Differenzen erhaben. Deswegen mied das Alte Testament nach Möglichkeit den Namen Vater. Seit geraumer Zeit wird versucht, Gott, dem Vater, den Namen streitig zu machen. Er ist angeblich sexistisch. Er ist auf das männliche Geschlecht beschränkt. Das ist die These der feministischen Theologie, also einer Verirrung. Die Bezeichnung Vater ist uns durch göttliche Autorität auferlegt; es steht uns nicht zu, sie abzuändern. Die Vorstöße der feministischen Theologinnen und Theologen, Gottes Vatername zu eliminieren, sind absurd. Dieser Name hat nichts mit der irdischen Polarität von Mann und Frau zu tun. Die Wirklichkeit Gottes ist total anders als die Wirklichkeit der Welt und der Erde. Das Wort Vater hat in der Christusreligion keinerlei Beziehung auf eines der beiden Geschlechter. Gott steht jenseits jeder Geschlechterdifferenz. Aber der Vatername ist eben geeignet, das Vertrauen der Menschen zu einem personalen Gott auszudrücken, der ihm Gesetzgeber, Vorsehung und Heilsbringer ist. Die Bezeichnung Gottes als Vater bringt den Gedanken zum Ausdruck, dass Gott die absolute Güte ist. Seine liebevolle Fürsorge umfasst alle Wesen, die er erschaffen hat. Er ernährt die Vögel und kleidet das Gras und die Lilien des Feldes. Ohne seine Zulassung fällt kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserem Haupt. Er weiß, was die Menschen brauchen, ehe sie ihn bitten. Seine Liebe lässt alles hinter sich, was es unter Menschen an väterlicher Güte gibt. Seine Sorge erstreckt sich auf Gute und Böse. Er lässt Regen fallen über Gerechte und Ungerechte und die Sonne scheinen über Gute und Böse. Ja, seine Liebe wendet sich in besonderer Weise den Sündern zu. Er will, dass auch sie das Heil erlangen und er hat Freude, besondere Freude an ihrer Umkehr.

Gott ist unser Vater. Wenn er Vater genannt wird, denken wir an die innertrinitarischen Verhältnisse. Wenn Gott Vater genannt wird, ist damit gesagt, dass er in der Dreifaltigkeit derjenige ist, aus dem der Sohn hervorgeht, nicht durch physische Zeugung, wie Menschen sie vornehmen, sondern auf eine geheimnisvolle Weise, die über alle irdischen und alle geschlechtlichen Kategorien erhaben ist. Der Christ ruft die erste christliche Person als Vater an. Er gibt uns Anteil an der Sohnschaft seines Eingeborenen und an seinem Geiste. Wenn Gott im Verhältnis zur Welt und besonders zu den geistigen Geschöpfen Vater genannt wird, dann geschieht das wegen seines Schöpfertums, wegen seiner Vorsehung, wegen seines Heilswillens. Im strengen Sinne aber ist diese Vaterschaft den geistigen Geschöpfen gegenüber gegeben nur durch die übernatürliche gnadenhafte Selbstbeteiligung. Wir dürfen und müssen unterscheiden zwischen den Menschen als Geschöpfen (durch die Schöpfung hervorgebracht) und zwischen den Menschen als begnadeten Kindern Gottes durch die Vaterschaft, durch die übernatürliche Vaterschaft Gottes.

Gott ist der über alle Begriffe gütige und barmherzige Vater. Aber damit hört er nicht auf, der Heilige und Gerechte, der Herr und der Richter der Menschen zu sein. Gott ist immer die erhabene Majestät und der Herr der Welt. Der Himmel ist sein Thron, die Erde der Schemel seiner Füße. Der Mensch ist und bleibt sein Knecht, der ihm Ehrfurcht und Gehorsam schuldet und der ihm nicht mit Rechtsforderungen begegnen kann. Er bestimmt die Lebenslänge des Menschen. Er ist in seinem Heilswirken souverän. Er verbirgt die Erkenntnis den Weisen und gibt sie den Kleinen. Er verteilt die Ehrenplätze in seinem Reiche. Der Herr der Welt ist auch der Richter der Menschen. Der Gedanke der richterlichen Gerechtigkeit Gottes wird in der Verkündigung Jesu wiederholt und mit großem Ernst ausgesprochen. Der Gerichtsgedanke und die Lehre von der doppelten Vergeltung bilden ein wichtiges Motiv der Ethik Jesu. Gott kann Leib und Seele in die Hölle stoßen. Selbst für jedes unnütze Wort müssen die Menschen sich verantworten. Jesus hat den Gerichtsgedanken, den er ja im Alten

Testament vorgefunden hat, noch verschärft, indem er darauf hinweist, dass Gott nicht so sehr die äußeren Taten verurteilt, sondern in das Innere des Menschen schaut.

Im Gebet des Herrn fahren wir fort mit den Worten: „Geheiligt werde dein Name.“ Die erste Bitte des Vaterunsers hat zum Inhalt die Heiligung des Namens Gottes. Worin besteht sie? Wir nehmen an – und das mit Recht –, dass sie darin besteht, dass die Menschen Gottes Namen preisen, dass sie eine ehrfürchtige und anbetende Haltung Gott gegenüber einnehmen, dass sie einen frommen Lebenswandel führen und dass sie die richtige Erkenntnis von Gott haben. So wird die Bitte zumeist verstanden, und das ist nicht falsch. Aber man kann sie auch anders verstehen. Man kann meinen, dass Gott selbst es ist, der seinen Namen heiligt, und dass das Passiv: geheiligt werde dein Name, dass das Passiv nur eine Umschreibung für Gottes Heiligung seines Namens ist. Wodurch heiligt Gott seinen Namen? Durch sein Gericht, durch seine Offenbarung und durch seine Heilskraft. Nach dem Alten Testament heiligt Gott seinen Namen selbst. Er heiligt ihn durch seine Heilstaten und durch seine Gerichtstaten. Natürlich kann und muss der Name Gottes auch von den Menschen geheiligt werden. Er wird entweiht durch Meineid, Götzendienst, Unzucht und andere Schandtaten. Der Gedanke, dass Gott selbst es ist, der sich heiligt, der seinen Namen verherrlicht, steht im Alten Testament im Vordergrund gegenüber dem anderen, dass sein Name von den Menschen verherrlicht wird. Gott heiligt seinen Namen durch unverhüllte Offenbarung seines Wesens. Darum beten wir in jedem Gloria: Wir preisen dich ob (also wegen) deiner Herrlichkeit. Die Heiligung des Namens Gottes bedeutet ein eschatologisches Handeln, nämlich die Heraufführung seines Reiches. Erst mit dem Kommen der vollendeten Gottesherrschaft, der endgültigen Offenbarung der Macht und Heiligkeit Gottes ist wirklich erfüllt, was die erste Bitte im Vaterunser ausspricht: Geheiligt werde dein Name. Gott selbst führt sein Reich herauf, seine endgültige Herrschaft: Dein Reich komme. Und doch sind die Menschen in gewisser Weise daran beteiligt. Sie müssen auf das Kommen des Reiches Gottes harren. Sie müssen darum beten: Dein Reich komme. Sie müssen sich dafür bereiten und das auch in dem soeben begonnenen neuen Jahr. Der Tag des Herrn, meine lieben Freunde, der Tag der Wiederkunft des Herrn und damit das Hereinbrechen der unverhüllten Gottesherrschaft kann sich an jedem Tag des Jahres 2018 ereignen. Das Kommen des Herrn ist gewiss, ungewiss ist lediglich der Termin. Hier gilt der Grundsatz: Bereit sein ist alles. Wehe dem, der nicht bereit ist. Es gibt zwei Aussprüche des Herrn, die Ihnen wahrscheinlich wenig vertraut sind, aber die dennoch im Evangelium stehen und die darauf hinweisen, wie ungleich das Schicksal der Menschen sein kann, wenn der Herr kommt. „In jener entscheidenden Nacht, wenn der Herr kommt, werden zwei auf einem Lager sein; der eine wird aufgenommen, der andere zurückgelassen. Zwei werden in jener Nacht an einer Mühle mahlen; die eine wird aufgenommen, die andere zurückgelassen.“ Möchte das neue Jahr, meine lieben Freunde, uns bereit finden. Möchten wir zu denen gehören, die aufgenommen werden. Möchten wir, unsere kleine Gottesdienstgemeinde, uns als Glieder des Reiches Gottes wiederfinden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Weisen aus dem Morgenland

07.01.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Geburt Jesu schlägt Wellen. Über Bethlehem hinaus aus einem fernen Land treffen gelehrte Männer im Judenlande ein und bringen dem Kinde kostbare Geschenke dar. Der Bericht über die Weisen aus dem Morgenland enthält nur einen knappen Hinweis auf die Geburt Jesu, aber mit Orts- und Zeitangabe: in Bethlehem, in Judäa, in den Tagen des Königs Herodes. Wie viel Zeit seit der Geburt Jesu verflossen ist, wird nicht gesagt, aber – wie ich gleich erklären werde – wir können es aus anderen Angaben erschließen. Bethlehem liegt 8 km südlich von Jerusalem, ein Dorf, die Vaterstadt Davids. Der Messias, der ein Spross Davids war, wurde auch im Gebiete des Stammes Juda geboren. Herodes, mit dem Beinamen der Große, in dessen Regierungszeit die Geburt Jesu fällt, gelangte mit Hilfe der Römer im Jahre 40 v. Chr. zur Herrschaft über das ganze Judenland. Er war ein harter und rücksichtsloser Herrscher. Er setzte sich über Recht und Gerechtigkeit hinweg, erfuhr aber die Gunst des Glücks. Er rühmte sich, in seinem Denken den Hellenen, also den Heiden, näher zu stehen als den Juden. Er ließ den Tempel in prachtvoller Weise neu erbauen, dennoch konnte er die Zuneigung seiner Untertanen nicht gewinnen. Er starb vor Ostern des Jahres 4 v. Chr. Ich habe Ihnen ja bei anderer Gelegenheit schon erklärt, dass unsere Zeitrechnung nicht richtig ist. Sie stammt von dem Mönch Dionysius Exiguus, aber er hat sich verrechnet. Es stimmt, wenn ich sage, Herodes starb 4 v. Chr.

Die Weisen, Magier genannt, magoi, sind zunächst eine babylonische Priesterkaste. Sie hatten hohe Ämter im Staate, waren die Berater des Königs. Sie befassten sich mit Astronomie und Astrologie. Astronomie ist eine exakte Wissenschaft, Astrologie ist die menschliche Ausdeutung der Bewegungen der Gestirne. Seit der Zeit Alexanders des Großen bildeten diese babylonischen Magier eine eigene Priesterkaste. Sie reisten nach Jerusalem, der jüdischen Hauptstadt. Das Judentum war ihnen bekannt, ja vertraut. Die Juden betrieben überall eine ausgebreitete religiöse Propaganda. Babylonien hatte neben Ägypten und Syrien die größte jüdische Diaspora. Durch sie wurde auch die gerade in jener Zeit besonders hoch gespannte Messiaserwartung überall verbreitet. Es ist deswegen nicht verwunderlich, dass babylonische Magier, also Heiden, zugänglich für solche Verkündigung waren. Die Blicke der dortigen Astrologen waren seit langer Zeit auf einen im Westen aufgehenden Retterkönig gerichtet. Dazu kam, dass in der ganzen alten Welt die Hoffnung, die Sehnsucht nach einem Heiland, nach einem Retterkönig lebte. Die Magier waren sternkundige Männer. Sie hatten das Erscheinen eines bestimmten Sternes beobachtet. Er zeigte ihnen nach ihrer Ausdeutung die Geburt des Judenkönigs an, und dies veranlasste sie, aufzubrechen, um diesen König zu suchen und zu finden. Der Stern hatte ihnen nicht die Reise befohlen, er war nur der Anlass. Was sie bewegt hat, nach Jerusalem aufzubrechen, das war die Gnade Gottes. Nach dem babylonischen Stern glauben, der zur Zeit Jesu überall in der alten Welt verbreitet war, besteht ein Zusammenhang zwischen den Bewegungen der Sterne und dem menschlichen Schicksal. Die Sterne lenken nach dieser Meinung das Schicksal der Menschen. Dieser uralte Glaube führte zur Ausbildung der Astrologie, in der sich Religion und astronomische

Beobachtung und Berechnung vereinigten. Man hat versucht, herauszufinden, welches dieser Stern gewesen ist. Die einen Erklärer sagen, es sei ein Schweifstern, ein Komet gewesen; man dachte an den Halleyschen Kometen. Diese Erklärung findet sich schon bei Origenes, also im 3. Jahrhundert. Andere verweisen auf die im Jahre 7 v. Chr. dreimal stattfindende Konjunktion (Verbindung, Vereinigung) der beiden Planeten Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische. Man hat den großen Astronomen Johannes Kepler für diese Erklärung heranziehen wollen, aber das stimmt nicht. Kepler hat in der Konjunktion lediglich die Ankündigung des eigentlichen Sterns der Weisen gesehen. Für ihn war der Stern der Weisen ein Wunderstern. Der Evangelist spricht von einem Stern, der zuletzt auf dem Weg von Jerusalem nach Bethlehem vor den Weisen herzog und über dem Haus, wo sich das Kind befand, stillstand. Der Stern zog also von Norden nach Süden. Das ist ungewöhnlich, denn alle anderen Sterne ziehen von Osten nach Westen. Der Evangelist schließt jede natürliche Deutung des Sternes aus. Nach seiner Ansicht war es ein Wunderstern. Man kann ihn deswegen auch nicht für die Datierung der Geburt Jesu heranziehen.

Es war begreiflich, dass sich die Weisen der Hauptstadt des Judenlandes zuwandten, also Jerusalem. Die Stadt liegt 52 km Luftlinie vom Mittelmeer und 30 km vom Jordan entfernt. Es ist hoch gelegen – 760m Höhe. Deswegen heißt es immer: Wir ziehen hinauf nach Jerusalem. Dort war nach der Meinung der Weisen am ehesten zu erfahren, wo der neugeborene König zu finden war. Sie sind keineswegs zuerst zu Herodes gegangen. Sie haben nicht ihn um Auskunft ersucht, sondern sie haben in der Stadt herumgefragt: Wo ist der neugeborene König der Juden? Am Hofe des Herodes konnte er ja gar nicht geboren werden, denn Herodes war kein Jude, Herodes war Edomiter; er stammte aus Edom, einer Gegend südlich vom Judenlande. Er war ein Idumäer, kein Nachkomme Davids. Die Weisen haben geforscht, aber sie kamen nicht zum Ziel. Die Geburt Jesu war nicht allgemein bekannt. Das Eintreffen der Weisen und das Ziel ihres Forschens wurden Herodes gemeldet. Er hatte offenbar einen guten Nachrichtendienst. Und als er hörte, wonach die Weisen suchten, erschrak er und ganz Jerusalem mit ihm. Warum? Erschrecken des Herodes und jenes der übrigen Bewohner Jerusalems haben verschiedene Ursachen. Herodes, der verhasste Ausländer und Tyrann, fürchtet um seine Person und seinen Thron. Die Einwohner der Jerusalemer Stadt zittern vor neuen Gewalttaten von seiner Seite. Hier zeigt sich, meine lieben Freunde, ein Zug, der das ganze Leben Jesu begleiten wird. Heidnische Männer kommen aus weiter Ferne, um dem jüdischen Messias zu huldigen, bei seinem eigenen Volk dagegen bewirkt die Kunde von seinem Ankommen nicht Freude und Jubel, sondern Schrecken und Bestürzung. Jesus ist der von Anfang an von seinem eigenen Volk abgelehnte Messias.

Herodes ist alarmiert. Er muss dieses Knaben habhaft werden, und er ist zu raschem Handeln entschlossen. Aber dazu muss er zunächst einmal den Geburtsort des angeblichen Rivalen erfahren. Er identifiziert diesen König mit dem Messias und fragt deswegen bei den Schriftgelehrten nach, wo der Messias geboren wird. Sie geben ihm Auskunft: Das steht beim Propheten Michäas: „Du, Bethlehem, bist zwar die kleinste unter den Fürstenstädten Judas, aber aus dir wird hervorgehen, der sein Volk erlösen wird.“ Vielleicht haben Sie bemerkt, dass Matthäus dieses Zitat verändert. Im alttestamentlichen Zitat heißt es, Bethlehem sei die kleinste unter den Fürstenstädten, er schreibt: „... du bist keineswegs die kleinste“ – er verändert das Zitat. Warum? Weil jetzt die Verheißung eingetroffen ist. Jetzt ist es nicht mehr die kleinste unter den Fürstenstädten von Juda. Und jetzt erst, nachdem Herodes den Ort, wo der Messias geboren sein soll, erfahren hat, jetzt lässt er die Weisen in aller Heimlichkeit zu sich kommen. Warum in aller Heimlichkeit? Er möchte Aufsehen vermeiden. Seine Untertanen sollen nicht erfahren, dass der verheißene Messias eingetroffen ist; sie könnten sich ja ihm anschließen. Und deswegen: Er ließ sie heimlich zu sich kommen. Zu welchem Zweck? Er will sie einmal als Kundschafter benutzen. Sie sollen ausfindig machen, wo der angebliche König geboren ist. Sie sollen also nach Bethlehem gehen und dort erforschen, wo das Kind sich befindet. Er will aber zum anderen auch den Zeitpunkt der Geburt erfahren, und der fällt ja mit dem Erscheinen des Sterns zusammen. Geburt Jesu und Erscheinen des Sterns sind zeitgleich. Und dieses Wissen wird er benutzen, um den Thronprätendenten aus dem Wege zu räumen.

Von König Herodes erfahren dann die Weisen, wo der Messias geboren werden soll. Nach Jerusalem waren sie durch das Erscheinen des Sterns geführt worden. Das ist aber nicht etwa so, wie manche meinen, dass der Stern auf dem ganzen Wege nach Jerusalem sichtbar war. Nein, sie bedurften



seiner Führung nicht; nach Jerusalem zu finden, das war damals nicht schwer. Aber jetzt weist ihnen die alttestamentliche Weissagung den Weg nach Bethlehem. Und jetzt wird der Stern noch einmal sichtbar. Er gibt ihnen die Bestätigung, dass sie auf dem rechten Wege sind. Weissagung und Stern enthalten die gleiche Botschaft. Die Weisen finden das Kind in Bethlehem, aber nicht, wie manche meinen, in einem Stalle, sondern in einem Hause. Josef ist offensichtlich mit seiner Familie längere Zeit in Bethlehem geblieben und umgezogen. Der Stall war nur eine Notunterkunft; jetzt wohnt die Familie in einem Hause. Das ist kein Widerspruch. Die Familie konnte natürlich nicht in diesem Stall bleiben, in dem Jesus geboren wurde, sondern zog um. Josef stammte ja aus dieser Ortschaft und hat vielleicht Verwandte dort gehabt, die ihn aufgenommen haben, jetzt aufgenommen haben. Jedenfalls wird das Kind gefunden in einem Hause. Die Ankunft der Weisen fällt in eine erheblich spätere Zeit als die Geburt Jesu. Woher wissen wir das? Aus der Tatsache, dass Herodes alle Knäblein bis zu zwei Jahren ermorden ließ. Wenn die Weisen 14 Tage nach der Geburt gekommen wären, hätte er ja den Befehl gegeben, es sollen nur die Kinder getötet werden, die in den letzten vier Wochen geboren wurden. Aber nein: bis zu zwei Jahren, es muss also schon längere Zeit vergangen sein seit der Geburt Jesu; man nimmt an 1½ Jahre. Die Weisen betreten das Haus, das sie erforscht haben, sie finden das Kind und seine Mutter, sie fallen nieder und huldigen ihm. Das sind die orientalischen Weisen, wie man Ehrfurcht und Unterwürfigkeit ausdrückt, vor allem Huldigung vor einem König. Mit der Huldigung vor dem König waren nach orientalischer Sitte häufig Geschenke verbunden, die man überreichte. Die Juden erwarteten, dass auch dem Messias, wenn er einmal erscheinen sollte, Gaben dargebracht würden. Und so bringen auch die Weisen dem Jesusknaben Geschenke dar: Gold, Weihrauch, Myrrhe – die üblichen Kostbarkeiten des Orients. Sie müssen – das muss man wohl daraus schließen – keine ganz armen Männer gewesen sein.

Die Weisen werden während ihres Aufenthaltes in Jerusalem und Bethlehem manches über den Charakter und die Herrschaft des Herodes erfahren haben. Sie sollten ja zu ihm zurückkehren und ihm Auskunft geben, wo sich der neugeborene König befindet, aber darauf verzichteten sie. Sie gehen nicht zu Herodes zurück. Sie wissen jetzt, dass das ein Tyrann ist, ein verhasster Ausländer. Sie kehren auf einem anderen Weg in ihre Heimat zurück, gewarnt von einem himmlischen Boten. Und damit verschwinden sie aus der Geschichte. Aber wir dürfen annehmen, dass sie ebenso wenig wie die Hirten von dem geschwiegen haben, was sie gesehen und gehört hatten. Wir können annehmen, dass sie die frühesten Boten des Messias in den östlich von Palästina gelegenen Gebieten, also Irak, vielleicht auch im Iran gewesen sind.

Die ungläubige Theologie sieht in dem Bericht über die Weisen einen Mythos, der die Herrschaft über die Heidenwelt versinnbildeln soll, eine Erfindung ohne historischen Hintergrund, eine Ableitung aus dem Kult des Mithras in Persien. Der Grund für diesen Unglauben ist die weltanschauliche Voreingenommenheit dieser so genannten Exegeten. Nach ihnen kann in der Geschichte nichts passieren, was nicht jeden Tag passiert und was sich nicht beliebig wiederholen lässt. Der Unglaube findet für alles und immer eine Ausflucht, um dem Glauben zu entgehen. Er folgt stets den Vorstellungen der Spießer. Gott kann es ihnen niemals recht machen. Wir brauchen uns durch die ungläubigen Aufstellungen nicht irre machen zu lassen, meine lieben Freunde. Es besteht kein Anlass, an der Geschichtlichkeit des Berichtes vom Erscheinen der Weisen aus dem Osten in Bethlehem zu zweifeln. Der Bericht fügt sich vortrefflich in die Zustände und Umstände der Zeit der Geburt Jesu ein. Seine Schlichtheit trägt das Merkmal der Echtheit. Spätere Ausmalungen gehören nicht zum biblischen Befund. Origenes nimmt drei Magier an – aus der Dreizahl der Geschenke erschlossen. Tertullian billigt den Männern königlichen Rang zu – keine Gewissheit aus der Bibel. Das sind nachträgliche Vermutungen; sie gehören nicht zum biblischen Sachverhalt. Die Magier, ihr Erscheinen in Jerusalem und ihre Huldigung in Bethlehem sind ein fester und unaufgebbarer Bestandteil des Evangeliums von Jesus Christus. Wir können und sollen uns ihnen anschließen und vor dem Gottesskind niederfallen mit dem Bekenntnis auf den Lippen und im Herzen: „Wir sind gekommen, ihn anzubeten.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Trübsal, beharrlich im Gebet

14.01.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es gibt Lebensregeln, die von klugen und erfahrenen Männern und Frauen aufgestellt sind. An diese Lebensregeln kann man sich halten. Ich will Ihnen drei nennen:

1. Woran du selbst schuldig bist, das schiebe nicht auf die Verhältnisse.
2. Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben.
3. Selten steht einer im Leben vom Beginn auf der richtigen Stelle. Kann er sie nicht erreichen, dann hat er zu sorgen, dass die Stelle, auf die er hingestellt ist, die richtige Stelle werde.

Diesen Lebensregeln, die von Menschen erfunden sind, möchte ich mal an die Seite stellen Lebensregeln, die von Gott herkommen, die aus der Offenbarung stammen und die uns der heilige Paulus in der heutigen Epistel vorlegt: „Seid fröhlich in der Hoffnung, seid geduldig in der Trübsal, seid beharrlich im Gebete“ – fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Trübsal, beharrlich im Gebet. Hoffnung ist das Sich-Ausstrecken nach einem zukünftigen Gut, ist die auf die zukünftige Erfüllung eines Wunsches gerichtete Erwartung. Hoffnung bezieht sich also auf etwas, was noch nicht ist, aber was werden kann. Die Hoffnung ist allen Menschen vertraut; im alltäglichen Leben ist sie unentbehrlich. Der Inhaftierte erhofft seine Befreiung, der Arbeitslose erhofft Anstellung, der Kranke erhofft Genesung, der Aktienbesitzer erwartet die Wertsteigerung und der Anhänger des Wissenschaftsoptimismus und der Wachstumsbesessenheit meint, dass die Konjunktur immer weiter steigen werde. Manche haben die Hoffnung zu einer Ideologie ausgewalzt, z.B. Karl Marx. Er behauptet ja, die Religion mit ihren Verheißungen sei erfunden, um die bedrängten und elenden Menschen über ihre bedrückenden Verhältnisse hinwegzutrusten. Und so hat er das berühmte Wort gesprochen: „Religion ist das Opium des Volkes“, d. h. sie versetzt das Volk in einen Zustand der Illusion. Gegen diese Illusion will er das wirkliche Glück der Menschen schaffen. Wodurch? Durch die klassenlose Gesellschaft und durch die Umverteilung der Produktionsmittel. Das Proletariat wird die Staatsgewalt übernehmen und an die Stelle der Regierung über Personen wird die Verwaltung von Sachen treten. Am Schluss steht das Prinzip: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen. Wir wissen, dass diese Ideologie gescheitert ist, aber sie kann wiederkommen. Vor kurzem wurde ein Priester der Orthodoxen Kirche in Russland gefragt: „Halten Sie es für möglich, dass der Kommunismus einmal wiederkommt?“ Er sagte: „Ich halte das für möglich.“ Die Hoffnung der Christen ist anderer Art. Der Katechismus stellt die Frage: „Was dürfen wir hoffen?“ Darauf gibt er die Antwort: „Wir dürfen hoffen die Verzeihung unserer Sünden, Gottes Gnade und die ewige Seligkeit.“ Die Hoffnungen der Christen sind also auf übernatürliche Güter gerichtet, jedenfalls in erster Linie. Wir dürfen auch zeitliche Güter erhoffen, aber nur in Beziehung auf die ewigen Güter; wir dürfen die zeitlichen Güter nicht den ewigen vorziehen. Worauf stützt sich die Hoffnung? Nun, die irdischen Hoffnungen stützen sich eben auf irdische Gründe. Der Arbeitslose hofft, dass die Konjunktur anzieht; der Prüfling hofft, dass der Prüfer milde mit ihm verfährt; der Kranke hofft auf die Kunst der

Ärzte. Der Garant der christlichen Hoffnung ist Gott selbst. Der Christ hofft auf Gottes Treue, er erwartet, dass Gott erfüllen wird, was er verheißten hat. Deswegen haben die Christen eine Hoffnung, die ihnen keine irdische Macht rauben kann, denn Gott betrügt die Menschen nicht. Eine Säule unserer Hoffnung ist unser Kindschaftsverhältnis zu Gott. Wenn wir Kinder Gottes sind und wenn er für diese Kinder seinen eigenen Sohn geopfert hat, wie sollte er uns in ihm nicht alles schenken? Wenn wir Kinder sind, sind wir auch Erben. Kinder erben, und wir erben das, was Gott für uns bestimmt hat: die ewige Freude. Die Christen haben einen ganz realen Grund für ihre Hoffnung: das ist der auferstandene Christus. Petrus schreibt in seinem 1. Brief ausdrücklich, dass uns Gott wiedergeboren hat zu lebendiger Hoffnung durch die Auferstehung seines Sohnes. Was mit dem entseelten Leib des Gekreuzigten geschehen ist, ist so gewaltig, unerhört und mächtig, dass sich darauf die festeste und zuversichtlichste Erwartung gründen lässt. Mit diesem Christus sind wir ja zusammengewachsen in der Taufe. Was an ihm geschehen ist, muss an uns geschehen. Er ist der neue Adam. Wenn wir durch Ähnlichkeit mit seinem Tode verbunden sind, werden wir auch mit seiner Auferstehung verbunden sein, denn die Kraft seines Auferstehungsleibes ist in uns. Es gibt einen weiteren Grund für unsere Hoffnung, für die Hoffnung der Christen: das ist die Anzahlung, die wir schon empfangen haben. Der Anzahlung folgt die Auszahlung des Gesamtbetrages. Und welches ist die Anzahlung? Das ist die Gabe des Heiligen Geistes. Der Geist ist die Erstlingsgabe Gottes, als Angeld in unsere Herzen gegeben. Wer das Angeld erhalten hat, ist gewiss, das gesamte verheißene Erbe zu erhalten. Wenn wir also wahrhaft gläubig sind, meine lieben Freunde, dann dürfen wir auch fröhlich sein in der Hoffnung. Wir erhoffen etwas, was uns gewiss zuteil werden wird. Mag die Gegenwart noch so traurig sein, uns steht etwas bevor, was uns freudig stimmt. Die Hoffnung gibt uns die Zuversicht, dass Gott seine Verheißungen erfüllen wird. Seine Macht und sein Reichtum und seine Treue werden uns die Hoffnungsgüter schenken.

„Seid geduldig in der Trübsal.“ Trübsal sind Ereignisse, Umstände, Zustände, die uns betrüben, die Freude rauben, das Leben verdüstern. Die Trübsal ist mannigfaltig. Heimsuchungen, Notlagen, Widerwärtigkeiten können das menschliche Herz in Betrübniß versetzen. Trübsal kann aus der Natur entstehen. Die Dürre, die über uns kommt, der Überfluss an Regen, die Kälte, der Schnee, der Hagel-schlag; das alles sind Trübsale, die über uns kommen. Schicksalsschläge, Katastrophen können über ganze Städte und ganze Regionen kommen. Vulkane können ausbrechen, Tsunamis können Tausende töten, Erdbeben und Seuchen können über uns hereinbrechen; wir sind vor nichts gefeit. Über den Einzelnen kann ein Unglück kommen: Verlust der Güter, Verlust der Arbeitsstelle, Unfall, Krankheit, Verletzung, Verlust lieber Menschen. Niemand kann hier auf Erden ohne Trübsal und Herzeleid leben. Gram und Kummer, Trauer und Weh bleiben keinem Menschen erspart. Was ist zu tun angesichts der Trübsal? Paulus weiß es: „Seid geduldig in der Trübsal.“ Geduld ist das Sich-Schicken in die Trübsal mit dem Willen, sie auszuhalten. Mit Geduld ist das tapfere Standhalten, die Ausdauer in Mühen und Gefahren, das Wartenkönnen auf den rechten Augenblick. Geduld bezeichnet den Gleichmut in den Wechselfällen des Lebens. Leid, das nicht behoben werden kann, muss getragen werden. Und die Tugend, die uns zum Tragen verhilft, ist die Geduld. Wie lernt man die Geduld? Wie erwirbt man die Geduld? Nun, zunächst einmal durch vernünftige Überlegungen. Wenn uns Menschen lästig werden – und das geschieht ja leider nicht selten –, dann kann man sich sagen: So sind halt die Menschen, andere gibt es nicht. „Wenn du willst, dass andere dich ertragen, so ertrage du sie zuerst“, schreibt das Buch von der „Nachfolge Christi“. „Wofür sollte deine Geduld gekrönt werden, wenn du nichts Widerwärtiges dulden willst?“ Trübsale sind Prüfungen für den Wert eines Menschen. Unter dem Leid reifen die Menschen. Tatsächlich gilt das Wort: Wer nicht gelitten hat, was weiß der? Der gläubige Christ hat noch andere Mittel und Motive, um geduldig in der Trübsal zu bleiben. Wir dürfen zu unserem Gott und Heiland rufen, dass er die Trübsal abwende, dass er sie beende. Und Gott verlässt die Seinen nicht. Er rettet diejenigen, die demütig zu ihm rufen. Wenn die Trübsal bleibt, müssen wir sie ertragen. Das Buch von der „Nachfolge Christi“ enthält eine kurze, aber umfassende Lehre, wie die Trübsal, das Leid, das Kreuz getragen werden soll. Es geht davon aus, dass überall ein Kreuz für einen zugerüstet ist. „Es wartet auf dich, bis du kommst und deine Schulter darunterlegst. Du kannst dem Kreuz nirgends entfliehen, wohin du immer laufen magst.“ Und für das Tragen des Kreuzes gibt es zwei Möglichkeiten. Erstens: „Wenn du dein Kreuz willig trägst, so wird dich das

Kreuz hinwieder tragen.“ Wenn du dein Kreuz willig trägst, so wird dich das Kreuz hinwieder tragen, d.h. das Leid, das der Christ fügsam aushält, entfaltet eine geheime Segenskraft. Es verbindet den Christen mit Gott, es verhütet oder vermindert Versuchungen, es hält von Ausgelassenheit und Übermut frei, es lehrt Vorsicht und Zufriedenheit. Der Trierer Priester Peter Schlicker schrieb am Karfreitag 1942 aus dem Konzentrationslager Dachau an seinen Bruder: „Wie beglückend ist das Leiden mit Christus. Es trägt in sich eine herrliche Frucht: inneren Frieden und eine Freude, die nichts in der Welt zu geben, aber auch nichts zu rauben vermag.“ So der Märtyrerpriester Peter Schlicker im Konzentrationslager Dachau. Zweitens: „Wenn du dein Kreuz unwillig trägst, so legst du auf dein Kreuz ein zweites Kreuz.“ Das Aufbegehren gegen das Leid hebt ja das Leid nicht weg, es bleibt bestehen. Aber zu der ursprünglichen Last kommt eine weitere, nämlich die eigene Verdrießlichkeit gegen sie. Und schließlich noch ein dritter Ratschlag oder eine dritte Warnung: „Wenn du dein Kreuz gewaltsam abschüttelst, so wirst du ohne Zweifel wieder ein anderes finden, und dies andere wird vielleicht schwerer sein als das, welches du abgeworfen hast.“ Es gibt offenbar im Leben eines jeden Christen einen Haushalt des Leids. Jedem ist offenbar von Gott eine bestimmte Summe von Übeln zugedacht, zugemessen. Eine Art innere Gerechtigkeit sorgt dafür, dass das festgesetzte Maß erhalten bleibt. Und wer einem bestimmten Leid ausweicht, der wird nicht leidfrei, sondern gerät in ein Leid anderer Art. Diese drei Weisungen aus dem Buch von der „Nachfolge Christi“, meine lieben Freunde, sollen uns Verständnis für das geben, was Paulus sagt: „Seid geduldig in der Trübsal.“ Alles, was Gott über uns kommen lässt, wird uns in seiner Hand zum Segen.

„Seid beharrlich im Gebete“ lautet die dritte Lebensregel Pauli. Gebet ist die Erhebung des Geistes zu Gott in der Absicht, Gott zu ehren, ihm die schuldige Huldigung und Unterwerfung zu leisten. Dies geschieht durch Anbetung, Danksagung und Bitten. Das Gebet ist Ausdruck des Glaubens und der Frömmigkeit. Es ist wesensnotwendiges Mittel der personalen Beziehung des Menschen zu Gott. Wer nicht betet, kann auch keine Beziehung zu Gott haben. Der Mensch kann, soll, muss betend Gott anerkennen und ihm Lob, Dank und Bitte darbringen. Das Gebet stellt die Verbindung des Menschen mit Gott her; es ist die Brücke zu Gott. Das Gebet ruft die Hilfe Gottes herbei. Das Bittgebet liegt uns am meisten, mit Recht. Wir sind total abhängig von Gott und wir wissen, welchen Gefährdungen wir in dieser Welt unterliegen. Sündenbekenntnis und Vergebungsbitten sind Bestandteile des Bußgebetes. Auch der an Gott gerichtete Dank ist Anerkennung der Abhängigkeit von Gott. Wer Gott dankt für die Gaben der Natur und des Übernatürlichen, der bestätigt deren Herkunft von dem allmächtigen und allgütigen Gott. Paulus schreibt an die Gemeinde in Saloniki: „Betet ohne Unterlass.“ Nun, damit ist natürlich nicht das ununterbrochene aktuelle Gebet gemeint – dazu ist ja kein Mensch fähig –, nein, damit ist die habituelle Bereitschaft, die ständige Bereitschaft gemeint, sich zu Gott zu wenden, sei es als Dank, sei es als Bitte, sei es als Lob und als Anerkennung. Das Gebet ist auch keineswegs einseitig nur das Anbeten Gottes durch den Menschen. Das Gebet ist auch die Antwort Gottes zu den Menschen. Im Gebet hören wir Gott, vernehmen wir Gott. Im Gebet spricht Gott zu uns. Im Gebet erfährt der Mensch Gottes Willen, seine Anerkennung und seinen Tadel für das menschliche Tun. Wie sollen wir beten, meine lieben Freunde? Nun, das richtige Gebet hat bestimmte Eigenschaften. Es muss innerlich sein, d.h. das Gebet muss nicht nur mit den Lippen, sondern mit dem Herzen verrichtet werden. Unser Geist soll sich zu Gott erheben. Wir sollen gläubig beten. Wir müssen fest überzeugt sein von der Existenz des personalen Gottes, der uns kennt und der uns sieht und der unser Gebet hört. Wir sollen hoffnungsvoll beten. Wir dürfen hoffen, dass Gott unsere berechtigten Bitten erhört. Wir müssen demütig beten, also im Bewusstsein unseres Ungenügens, unserer Unwürdigkeit. Wir müssen ergeben beten, d.h. wir müssen uns fügen in das, was Gott als Antwort auf unser Gebet tut. Wir müssen es Gott überlassen, wie er über uns verfügt. Und nun fordert Paulus in der heutigen Epistel: „Seid beharrlich im Gebete“, d.h. wir müssen im Gebet ausharren. Man darf es nicht einstellen, wenn das erbetene Gut nicht eintrifft. Man darf Gott keine Bedingungen stellen, man darf ihm auch keine Zeitgrenze setzen. Gott verträgt kein Ultimatum. Das Ausharren im Gebet zeigt die Ernsthaftigkeit und die Dringlichkeit unserer Bitten an. Nur ein beharrliches Gebet hat die Wirkung, die Seele zu erheben, zu weiten und vorzubereiten, dass sie für himmlische Güter aufnahmefähig wird. Beharrlichkeit sollen wir aber nicht nur im Bittgebet üben, sondern auch im Lob- und Dankgebet. Wir ersehnen ja die Beharrlichkeit im Guten bis zum Lebensende. Das ist uns allen aufgegeben, dass wir in

der Gnade verharren. Wer das Ziel hat, im Tode Gott anzuhängen, der wird auch im Leben zu Gott finden. Er wird den Gnadenstand im Leben bewahren, und wenn er ihn verloren hat, alsbald wieder herbeirufen. Die Beharrlichkeit im Guten ist nicht möglich ohne die besondere Gnadenhilfe Gottes und ohne beharrliches Gebet. „Seid fröhlich in der Hoffnung, seid geduldig in der Trübsal, seid beharrlich im Gebete.“ O, meine lieben Freunde, wenn wir doch diese Aufforderungen des heiligen Paulus erfüllen möchten. Dann dürfen wir getrost in unseren Lebenskampf, in unser Lebensleiden hineingehen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Heiland der Aussätzigen

21.01.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Aussatz oder Lepra ist eine chronische Infektionskrankheit. Erreger ist das Mycobakterium leprae; es wurde erst im Jahre 1871 entdeckt. Man fürchtete die Krankheit wegen der Gefahr der Ansteckung. Bis in unsere Zeit galt sie als unheilbar. Erst seit 1940 ist die Behandlung mit Chemotherapeutika möglich. Die Krankheit war im Altertum in Ägypten, Mesopotamien, Indien und China bekannt. Nach Europa ist sie wahrscheinlich durch römische Truppen gekommen. Sie erreichte ihren Höhepunkt vom 6.-13. Jahrhundert und war sehr verbreitet. Die Kranken wurden radikal aus der Volksgemeinschaft und Wohngemeinschaft ausgeschlossen und in Leprosenhäuser außerhalb der Stadtmauer verbannt. Sie wurden ausgesetzt; davon kommt der Name Aussatz. Sie mussten sich durch eine spezielle Kleidung und eine Klapper, die Leprosenklapper, kenntlich machen. Die Juden sahen im Aussatz eine besonders schwere Strafe des Himmels. Unter den Segnungen der messianischen Zeit erwarteten sie die Befreiung von dieser Geißel. Die Rabbinen sagten vom Aussatz, seine Heilung sei so schwer, wie Tote zum Leben zu bringen. Die Bestimmungen über die Absonderung der Aussätzigen waren streng. Sie hatten einen zweifachen Zweck. Einmal natürlich sollten sie die Ansteckung verhüten, zum anderen aber machte der Aussatz kultisch unrein, d.h. der von Aussatz Befallene überträgt seine Unreinheit nicht nur auf alle Personen und Gegenstände, die er berührt, sondern auch auf das Haus, das er betritt, und deswegen musste er abgewehrt werden. Er musste jeden, dem er begegnet, vor Annäherung warnen. Er musste zerrissene Kleidung tragen und aufgelöstes Haar ohne Kopfbedeckung, er musste seinen Bart verhüllen. Er ist ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener, ein Toter und trägt selbst alle Zeichen der Totentrauer an sich.

Ein solcher Aussätziger begegnet Jesus. Der Herr sah sich in seiner Wirksamkeit wiederholt mit Aussätzigen konfrontiert. Er hat sich vor dem Aussatz nicht gefürchtet. Er hat sich den Aussätzigen nicht entzogen, er hat vielmehr den Kampf gegen diese Krankheit aufgenommen. In seiner Antwort auf die Anfrage Johannes des Täufers nennt Jesus die Heilung der Aussätzigen unter den Zeichen der messianischen Zeit: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird Frohbotschaft verkündet. Unter den Vollmachten, die Jesus seinen Jüngern bei der Aussendung gab, war auch die, Aussätzige rein zu machen. Nun hat ein Aussätziger von Jesus und von seiner Wundermacht gehört. Er wagt es, unter Außerachtlassung der strengen Absonderungsvorschriften sich an Jesus heranzudrängen. Er fällt vor ihm auf die Knie und spricht: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Der Mann muss ein unbändiges Vertrauen auf Jesus gehabt haben. Er traut ihm zu, etwas fertigzubringen, was kein Mensch tun kann, nämlich den Aussatz zu besiegen. Er zweifelt nicht an der Macht Jesu, seine Krankheit zu heilen, aber er ist unsicher, ob er den Willen hat: Wenn du willst, kannst du mich rein machen. Die Reinigung, die er von der Macht und Barmherzigkeit Jesu erbittet, bedeutet die Heilung von der Krankheit. Die Reinerklärung war nach dem Gesetz Sache der Priester. Wie verhält sich Jesus? Die handschriftliche Überlieferung im Markusevangelium geht auseinander. Die meisten Handschriften schildern ihn als erbarmungsvoll, einige, aber gewichtige Handschriften, nennen ihn erzürnt. Welche Lesart ist ursprünglicher? „Erzürnt“ könnte die ursprüng-

liche Lesart sein. „Erbarmungsvoll“ lässt sich als spätere Korrektur erklären, nicht aber „erzürnt“. Dann versteht man auch, warum Matthäus und Lukas das Wort „erzürnt“ weglassen. Ja, warum war Jesus erzürnt? Wäre nicht Mitleid angebracht gewesen mit dem Aussätzigen? Warum war er erzürnt, während er gleichzeitig seine Hand ausstreckt, um ihn zu heilen, und ihn berührt? Der Zorn kann sich nicht dagegen richten, dass der Aussätzige gegen das Gesetz der Absonderung verstößt; es war ohne Bedenken, an ihn heranzutreten. Der Zorn des Herrn richtet sich gegen die Macht des Bösen, die er im Aussatz wirksam sieht. Gott wollte, dass alle Menschen heil sind und von Krankheiten frei, aber der Böse hat dafür gesorgt, dass mit der Sünde auch die Krankheit in die Welt kam, und deswegen ist der Herr erzürnt. Jesus streckt seine Hand aus, rührt ihn an und spricht zu ihm: „Ich will, sei rein.“ Die Geste des Ausstreckens der Hand ist Ausdruck der Macht Jesu über die Krankheit. Und die Berührung des Kranken setzt sich über die gesetzlichen Bestimmungen hinweg, dass sie verunreinigende Wirkung habe. Die Heilung erfolgt durch ein Machtwort Jesu, und die Wirkung tritt sofort ein. Der Aussatz weicht von ihm, er wird rein. Mit einer zornigen Geste, die dem Schweigegebot größeren Nachdruck geben soll, jagt Jesus den Geheilten weg und spricht zu ihm: „Nimm dich in Acht und sage es niemand.“ Er gebietet absolutes Schweigen über die Heilung. Warum? Er will nicht, dass die Kranken von allen Seiten zusammenströmen, wo immer er sich einfindet. Er ist nicht als Heiler aller Kranken vom Vater gesandt, sondern als Befreier von Sünde und Schuld sowie als Gründer des messianischen Reiches. Dann verlangt er von dem Geheilten die genaue Erfüllung der Gesetzesbestimmung: „Zeige dich dem Priester und bringe das für die Reinigung gebotene Opfer dar, zum Zeugnis für sie.“ Der Geheilte musste sich dem dienstuenden Priester im Tempel stellen. Dieser hatte ein genaues Formular, wie er die Heilung bestätigen musste, eine Zeremonie, durch die der Kranke für geheilt erklärt wurde, und dann musste er das vorgeschriebene Opfer für die Heilung entgegennehmen. „Zum Zeugnis für sie“, was bedeutet das? Es bedeutet: zur Beglaubigung für die übrigen Menschen, dass er wirklich geheilt worden ist. Beglaubigt werden soll nicht Jesu Wunderkraft und Wundermacht, denn der Herr gebietet ihm ja, davon zu schweigen, nein, beglaubigt werden soll die Gesundung des wieder in die menschliche Gesellschaft aufgenommenen Kranken. Jesu Schweigegebot erweist sich als wirkungslos. Der Geheilte verkündigt überall in seiner überströmenden Freude die Tat Jesu. Um dem Zulauf des Volkes zu entgehen, muss sich Jesus in einsame Gegenden zurückziehen; auch dort folgt ihm der Andrang der Massen.

Ein unerhörtes Wunder ist geschehen. Ohne Untersuchung, ohne medizinische Behandlung, ohne Medikamente, ohne Inanspruchnahme eines langen Zeitraums, ohne jede menschliche Hilfe ist der Leprose geheilt worden durch ein einziges kurzes Wort Jesu. Was Menschen unmöglich ist, was nur Gott möglich ist, das ist geschehen. Jesus hat mit dieser Tat seine gottgleiche Würde unter Beweis gestellt. Wunder sind ein zum Glauben verpflichtendes Zeugnis Gottes für Jesus. Die Wunder Jesu sind ein Beweis seiner Messiaswürde und seiner Gottessohnschaft. Das Leben Jesu, meine lieben Freunde, war in buchstäblichem Sinne ein wunderbares Leben. Es hat nie eine Überlieferung von Jesus gegeben ohne Wunder. Wir kennen Jesu als Wundertäter oder wir kennen ihn überhaupt nicht. Der Unglaube erklärt die Wunder Jesu weg. Das evangelische Lexikon „Religion in Geschichte und Gegenwart“ schreibt – ich zitiere wörtlich: „Historische Kritik zeigt, dass es beweisbare Wunder nicht gibt. Das historisch Beweisbare führt nicht über den Bereich auch anderswo bezeugter psychisch-somatischer Heilwirkung hinaus.“ Das ist der Unglaube. Der Unglaube behauptet, der urchristliche Gemeindeglaube, die Faszination von Jesus habe die Wunder Jesu erfunden. Andere erklären die Wunder Jesu durch Übernahme hellenistischer Wundergeschichten ins Neue Testament. Alle diese Ausflüchte des Unglaubens halten der Kritik nicht stand. Allein die große Zahl der überlieferten Erzählungen legt schon nahe, dass Jesus tatsächlich Wunder gewirkt hat. Das Evangelium nach Markus besteht zu einem dritten Teil aus Wunderberichten. Diese Wunder haben – das lässt keinen Zweifel – einen sicheren Anhalt im Leben Jesu. Sie umfassen Krankenheilungen, Dämonenaustreibungen und Naturwunder. Von der Verwandlung des Wassers in Wein bis zur Stillung des Seesturms reiht sich Wunder an Wunder. Für die Redlichkeit und Tatsächlichkeit des Berichteten sprechen folgende Überlegungen. Erstens: Jesus wollte sich mit seinen Wundertaten nicht selbst in den Mittelpunkt stellen. Er wollte nicht als der große Magier oder Guru, wie man heute sagt, erscheinen, der das Volk beeindruckt. Schauwunder und Zeichen vom Himmel lehnt er kategorisch ab; er ist kein

Zauberer. Zweitens: Niemals gebraucht er seine Wundermacht zu seinem eigenen Nutzen oder Vorteil. Kein Akt der Selbsthilfe wird von ihm berichtet; er wirkt Wunder nur für andere. Wunder dienen nicht seinem Gewinn, sondern dem der Mitmenschen. Drittens: Die Wunder sind kein Mittel, die Menschen zum Glauben zu zwingen. Wenn der Mensch sich öffnet für das Wirken Gottes, wenn er Glauben aufbringt, da geschieht das Wunder: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Wo Jesus keinen Glauben findet, da verschwendet er seine Wundermacht nicht. Für solche Menschen gibt es ohnehin keine Wunder, sondern allenfalls merkwürdige Zufälle, die sie vielleicht in Staunen versetzen. Viertens: Die Berichte über die Wunder enthalten oft genaue Angaben über die beteiligten Personen, Namen und äußere Zustände werden ins Einzelne beschrieben. Die Evangelisten berichten ebenso über den Zulauf der staunenden Menschen, den Ruf, den er sich durch die Wunder erworben hatte, und die hilflose Wut seiner Gegner, die die Wunder nicht abstreiten können. Fünftens: Man liest nirgends, dass es Jesus darum zu tun war, alle Kranken auch nur einer Gegend zu erfassen und Krankheiten überhaupt zu beseitigen. Nie wird in den Evangelien gesagt, Jesus habe selbst die Kranken aufgesucht, sie strömen zu ihm. Er verstand sich weder als praktischer Arzt noch als Medizinprofessor oder Vorstand einer Gesundheitsbehörde; er ist zu anderen Zwecken auf die Erde gekommen, nämlich um die Heilsbotschaft zu bringen. Sechstens: Manche Reden Jesu sind ohne Voraussetzung von getanen Wundern gar nicht denkbar. Einmal trieb Jesus einen Geist aus, der stumm war. Einige Zeugen der Tat behaupteten, durch Beelzebul, den obersten der Geister, treibe er die Geister aus. Jesus macht ihnen das Absurde dieser Meinung klar. Wenn ein Teufel den anderen Teufel austreibt, dann bricht ja sein Reich zusammen; so dumm ist der Teufel auch nicht. „Wenn ich aber durch den Finger Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Ähnlich war es bei der Anfrage des Johannes aus dem Gefängnis: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Jesus gibt die Antwort: „Geht hin und meldet, was ihr hört und seht: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die Frohbotschaft verkündet.“ Jesus verweist also zur Legitimation seiner Person auf die von ihm verrichteten Wunder. Sie stimmen mit den Voraussagungen des Propheten Isaias überein, also ist die messianische Zeit angebrochen, in ihm. Siebtens: Er heilt die Kranken nicht durch Gebet, auch nicht durch eine Zauberformel, sondern durch ein Machtwort, durch einen Willensakt. Er braucht keine irdischen Hilfsmittel. Achters: Die Feinde Jesu haben sein Wunderwirken nicht geleugnet, sie haben es nur dem Pakt mit dem Satan zugeschrieben. Der Evangelist Johannes merkt an, dass es nicht zuletzt die Wandertätigkeit Jesu war, die den Todesbeschluss seiner Feinde auslöste. „Was sollen wir tun, da dieser Mensch viele Wunder tut? Wenn wir ihn gewähren lassen, werden alle an ihn glauben.“ Die Feinde zeugen für die Wunder Jesu. Und schließlich neuntens: Als die Evangelien entstanden, lebten noch viele Menschen, die Zeugen der Taten Jesu gewesen waren. Wie hätte es sich ein Verfasser eines Evangeliums erlauben können, von der wunderbaren Brotvermehrung, von Heilungen und von Totenerweckungen zu berichten, wenn diese gar nicht geschehen wären? Damit hätte er ja den Feinden Jesu das beste Argument in die Hände gelegt.

Wunder, meine lieben Freunde, sind Zeichen, sie zeigen, sie weisen auf etwas anderes hin. Die von Jesus gewirkten Wunder zeigen seine göttliche Herkunft und seine göttliche Macht, und sie weisen auf den Anbruch der Gottesherrschaft in ihm hin. Die Leugnung der Wunder Jesu ist angesichts ihrer sicheren Bezeugung ein Akt der Willkür. Die palästinensischen Massen, die Jesus zuströmten, erheben Protest gegen jede ungläubige Verflüchtigung der Machttaten Jesu. Lassen wir uns, meine lieben Freunde, nicht irre machen. Der Herr, dem wir geglaubt haben, ist der Wunderheiland, der den Leproskranken durch einen Entschluss seines Willens, der im Worte laut wurde, von seinem tödlichen Leiden befreit hat. Der Versuch, den Wunderbericht natürlich zu erklären, also durch Psychotherapie, scheitert am Charakter des Aussatzes. Wann ist jemals ein Aussatz durch Hypnose geheilt worden? Er ist der seelischen Einwirkung entzogen. Er ist auch nicht durch eine außergewöhnliche Persönlichkeit, wie sie Jesus war, zu erklären. Es bleibt uns nichts übrig, als zu bekennen: Jesus ist der Heiland der Welt. Er hat alles wohl gemacht. Er gibt den Stummen die Sprache und den Tauben das Gehör, und er reinigt den Aussatz.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Lohn und Verdienst im Leben des Christen

28.01.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Evangelium der heutigen heiligen Messe haben wir vom Lohn, von der Entlohnung gehört. Der Lohn und die Entlohnung spielen im täglichen Leben eine große Rolle. Beim Militär hatten wir ein Soldbuch, das Finanzamt schickt uns jedes Jahr eine Lohnsteuerkarte zu. Der Lohn hat aber auch seine Stelle in der Religion und in der Heiligen Schrift. Im Alten Testament ist der Gedanke an den irdischen Lohn, an den irdischen! Lohn das wichtigste Motiv des sittlichen Handelns. Wer dem Herrn gehorcht und seine Gebote hält, so heißt es da, der empfängt Segen. Wer dem Herrn nicht gehorcht und seine Gebote nicht hält, der empfängt Fluch. Das wird dutzende, ja hunderte Male im Alten Testament uns vorgetragen. In der Zuteilung irdischen, irdischen! Lohnes für jedes Verdienst offenbart Gott seine Gerechtigkeit und verwirklicht die in seinem Wesen gegründete sittliche Ordnung.

Im Neuen Testament ist es anders. Im Neuen Testament ist der Lohn, und zwar in seiner doppelten Gestalt als Belohnung für die Guten und als Bestrafung für die Bösen, ein wichtiges Motiv des sittlichen Handelns. Immer wieder spricht Jesus vom Lohn oder von der Vergeltung. „Die Heuchler, die Almosen geben, beten und fasten, um von den Menschen gelobt zu werden, haben ihren Lohn schon empfangen, von den Menschen.“ Sie haben also keinen göttlichen Lohn zu erwarten. Wer dagegen diese Werke im Stillen tut, dem wird sie der himmlische Vater vergelten. Die egoistische Form der Nächstenliebe, die auf Erwidern rechnet, hat keinen Lohn von Gott zu erwarten. „Wenn ihr nur die liebt, die euch lieben, was für einen Lohn wollt ihr da erwarten?“ Auf die Jünger, die um des Bekenntnisses Jesu willen verfolgt werden, wartet ein großer Lohn im Himmel. „Wer einem von den Kleinen nur einen Becher frischen Wassers reicht, wird seines Lohnes nicht verlustig gehen.“ Vor allem kommt der Vergeltungsgedanke zum Ausdruck in vielen Gleichnissen Jesu. Die Gerichtsrede Jesu zeigt, dass der über das ewige Heil oder Verderben entscheidende Urteilsspruch nach den geleisteten oder unterlassenen Liebeswerken gefällt wird. Wer Hungerige gespeist, Durstige getränkt, Nackte bekleidet hat, der wird als Gesegneter des Vaters, als Erbe das himmlische Reich in Empfang nehmen. Wer aber den Menschensohn in dieser Welt verleugnet hat, der wird nach dem Gesetz der Vergeltung auch vom Menschensohn beim Gericht verleugnet werden. Wer statt reicher Freunde, die ihm wiedervergelten können, die Armen einlädt, dem wird bei der Auferstehung der Gerechten vergolten werden. Wenn der Menschensohn mit seiner Herrlichkeit wiederkommt, wird er jedem nach seinen Werken vergelten. Darum ist die irdische Lebenszeit die Zeit der Erprobung. Petrus fragte Jesus nach dem Lohn, nach der Entschädigung für die opferreiche Nachfolge der Jünger. Jesus erkennt diese Frage als berechtigt an. Er sagt: „Jeder, der Haus oder Brüder oder Schwestern, Vater oder Mutter, Weib oder Kind oder Äcker um meines Namens willen verlässt, wird hundertfältigen Lohn empfangen.“ Aber über jedes unnütze Wort, das der Mensch spricht, wird er am Gerichtstag Rechenschaft ablegen müssen. Auch alle die Worte gehören hierher, die vom Eingehen ins Gottesreich und ins ewige Leben sprechen und dieses von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhängig machen. Man muss die Gebote halten, um ins Leben einzugehen. Man muss darum ringen; das bloße „Herr, Herr“ sagen, nützt nichts, reicht nicht, genügt nicht. Der Weg zum Leben führt durch eine enge

Pforte. Der Weg ist schmal und schwer zu finden. Um dem ewigen Verderben zu entgehen, muss man bereit sein, Auge, Hand und Fuß zu opfern. Jesus verlangt als Bedingung für das Heil eine Gerechtigkeit, welche die der Pharisäer und Schriftgelehrten übertrifft. In der Bergpredigt empfängt die Fülle der Aussagen ihren eindringlichen Ernst durch den Lohngedanken. „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht wie die Heuchler sein, die lieben es, in den Synagogen und an den Straßenecken sich aufzustellen und zu beten, damit sie den Leuten in die Augen fallen. Wahrlich, ich sage euch: Sie haben ihren Lohn schon empfangen. Wenn du betest, gehe in deine Kammer, schließe die Tür zu und bete im Verborgenen zu deinem Vater, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.“ Nur wer Jesu Worte hört und tut, gleicht einem klugen Manne, dessen Haus Bestand hat, wenn die Stürme tosen und der Regen kommt. Besonders wichtig ist die Beobachtung, dass nicht nur der Sittlichkeit, sondern auch der Frömmigkeit Lohn verheißen wird.

Der Lohngedanke im Evangelium hängt untrennbar zusammen mit dem Gottesgedanken, mit der Lehre von Gott als dem Herrn und vom Gottesreich als dem Ziel des Menschen. Die Ethik des Evangeliums kann nicht lohnfrei sein, weil sie eine Gehorsamsethik ist und nicht Verwirklichung der Idee des autonomen Menschen wie in der Stoa. Im Lohngedanken kommt die Seite des Gottesbegriffes zur Geltung, wonach Gott der Herr ist, der Gehorsam gegen die von ihm gegebene sittliche Ordnung fordert, und der strafende Richter, den man fürchten muss, weil er Leib und Seele ins Verderben der Hölle stoßen kann. Der Lohn, den Jesus gibt, ist anders, als er im Alten Testament dargestellt wird. Der Lohngedanke, die Lohnlehre Jesu unterscheidet sich wesentlich von den Vorstellungen im Alten Testament und im Judentum. Erstens: Der Lohn, von dem Jesus spricht, besteht in der Aufnahme ins Gottesreich bzw. im Ausschluss davon. Er ist also endzeitlich, eschatologisch. Jesus lehnt den Gedanken des Judentums und des Alten Testaments ab, wonach die gerechte Vergeltung schon im Diesseits geschieht, im Glück oder im Unglück auf Erden. Nein, der Satz: „Alle Schuld rächt sich auf Erden“, ein Satz von Goethe, dieser Satz ist kein Satz des Evangeliums. Die von Jesus in Aussicht gestellte Belohnung ist die Aufnahme in die Gottesherrschaft. Sie bedeutet das Heil des Menschen, die Gemeinschaft mit Gott, ist für den Menschen die höchste Vollendung und tiefste Beseligung. Irdischer Lohn kann nur sekundär Motiv des sittlichen Handelns sein in Unterwerfung unter den Willen Gottes und in Ausrichtung auf das Reich Gottes. Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist kein Geschäft, als ob Gott dem Menschen, der brav ist, irdische Vorteile zuwenden würde; so ist es nicht im Evangelium. Zweitens: Jesus legt den Schwerpunkt der Ethik in die Gesinnung des Menschen. Die guten Werke haben nicht einen von der Person des Menschen gewissenmaßen losgelösten Wert, der beim Gericht gewogen wird; nein, der Mensch wird nicht dadurch gut, dass er eine Fülle von Gebotserfüllungen aneinanderreicht, sondern dadurch, dass er gut ist, d.h. sich im Gehorsam beständig an den Willen Gottes bindet. Erst das gibt seinen guten Werken die sittliche Qualität. Belohnt wird der sittliche Wert des Menschen, nicht die Summe seiner einzelnen Taten. Drittens: Nach der Lehre Jesu steht der Mensch mit seinen guten Werken Gott nicht gegenüber wie ein gleichberechtigter Vertragspartner. Die zwei Gleichnisse vom Knecht und vom gleichen Lohn für ungleiche Arbeit, letzteres haben wir soeben gehört, diese beiden Gleichnisse sprechen es aus: Gott gegenüber gibt es für den Menschen keinen Rechtsanspruch. Gott als der Herr des Menschen ist auch bei seiner vergeltenden Tätigkeit frei, sonst wäre er nicht Gott. Der Mensch dagegen steht nicht mit gleicher Freiheit Gott gegenüber. Es ist nicht in seinem Belieben, für den Herrn etwas zu leisten oder nicht, er ist verpflichtet, Gott zu dienen, für ihn zu arbeiten, zu kämpfen und zu leiden. Da er Eigentum des Herrn ist, bleibt er, auch wenn er alles geleistet hat, was er hätte tun können, immer nur ein unnützer Knecht, der seine Schuldigkeit getan hat. Nun gibt Gott dem Menschen für den ihm geleisteten Gehorsam einen Lohn. Der Grund dafür liegt nicht in einem Rechtsanspruch des Menschen, sondern in Gott, dessen Wesen lautere Güte ist, d.h. der Lohn ist immer Gnadenlohn. Das Evangelium vertritt den Lohngedanken nur in der Form der Verheißung, nicht in der Form der Rechtsforderung. Gott fordert gute Werke; sie sind die Bedingung für den Eintritt ins Gottesreich, aber sie begründen keine Forderung gegenüber Gott.

Viertens: Der jüdische Begriff der Gleichwertigkeit von Leistung und Lohn ist in der Lehre Jesu aufgehoben. Der Lohn besteht in der Aufnahme ins Gottesreich. Er ragt dadurch unendlich über jede menschliche Leistung hinaus. Dazu steht nicht im Widerspruch, was das Konzil von Trient über das

Verdienst gegen Luther gelehrt hat: „Verdienst ist ein sittlich gutes Werk, das vor Gott Belohnung verdient.“ Ich wiederhole noch einmal: Verdienst ist ein sittlich gutes Werk, das vor Gott Belohnung verdient. Der Gerechtfertigte hat für seine in der Gnade gewirkten Werke Lohn zu erwarten – daran ist nicht zu rütteln. Er kann sich also den Lohn tatsächlich verdienen, und zwar in dreifacher Weise: Vermehrung der Gnade, Aufnahme in den Himmel und Vermehrung der himmlischen Glorie. Das ist die Lehre des Konzils von Trient, und sie ist unumstößlich. Wenn unsere guten Werke verdienstlich sind, so kommt das daher, dass Gott angeordnet hat, wir sollen uns durch unsere guten Werke den Himmel verdienen. Aber es ist zu beachten: Die Verdienste gründen in der Kraft Gottes. Wir können nur Gutes wirken in seiner Gnade. Gott ist der Haupttätige, wir sind Mittätige. Die verdienstlichen Werke sind Gottes eigene Werke, aber er will, dass sie gleichzeitig Werke des Menschen sind, denn wir könnten uns ja auch seiner Gnade versagen. Die vom Menschen in der Gnade getanen Werke sind wirklich die Werke des Menschen, die Gott lohnt. Weil sie aber in der Kraft Gottes getan sind, krönt Gott seine eigenen Werke, wenn er die menschlichen Taten belohnt. Gott fordert gerechte Werke des Christen, er fordert sie unerbittlich und er gewährleistet mit seiner Gnade, dass sie geschehen. Aber er schließt aus, dass der Mensch Gott die Rechnung präsentiert und dann den Lohn einfordert. Der Lohn ist kein Anspruch, den der Mensch bei Gott geltend machen kann. Die guten Werke, die Verdienste sind eine Bedingung für die Aufnahme ins Gottesreich, aber sie sind nicht die Wirkursache. Die Wirkursache ist immer und nur die Gnade Gottes. Nur unerleuchtete Christusgläubige können meinen, sie vermöchten, Verdienste zu sammeln, die sie Gott vorlegen und vorrechnen dürften, um dafür etwas besseres einzutauschen, um mit ihren guten Werken gewissermaßen einen Wechsel zu erwirken, den Gott einmal einlösen muss. Der Mensch kann gegen Gott keine Forderungen erheben. Wegen der absoluten Unabhängigkeit Gottes kann seine gerechte Belohnung menschlicher Verdienste nur in seiner Selbstbindung beruhen. Man hat der katholischen Lehre die Vorwürfe gemacht der Lohnsucht, der Werkheiligkeit, der Selbstgerechtigkeit; diese Vorwürfe treffen die genuine katholische Lehre nicht. Das Ideal der Sittlichkeit ist in der katholischen Kirche die vollkommene Gottesliebe. Die Seele des äußeren Werkes ist die innere gottgefällige Gesinnung. Die Verdienstfähigkeit des Gerechten ist die Frucht des Erlösungswerkes Christi. Wir sollen das Gute tun, weil es gut ist und erstrebenswert und weil Gott es angeordnet hat, nicht, weil wir Lohn dafür erwarten.

Fünftens: Der Lohngedanke ist in der Lehre Jesu nicht das einzige und vor allen Dingen nicht das Hauptmotiv der Ethik. Dies ergibt sich schon aus dem Verhalten des Menschen zu Gott. Er als der Herr kann von ihm Gehorsam fordern, ohne dafür Lohn zu schulden. Gott will ihn trotzdem aus freier Güte dafür belohnen. Aber das Lohnmotiv bleibt dem Gehorsamsmotiv untergeordnet. Die Ethik des Evangeliums ist nicht eudämonistisch, d.h. der Mensch bejaht und tut das sittlich Gute nicht deshalb, weil dies für ihn nützlich ist, sondern weil es vom Willen Gottes gefordert ist. Wer die Forderung Gottes bloß im Hinblick auf den Lohn erfüllen würde, der würde unsittlich handeln. Dazu kommt, dass Gott nach der Lehre Jesu nicht bloß der unerbittlich Gehorsam fordernde und die Verletzung der sittlichen Ordnung strafende Herr ist, sondern auch der gütige Vater. Dadurch wird das Motiv des Gehorsams in entscheidender Weise umgestaltet. Bestimmend ist nicht mehr die Furcht vor dem Herrn, sondern die Liebe und Dankbarkeit gegenüber dem Vater im Himmel. Gottes fordernde und vergeltende Gerechtigkeit und seine über alles große Güte gehören untrennbar zusammen. Vielleicht, meine lieben Freunde, verstehen Sie das Gleichnis des heutigen Evangeliums jetzt ein wenig besser. Wir sollen für Gott arbeiten, ohne uns mit anderen zu vergleichen oder gar uns über sie zu erheben. Was wir tun, geschieht in selbstverständlichem Gehorsam gegenüber dem allgebietenden Gott. Alles Schielen auf Vergeltung soll ausgeschlossen sein. Wir wissen, dass Gott das Gute vergilt und das Böse straft. Wir erhoffen seinen Lohn, aber wir fordern ihn nicht ein. Wir tun das Gute, weil es gut ist und von Gott geboten ist. In jeder heiligen Messe, meine lieben Freunde, nach der heiligen Wandlung bitten wir ja darum, dass wir auch zu den Heiligen im Himmel aufgenommen werden, und da fallen die entscheidenden dogmatisch wichtigen Worte: *Non aestimátor mériti, sed véniae largítor*. Warum soll uns Gott aufnehmen? Nicht, weil er unsere guten Werke abwägt, als ob sie hinreichend wären, uns die Seligkeit des Himmels zu schaffen, nein, weil er uns seine Gnade schenkt, sein Erbarmen, seine Verzeihung. Deswegen dürfen wir hoffen, aufgenommen zu werden.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Wort Gottes

04.02.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der heilige Evangelist Johannes eröffnet sein Evangelium mit den Worten: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Mit dem „Wort“ ist Christus gemeint. Dieser trägt im Johannesevangelium den Namen „das Wort“, der LOGOS. Von diesem personhaften Wort wird dreierlei ausgesagt:

1. dass es im Anfang, also vor aller Schöpfung, existierte,
2. dass es unterschieden von Gott, aber bei Gott war, und
3. dass es selbst göttlichen Wesens war.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich: Christus als das Wort kann nur in Verbindung mit dem dreifaltigen Gott verstanden werden. Die erste Person in Gott, der Vater, spricht das eigene Wesen aus, das Wort, das er selber ist, und dieses Wort ist personhaft und wird wegen seines Hervorganges aus dem Vater Sohn, Sohn Gottes genannt. Der Hervorgang des LOGOS, also des personhaften Wortes aus dem Vater, ist ein ewiger Vorgang in Gott, der sich immerfort, auch heute noch, vollzieht. Aber damit hat es nicht sein Bewenden. Der innergöttliche Ablauf hat sich fortgesetzt in die Schöpfung Gottes. Durch das Wort, den LOGOS, die zweite Person in Gott, ist alles, was existiert, geworden. Er ist der Schöpfungsmittler. Durch ihn, durch! ihn ist alles geworden. Aber auch damit noch nicht genug. Denn das Wort ist Fleisch geworden. Es hat eine menschliche Natur angenommen, es hat unter uns gelebt, gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen. Christus ist das an die Welt gerichtete, in die Welt hineingesprochene Wort des ewigen Vaters. Er ist die Erscheinung und das Werk des Vaters. „Wer mich sieht, der sieht den Vater.“ Das menschengewordene Wort ist das lauteste und das umfassendste, aber auch das letzte Wort, das Gott in die Welt hineinspricht. Früher, vor alten Zeiten, hat er durch seine Propheten gesprochen, in der letzten Zeit spricht er durch seinen Sohn. Christus, der LOGOS, ist das in der Welt erschienene Gottesleben. In ihm ist Gott sichtbar geworden. Das und nichts anderes ist die Botschaft der christlichen Lehre. Er ist das Bild des Vaters. Wer ihn sieht, der sieht den Vater. In ihm wendet Gott der Welt sein Angesicht zu. Er ist daher der Offenbarer des Vaters, der Offenbarer Gottes durch sein Dasein, durch sein Tun, aber auch durch sein Wort. In diesem Sinne nennt er sich die Wahrheit. Wahrheit bedeutet im Johannesevangelium die sichtbar gewordene Wirklichkeit Gottes. Christus ist die Wahrheit, sofern in ihm die uns unzugängliche Wirklichkeit Gottes aufgetan, geoffenbart wird. In dem menschengewordenen Wort Gottes klingt das Wort, das der Vater in lebendiger Aussprache im innergöttlichen Leben spricht, in die Welt hinein. Es ist gewissermaßen die Übersetzung dessen, was Gott in sich selbst sagt, in die Sprache der Welt. Das kann natürlich nur in analoger Weise geschehen. Christus selbst ist die Erscheinung des ewigen Gottes. Seine Erscheinung, sein Tun, sein Wort; das ist es, was der Vater zur Menschheit spricht. Er ist das Urwort und das Urbild.

Dieses Wort und Bild wird heilmächtig und verbindlich ausgelegt und erklärt in dem Worte, das Jesus spricht in seiner Verkündigung. Was er sagt, ist gute Botschaft, Frohbotschaft, Heilsbotschaft,

Euangelion. Es ist die Botschaft von dem Reiche Gottes und dem darin begründeten Heil der Völker. Sein Wort ist wirksam, es ist ein wirksames Wort. Es ist nicht nur Heilsbotschaft, sondern Heilswirksamkeit. In ihm ist das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes angebrochen. Das haben die Menschen gespürt. Als er einmal einen Besessenen heilte, was bisher noch niemand vollbracht hatte, da sagten die Leute: Was ist denn das? Das ist ja eine Lehre von Macht! Der Teufel ist stark, aber der Stärkere ist über ihn gekommen und hat ihn entmächtigt. Die Gottesoffenbarung geschieht in Christi Erscheinung, Werk und Wort. Sie ist nicht bloß Mitteilung in der Weise der Belehrung, sondern sie ist Mitteilung in der Weise der Teilhabe. Gottes Wort ist nicht ohnmächtige Wortweisheit, sondern göttliche Geistesmacht. Es dringt in den Menschen ein, um ihn umzuwandeln, um den Geist zu erhellen und um das Herz neu zu erschaffen. „Sende aus deinen Geist, und alles wird neu geschaffen.“ Dieses Wort hat sakramentale Kraft. Christus, das Urwort, ist auch das Ursakrament, und die Gotteskraft, die er verleiht, ist der Heilige Geist.

Durch Gottes Wort wird niemand gewaltsam in das dreipersönliche Gottesleben hineingezogen. Es ist zunächst ein gnadenvoller Anruf, eine Einladung, eine Aufforderung, eine Anrede, die Aufforderung, sich in das göttliche Leben hineinzubegeben. Das Wort Gottes wendet sich an das Ohr und an den Geist und an das ganze menschliche Ich, um es in die Pflicht zu nehmen. In Christus spricht Gott der Herr zu uns, d.h. sein Wort ist von höchster Verbindlichkeit. Man kann es nicht bloß zur Kenntnis nehmen. Das Hören des Wortes muss zur personalen Begegnung mit Christus führen. Diesem Wort muss man gehorchen in der Tat des Glaubens; Glaube ist Gehorsam, Gehorsam gegen das Wort Gottes. Nach diesem Wort muss man handeln, durch dieses Wort muss man sich umwandeln lassen, von ihm muss man Zeugnis ablegen. Wer nicht in der Wahrheit lebt, der lebt in der Lüge. Es ist dem Menschen nur die Wahl gelassen entweder in der Wahrheit Gottes, in der durch Christus uns erschienenen Wirklichkeit zu leben oder in der Lüge, in der Welt des Teufels zu wandeln.

Weil in Christus Gott der Herr zu uns spricht, deshalb ist Christi Wort verpflichtend für alle Menschen. Das Christentum ist keine partikuläre Religion, das Christentum ist die Universalreligion. Christus redet wie einer, der gesehen und gehört hat beim Vater, deshalb ist er der maßgebliche Lehrer. Seine Jünger haben nur seine Botschaft auszurichten. Sie haben nicht eigene Weisheit zu verkündigen, sondern das Wort weiterzugeben, das ihnen aufgetragen ist. Paulus sagt: „Wir verkündigen nicht uns selbst, sondern Christus Jesus als den Herrn, uns aber als eure Diener um Christi willen!“ Christus hat durch alle seine Handlungen und Worte die Erlösung des ganzen Menschengeschlechtes vollzogen. Die Gesamtheit seines Lebens hat erlöserische Qualität und Kraft, weil es ein Menschenleben ist, dessen Selbststand die zweite göttliche Person, der LOGOS, ist. In seinem Wirken kommt eine besondere Bedeutung seiner Verkündigung zu. Sein Wort ist das Wort der Wahrheit. Vor Pilatus bekennt Jesus, dass er dazu gesandt ist, von Gott gesandt, um der Wahrheit Zeugnis zu geben. Man kann sagen, dass er durch das Wort der Offenbarung auch eine Erlösung von dem Irrtum bewirkt. Er hat vor allem den religiösen Irrtum abgeschafft. Und heute? Es gibt Menschen, auch Theologen, die sagen, man solle die Anhänger der nichtchristlichen Religionen in Ruhe lassen, man solle sie bei ihrem Glauben, bei ihrem falschen Glauben belassen. Diese Meinung vertritt niemand, der in der Wahrheit steht. Diese Meinung lässt sich mit dem Anspruch der Wahrheit, die in Christus erschienen ist, nicht vereinbaren. Die Anhänger anderer Religionen sollen zum Christentum finden; sie verlieren nichts. Die Körner der Wahrheit, die auch bei ihnen sind, finden sich im Christentum wieder, und viel mehr. Sie verlieren nichts und gewinnen alles.

Das Wort Gottes, das Wort der Wahrheit ergeht an die Menschen. Sein erster und oberster Verkündiger ist Jesus Christus. „Dazu bin ich in die Welt gekommen, dass ich der Wahrheit Zeugnis gebe.“ Aber er ist nicht allein. Er beruft Helfer und Mitarbeiter am Wort: zunächst die Apostel, dann deren Nachfolger. Den Menschen, allen Menschen ist aufgetragen, sie zu hören. Doch was geschieht? Es geschieht das Unheimliche, das Unglaubliche: Der LOGOS war in der Welt, und die Welt ist durch ihn gemacht worden, aber die Welt erkannte ihn nicht. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf. Das ist dem Herrn, das ist dem Verkündiger des Wortes, das ist dem Heiland der Menschen widerfahren. Aber es hat sich fortgesetzt in seinen Nachfolgern, in den von ihm beauftragten Verkündigern. Dazu ist einschlägig das Evangelium, das wir heute gehört haben. Der Herr spricht hier von vier verschiedenen Gruppen von Menschen in Bezug auf das Hören des Wortes

Gottes. Die erste Gruppe sind die Leichtfertigen und Oberflächlichen. Sie hören das Wort Gottes, aber sie hören es gleichsam nur mit einem Ohr. Sie nehmen es nicht mit ihrem Geist, in ihrem Herzen auf. Sie sind beschäftigt mit den Dingen dieser Welt: mit Erwerb und Unterhaltung, mit Spiel und Sport, mit Essen und Trinken, sie haben angeblich keine Zeit für Religion und Kirche. So hat es der Satan leicht, das Wort aus ihrem Herzen zu stehlen; es bleibt unfruchtbar. Die zweite Gruppe sind die schnell Begeisterten und Sprunghaften. Sie sind für alles Neue und Unerhörte aufgeschlossen, so auch für das Evangelium. Aber ihre Begeisterung hält nicht an. Das Wort Gottes treibt keine Wurzeln in ihrer Seele, sie sind Menschen des Augenblicks. Das Wort Gottes wird nicht ihr innerer Besitz. Sie sind nicht existentiell mit der Religion verbunden. „Man hat nichts von der Religion“, sagte mir einmal eine Dame in Österreich. Sie verlangt auch zu viel von den Menschen, und deswegen passen sie sich den Umständen an. Trübsal oder gar Verfolgung um des Wortes willen halten sie nicht aus. Sie fallen ab; das Wort Gottes ist vergeblich für sie gesät. Die dritte Gruppe sind die Weltmenschen, die Genießer. Auch sie hören das Wort, aber es bleibt ihnen fremd. Es interessiert sie nicht, sie erwarten nichts von ihm, es bringt für ihren Lebensstil nichts ein. Es fördert nicht ihre Geschäfte und dient nicht ihren Vergnügungen, darum wird es für sie uninteressant. In der Flut des Gewinnstrebens und des Genießens geht das Wort unter und bringt keine Frucht.

Das Ergebnis dieses Überblicks ist niederschmetternd. Von vier Gruppen sind es drei, die dem Worte Gottes nicht dauerhaft anhängen. Erst und nur die vierte Gruppe nimmt das Wort Gottes ehrlich und ernsthaft auf, hält an ihm fest und macht es zur Grundlage ihres Lebens. Diese Menschen erkennen den überragenden Wert des Wortes Gottes. Ihnen liegt etwas an diesem Wort, es wird zur Richtschnur ihres Lebens. Es sind jene, die Frucht bringen. Frucht sind ihre Tugenden, ihre guten Taten: Menschenliebe, Gottesliebe, Treue, Gerechtigkeit, Enthaltbarkeit, Keuschheit. Der Herr hat das Wirken der Verkündiger des Evangeliums realistisch beschrieben. Jeder Seelsorger wird seine Darstellung bestätigen. Der Sämann Gottes scheint überwiegend vergeblich zu arbeiten. Die Masse der Menschen ist nicht willig, sich ernsthaft auf die Religion einzulassen. Die Beschäftigung mit Gott und den göttlichen Dingen ist ihnen zu anspruchsvoll. Sie halten sich an das, was sie sehen und hören, was sie essen und schmecken; das genügt ihnen. Sie haben kein Verlangen, ihren Geist zu übersinnlichen Dingen, zum verborgenen Gott zu erheben. Sehr viele Menschen meiden die Religion, weil sie nichts wissen wollen vom Dienste Gottes. Sie sind beschäftigt, ihrer Bequemlichkeit, ihren Ansprüchen, ihren Bedürfnissen zu dienen, aber nicht dem unsichtbaren Gott. Sie lachen über die Antwort, die der Katechismus auf die Frage: „Wozu sind wir auf Erden?“ gibt: „Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen, ihn zu lieben und dadurch in den Himmel zu kommen.“ Darüber lachen sie. Viele von ihnen gehören nominell der katholischen Kirche an, weil sie einmal getauft wurden, aber sie machen von ihrer Kircheng Zugehörigkeit keinen Gebrauch. Sie haben den Glauben über Bord geworfen und entziehen sich der Autorität des gottgesetzten Lehr- und Hirtenamtes. Das Gebot, jeden Sonntag am Messopfer teilzunehmen, erachten sie als unzumutbar. Erst recht stört sie die kirchliche Lehre von der Ehe und vom Gebrauch der Ehe. Sie meinen, die Zweisamkeit von Mann und Frau sei dafür da, dass man Spaß miteinander habe. Es war nicht immer so, meine lieben Freunde. Ich habe in den letzten Wochen das zweibändige Werk von Helmut Moll „Zeugen für Christus“ gelesen. In diesem Buche werden alle die Priester vorgestellt, die unter dem Nationalsozialismus ihr Leben für Christus geopfert haben. Sie stammten fast alle aus kinderreichen Familien. Sie hatten sechs, acht, elf, sechzehn Geschwister, fast ohne Ausnahme. Ihre Eltern waren meistens kleine Leute: Maurer, Postboten, Bergarbeiter (im Saarland), Bauern. Sie alle wussten, dass man mit zwei Kindern bequemer lebt als mit neun, aber sie haben dem Gesetze Gottes nachgelebt und vielen Kindern das Leben geschenkt, darunter vielen Priestern. Vor einiger Zeit war ich in einem kleinen Wallfahrtsort. Neben der Kirche steht das Priesterhaus. Ich fragte eine alte Dame: „Wohnt hier ein Priester?“ „Nein“, sagte sie, „schon lange nicht mehr. Wie soll es denn Priester geben, wenn es keine Kinder gibt?“ Die Erfahrungen im Nationalsozialismus und Kommunismus haben uns die vielen Menschen kennen lernen lassen, die ihre Zugehörigkeit zur Kirche verleugnen und aufgeben, wenn sie dadurch Nachteile oder Gefahren zu erdulden haben. Millionen von Christen sind abgeglitten vom Glauben, haben die Kirche verlassen, haben ihr ewiges Erbe verspielt. Als die Gefahren und Bedrückungen vorüber waren, also 1945, da dachten wir, jetzt kommt ein Aufschwung, jetzt kommt wieder Leben in die Gemeinden,

jetzt blüht alles wieder auf. Es scheint tatsächlich eine gewisse Scheinblüte gegeben zu haben, aber nicht lange. Dann kam der Konsumrausch und es kam das Bedürfnis, sich auszuleben, und der Abfall ging weiter. Heute verliert die katholische Kirche in Deutschland jedes Jahr eine Großstadt von hunderttausend Seelen durch Abfall.

Für den Menschen, der Christus und seine Kirche liebt, ist es bitter, das ungleiche Schicksal der Aussaat des Wortes Gottes zu beobachten. Wie viel Arbeit, wie viel Mühe wenden die Sämänner auf. Mit brennenden Augen harren sie auf das Aufgehen der Saat und das Wachstum. Wehen Herzens müssen sie sehen, wie der kaum ausgesäte Samen zertreten wird oder nach dem Keimen eingeht und selbst nach dem Heranwachsen nicht bis zur Frucht gedeiht. Besonders betrüblich ist der Abfall von Christen, die Gott in besonderer Weise berufen hat, also die Priester. Ich war ja mehrere Jahre in der DDR, in der Ostzone tätig, und da waren mir die Ministranten anvertraut. Ich habe viel Kraft und Zeit in sie investiert. Einer von ihnen, ein geweckter Junge aus einer armen Familie, kam auf die höhere Schule, hat das Abitur gemacht und wurde Priester. Vor vierzehn Tagen schaffte ich mir ein Buch an über die DDR. Darin steht geschrieben, dass dieser Priester informeller Mitarbeiter der Staatssicherheit war. Er ist abgefallen. Er bezeichnete die Kirche als „Idiotenclub“. Sämänn, hast du nicht guten Samen gesät? Wie wird es weitergehen, meine lieben Freunde? Nach menschlichem Ermessen wird es weitergehen wie bisher. Die Gottesvergessenheit nimmt zu, der Abfall steigt, der Nachwuchs an Sämännern bleibt aus. Gibt es gar keinen Trost? Ich weiß nur einen: dem Verkünder des Wortes Gottes zuzurufen: „Sämänn Gottes, verzage nicht! Gott hat dich ausgesandt, zu säen, nicht zu ernten. Tu deine Arbeit und überlass das Aufgehen des Samens dem Herrn. Er hat den Lohn der Arbeit und der Mühe, nicht dem Erfolg verheißen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Leiden Jesu Christi (1)

Jesu Stellung zum Leiden

11.02.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Evangelium der heutigen Messe haben wir eben gehört, wie Jesus dem Zwölferkreis der Jünger sein Leiden ankündigt. Er selbst hat es angenommen, weil es der Wille des Vaters war. Durch sein Leiden hat er die ganze Welt erlöst. Das Leiden Jesu lässt uns die Frage stellen, wie Jesus sich überhaupt zum Leiden gestellt hat, zum Leiden, dieser uralten Frage und dieser uralten Not der Menschheit. Die grundsätzliche Antwort lautet: Jesus hat das Leiden weder geleugnet noch weggedeutet. Seine Wunderheilungen waren ja ein Kampf gegen das Leiden. Aber es war nicht seine Sendung, das Elend überhaupt zu beseitigen. Die soziale Frage, eine Hauptquelle der Leiden in dieser Welt, hat er gar nicht berührt. Auch die politischen Leiden ließ er beiseite. Er war nicht gekommen, sein Volk vom Joch der römischen Herrschaft zu befreien. Als eine Ursache von Leiden nennt Jesus die Macht Satans, des Fürsten dieser Welt. Die Besessenheit und die mit ihr verbundenen Zustände, aber auch die Krankheit einer gekrümmten, verkrümmten Frau sind vom Satan verursacht. Als Jesus diese verkrümmte Frau sah, sagte er zu ihr: „Frau, du sollst von deiner Krankheit erlöst sein.“ Dann legte er ihr die Hände auf, und sie richtete sich auf und war befreit. Man machte ihm Vorwürfe, denn er hatte am Sabbat geheilt. Der Sabbat sollte nicht, nach der Meinung der Pharisäer, zum Heilen gebraucht werden. Jesus antwortete: „Jeder von euch bindet am Sabbat seinen Esel oder seinen Ochsen los und führt ihn an die Tränke. Und diese Tochter Abrahams, die der Satan achtzehn Jahre lang gebunden hatte, sollte nicht am Sabbat von ihrer Fessel befreit werden können?“ Der zweite Grund für die Leiden sind die Gerechtigkeit und die Allmacht Gottes. Jesus leugnet nicht, dass Leiden von Gott verordnete Strafe sein kann. Das furchtbare Schicksal Jerusalems, das er voraussagt, ist ein göttliches Strafgericht dafür, dass die Juden ihn als ihren Messias ablehnen. Als Jesus zum letzten Mal in die jüdische Hauptstadt kam, weinte er über die Stadt. Er sagte ihr Einschließung, Erstürmung und Zerstörung voraus, weil sie die Stunde der Heimsuchung nicht erkannte. Auch das Heiligtum wird nicht verschont werden. Als Jesus aus dem Tempel hinausging, da machte ihn einer seiner Jünger aufmerksam: „Meister, sieh, was für Steinblöcke und was für Bauten!“ Jesus entgegnete ihm: „Siehst du diese mächtigen Bauten? Kein Stein wird auf dem anderen bleiben, der nicht niedergerissen wird.“ Die Zeit der Verwüstung Jerusalems sind nach Jesus die Tage der Vergeltung, da alles erfüllt wird, was geschrieben steht: „Es wird ein Zorngericht über dieses Volk kommen.“ Auch an anderen Orten, die Jesus nicht angenommen haben, wird sich dieses Gericht, wird sich diese Bestrafung vollziehen. „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Wenn in Tyrus und Sidon, diesen Lasterstädten, die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Es wird am Tage des Gerichtes Tyrus und Sidon erträglicher ergehen als euch. Und du, Karpharnaum, bist du nicht bis zum Himmel erhoben worden? Bis zur Hölle sollst du hinabgestoßen werden.“ Das ist die Strafe Gottes.



Aber eines lehnt Jesus ab. Er lehnt die herrschende pharisäische Meinung ab, dass alles Leiden Vergeltung für Schuld sei. Im Vorübergehen sah Jesus einen Mann, der von Geburt an blind war. Seine Jünger fragten ihn: „Wer hat gesündigt, er oder seine Eltern, dass er blind geboren wurde?“ Jesus weist diese Meinung ab: „Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern das ist geschehen, damit Gottes Werk an ihm offenbar werde.“ Einige brachten ihm die Kunde, dass Galiläer in Jerusalem an der Opferstätte getötet worden seien. Pilatus hat das Blut der Galiläer mit dem Blut der Tiere vermischt. Jesus entgegnete ihnen: „Meint ihr, dass diese Galiläer, weil sie dieses erlitten haben, größere Sünder waren als alle anderen Galiläer? Keineswegs. Sondern wenn ihr euch nicht bekehrt, wird es euch gleichfalls gehen. Oder meint ihr, die achtzehn Menschen, die erschlagen wurden, als der Turm in Siloe zu Boden stürzte, seien schuldiger gewesen als die anderen Bewohner Jerusalems? Keineswegs, sage ich euch. Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle umkommen.“ Es gibt nach Jesu Lehre Leiden, das nicht verdient ist, das keine Vergeltung für Sünden und Verbrechen ist. Aber es kann nach Gottes Absicht dazu dienen, jene, die es erleben, aufzurütteln aus Trägheit und Gottvergessenheit. Leiden können äußere Gnaden Gottes sein.

Um Jesu Lehre vom Leiden zu verstehen, muss man von der Tatsache seines eigenen Leidens ausgehen. Sein ganzes messianisches Wirken war ja Leiden in vielfältiger Gestalt. Er hat weder Heimat noch Familie. Einmal kam einer zu ihm, der sagte: „Ich will dir folgen, wohin du gehst.“ Da antwortete ihm Jesus: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels haben Nester, aber der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen kann.“ Er durchzieht in aufreibender Wandertätigkeit die Dörfer und Städte Galiläas. Die Evangelisten berichten, dass er manchmal nicht mehr Zeit hatte, einen Bissen Brot zu essen, weil der Andrang an ihn so stark war. Er findet kein Verständnis beim Volk und selbst nicht bei seinen Jüngern. Er stößt auf den erbitterten Widerstand bei den Führern der Judenschaft. Das Ergebnis seiner messianischen Tätigkeit ist ein fast vollständiger Misserfolg. Das war sein tiefstes Leid, der heilige Schmerz, den ihm der steigende Widerspruch gegen seine einzigartige Autorität als der vom Vater gesandte Sohn und gegen sein Heilandswirken bereitete. „Jerusalem, Jerusalem, du mordest die Propheten und steinigst die zu dir gesandt sind. Wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihre Flügel, aber ihr habt nicht gewollt.“ Das Ziel seines Lebens bildete sein Todesleiden. „An mir muss das Schriftwort erfüllt werden: ‚Er ist unter die Übeltäter gezählt worden‘. Denn was von mir handelt, muss sich jetzt vollenden.“ Jesus hat den stellvertretenden Sühnewert und die Gottgewolltheit seines Leidens wiederholt ausgesprochen. Er hat es in vollkommenem Gehorsam gegen den Willen des Vaters auf sich genommen, denn er ist der leidende Gottesknecht, wie ihn der Prophet Isaias vorausgesagt hatte.

Das Leiden gehört auch notwendig zum Leben der Jünger Jesu. Jüngerschaft ist Leidensnachfolge. Jüngerschaft verlangt, sich von den liebsten Menschen loszureißen. Einen forderte Jesus auf, ihm zu folgen. Der entgegnete: „Herr, gestatte mir erst, dass ich meinen Vater beerdige.“ Jesus entgegnete: „Folge mir nach. Lass die Toten ihre Toten begraben.“ Jesus ist gekommen, Unfrieden auf die Erde zu bringen, selbst die Familien zu zerreißen, weil er die Menschen zur Entscheidung für sich oder gegen sich aufruft und zwingt. Jüngerschaft heißt Verzicht auf Lebensgenuss, Ansehen und Geltung. „Wer groß sein will unter euch, der sei euer Diener. Und wer unter euch der Erste sein will, der sei der Knecht aller.“ Jüngerschaft fordert Selbstverleugnung im strengsten Sinne des Wortes. „Wenn einer mir nachfolgen will, dann verleugne er sich selbst.“ Selbstverleugnung heißt: das vermeiden, was man gern tun möchte, und das tun, was man gern meidet; das ist Selbstverleugnung. Um des Heiles willen muss man Auge, Hand und Fuß zu opfern bereit sein. Jüngerschaft hat Schmähung, Hass und Verfolgung, ja selbst den Tod im Gefolge. Wer Christus folgen will, der wird zu einem Zeichen, dem man widerspricht. „Ein Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen.“ „Habt acht auf euch selbst, denn man wird euch dem Gericht überliefern, in den Synagogen auspeitschen, vor Statthalter und Könige stellen um meinetwillen zum Zeugnis für sie. Ihr werdet gehasst werden von allen um meines Namens willen.“ Nur wer sein Leben um Jesu willen verliert, wird es retten.

Der Grund für dieses Leiden der Jünger liegt zutiefst im Zustand dieser Welt. Ihr ist das Evangelium ein Ärgernis und eine Torheit. Die Menschen dieser Welt wollen das Leben nicht um Jesu willen verlieren, sie wollen es nutzen und behalten und genießen. Die meisten Menschen leben nach dem

Grundsatz: Mach dir's auf der Erde schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn. Sie halten sich die Ohren zu, wenn das Evangelium von der Entsagung und vom Kampf, vom Bekenntnis und von der Nachfolge verkündet, ja, sie wollen die Verkündiger dieser Wahrheit zum Schweigen bringen. Die Welt hasst Jesus und um seinetwillen auch seine Jünger und Anhänger, denn der Fürst dieser Welt ist ja der Satan. Die Welt hat Gott nicht erkannt. Deswegen hat sie kein Verständnis für die Verehrung Gottes und für den Dienst Gottes. Die Welt ist Finsternis. Sie hasst das Licht, weil das Licht ihre bösen Werke offenbar macht. Sie bringt die Träger des Lichtes um. Der Grund für dieses Leiden der Jünger liegt dann zutiefst auch im Willen Gottes. Das Kreuz, das die Jünger Jesus nachtragen müssen, ist nicht zufällig. Es ist notwendiges, zum Begriff der Jüngerschaft gehörendes Leiden. Die Nachfolge Christi, die Zugehörigkeit zu seiner Gemeinde bringt unweigerlich Leiden mit sich: einmal durch die erforderliche Selbstverleugnung und die Überwindung, sodann durch die Feindseligkeit der Welt. Aber das nicht durch eigene Schwäche und Unzulänglichkeit erzeugte Leiden bestätigt dem Christen seine Zugehörigkeit zu Christus. Es ist sogar Grund zur Freude, denn es ist das Zeichen der Erwählung. Diejenigen angeblichen Verkündiger des Evangeliums, die die Welt in Ruhe lässt, das sind jene, die sich nicht in die Gliedschaft der Kreuzträger einreihen wollen. Die Feindschaft gegen Christus zeigt sich in der Leidensfülle, welche den Anhängern Jesu zugefügt wird.

Das Leiden, das mit der Zugehörigkeit zu Christus verbunden ist, ist Grund zur Freude, denn es ist das Zeichen der Auserwählung. Darum preist Jesus die Verfolgten selig, und umgekehrt ruft er den Reichen, den Glücklichen und den Mächtigen ein „Wehe“ zu. Die Jünger Jesu haben diese Botschaft verstanden. Nach der Himmelfahrt Jesu wurden ja die Apostel verhaftet, vor den Hohen Rat geführt und es wurde ihnen verboten, im Namen Jesu zu sprechen, und dann wurden sie noch ausgepeitscht. Die Apostel gingen freudig, so heißt es in der Apostelgeschichte, sie gingen freudig vom Hohen Rate fort, weil sie gewürdigt worden waren, für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Die Leiden, die für Jesus und um Jesu willen getragen werden, kommen der Kirche zugute. Sie erfüllen das Leidensmaß Christi und sie haben Nutzen für alle Anhänger des Herrn. Irdische Leiden zählen auch nicht gegenüber der künftigen Herrlichkeit. „Wir müssen mit Christus leiden“, sagt Paulus, „um mit ihm verherrlicht zu werden.“ Und Petrus sagt dasselbe. In seinem 1. Briefe schreibt er: „Freut euch, dass ihr an Christi Leiden teilhabt, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit euch freuen und frohlocken könnt.“

Leiden sind oft ein Rätsel und ein Geheimnis. Die Menschen fragen: Warum trifft mich ein Leid? Sie fürchten das Leid und fliehen vor ihm, wenn es irgendwie möglich ist. Sie ersehnen ein leidfreies Leben. Aber das Leiden macht, nach der Lehre Jesu, das Leben nicht zu einem Übel und nicht wertlos. Das meinen die Buddhisten, aber nicht wir Christen. Das tiefste Unglück für den Menschen ist nicht das Leiden, sondern die Sünde. Sie ist es, die den Menschen wahrhaft unglücklich macht, weil sie von Gott trennt und ihm die ewige Seligkeit raubt. Gottes Wille hat das Leiden zum Mittel der Erlösung und zur Bedingung für das Eingehen in das ewige Leben gemacht; dadurch hat er ihm einen positiven Wert gegeben. Der Jünger hat nicht zu fragen, warum dies so ist. Es ist so, weil es der Wille des himmlischen Vaters ist. Eine Rechtfertigung Gottes wegen der Leiden, die die Jünger treffen, kennt das Evangelium nicht. Mit der Lehre vom gütigen und fürsorgenden Vater ist ohne weiteres gegeben, dass alles Leiden, das den Menschen trifft, sinnvoll und gut ist, d.h. das Leiden hat aufgehört, ein Übel im eigentlichen Sinne zu sein. Der Christ hat die Möglichkeit, dem zu seinem Leben gehörenden Leiden einen Sinn zu geben, indem er es annimmt, teils als Sühne für die eigenen Fehler und Sünden, teils als Prüfung seines Glaubens, teils als Anteil am erlösenden Leiden Christi. Diesen Zusammenhang haben die Heiligen begriffen, meine lieben Freunde. Theresia von Lisieux, die ja jahrelang an Tuberkulose gelitten hat, sagte: „Das Reich Gottes in den Seelen wird weit mehr durch Leiden befestigt als durch die glänzendsten Predigten.“ Das Leiden ist ein Christusmal an der christlichen Seele, ein Segen über Auserwählte, nicht ein Fluch für Verstoßene. Das Leiden ist selig geworden, weil es geliebt wurde. Gott ist nicht gekommen, das Leid zu beseitigen. Er ist auch nicht gekommen, es zu erklären. Er ist gekommen, um das Leid mit seiner Gegenwart zu erfüllen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Leiden Jesu Christi (2)

Die Leidensweissagungen Jesu

18.02.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Evangelien sind sich einig in der Berichterstattung, dass Jesus wissentlich und willentlich in sein Leiden hineingegangen ist. Er hat um sein kommendes Leiden gewusst und er hat es bewusst auf sich genommen. Sie berichten von drei großen Leidensweissagungen, in denen mit steigender Deutlichkeit die Stationen der Passion prophetisch vorherverkündet werden. Der Unglaube, der sich mit Theologie tarnt, behauptet, die Vorhersagen des Leidens durch Jesus seien unhistorisch, sie seien ihm vielmehr nachträglich durch die Gemeinde oder durch die Redaktoren der Evangelien in den Mund gelegt worden, obwohl er sie gar nicht gesprochen hat. Die Erfinder dieser Ankündigungen sind also nach der Meinung dieser ungläubigen Theologen Fälscher, sie haben ihre Hörer und Leser betrogen. Dazu ist einiges zu sagen. Zunächst einmal war Jesus seines Leidens aus mehreren Gründen gewiss. Zuerst ist an die natürlichen Erwägungen und Erfahrungen zu denken; er erlebte ja die zunehmende Feindschaft der jüdischen Führungsschicht. Er kannte das Schicksal seines Vorläufers Johannes und er wusste um das Schicksal der Propheten: sie waren alle mit Tod erledigt worden. Er konnte sich ausrechnen, dass es ihm nicht anders ergehen würde. Das waren rein natürliche Erwägungen. Aber vor allem sagte ihm sein Selbstbewusstsein, was ihm bevorstand. Er wusste sich als den Gottesknecht, den der Prophet Isaias vorherverkündet hatte, der leiden musste, um sein Volk zu erlösen. Er musste für sein Volk sterben, damit das Volk leben konnte. In seinem Selbstbewusstsein verschmilzt diese Gestalt des Gottesknechtes mit der anderen aus dem Buche Daniel, des Menschensohnes, sodass er in seiner Leidensankündigung immer vom Menschensohn spricht, der leiden muss.

Die Leidensweissagungen erfolgten zunächst in verhüllter Form. Aber seit dem Messiasbekenntnis des Petrus geschahen sie offen. Die erste Leidensweissagung steht im 8. Kapitel des Evangeliums nach Markus. Jesus hatte aus den Jüngern durch eine Frage: Für wen haltet ihr den Menschensohn? das Bekenntnis zu seiner Messiaswürde herausgelockt. Im gleichen Augenblick begann er, ihren noch unvollkommenen jüdischen Glauben an seine Messianität zu korrigieren. „Und er hob an, sie zu belehren, der Menschensohn müsse viel leiden und von den Ältesten, Hohenpriestern und Schriftgelehrten verworfen und getötet werden und nach drei Tagen auferstehen.“ Das Neue, das Jesus jetzt ganz offen und geradeheraus den Jüngern mitteilt, ist die notwendige Zugehörigkeit des Leidens, Sterbens und Auferstehens zu seiner Aufgabe als Messias. Der Weg zur Herrlichkeit geht durch den Tod, und zwar werden ihn die berufenen Führer des Volkes verwerfen. Es werden die drei Gruppen genannt, die im Synedrium, im Hohen Rat vertreten waren: die Ältesten, die Hohenpriester und die Schriftgelehrten. Dieses Schicksal ist ein göttliches Muss. Es entspricht dem in der Schrift ausgesprochenen Willen Gottes. Die Jünger sind auf die Kunde, die sie soeben von ihrem Meister vernommen haben, nicht gefasst. Die erste Mitteilung des wahren Charakters von Jesu Messianität wird für sie zum Ärgernis, zum Anstoß. Die Gegenwehr des natürlichen Menschen gegen das göttliche Geheimnis vom leidenden Messias beginnt im selben Augenblick, da Gott es offenbart. Bis zur Stunde ist dieser

Widerstand nicht zu Ende gekommen. Petrus aber macht sich wieder zum Sprecher für alle. Er kann das Leidensgeheimnis nicht fassen – die Auferstehung überhört er – und wagt aus seinem ungestümen Temperament, und damit auch den Unterschied zwischen dem Meister und den Jüngern verkennend, dem Messias das Sterbenmüssen auszureden: „Das sei ferne von dir, Herr, das darf dir nicht widerfahren.“ Er muss dafür eine überaus scharfe Zurückweisung vor den Augen der ebenso denkenden Jünger hinnehmen: „Weg von mir, du Satan, denn du denkst nicht die Gedanken Gottes, sondern die der Menschen.“ Was Petrus will, das macht ihn für Jesus zum Versucher, zum Satan, weil er sich dadurch in direkten Gegensatz zu dem stellt, was Gott will. Deshalb schleudert ihm Jesus das nämliche Wort entgegen, das er dem teuflischen Versucher, der ihn zum Abfall von dem Auftrag seines Vaters hatte verleiten wollen, entgegengeschleudert hatte. Was Petrus über die Aufgabe des Messias denkt, ist natürlich, ist menschlich. Im Grunde kommen alle Einwände gegen das Christentum aus dieser jüdisch menschlichen, irdischen Haltung. Der Vorfall mit Petrus macht die Geschichtlichkeit der Leidensweissagung vor jedem Einwand sicher. Es ist undenkbar, dass die Gemeinde das Wort des Petrus und die scharfe Zurechtweisung durch Jesus erfunden haben könnte. Die Urgemeinde konnte doch unmöglich daran interessiert sein, ihren wichtigsten Mann, den Petrus, den ersten der Apostel, des Unverständnisses für das Leiden des Herrn zu zeihen. Der Urgemeinde konnte ebenso wenig daran gelegen sein, ihn als vom Herrn zurechtgewiesenen Satan hinzustellen. Hier ist der Unglaube in die von ihm selbst aufgestellte Falle hineingetappt.

Die zweite Leidensweissagung steht im 9. Kapitel nach Markus. Jesus machte sich auf seine letzte Reise nach Jerusalem. Er zog noch einmal durch Galiläa, aber nur, um hindurchzugehen. Eine öffentliche Lehrtätigkeit findet nicht mehr statt. Er will vielmehr unbeachtet bleiben, um allen Zulauf des Volkes auszuschließen. „Er wollte, dass es niemand erfahre.“ Sein Ziel ist Jerusalem, wo der Tod auf ihn wartet. Zum zweiten Mal belehrt er seine Jünger: „Der Menschensohn wird in die Hände der Menschen überliefert, und sie werden ihn töten; aber nach drei Tagen wird er wieder auferstehen.“ Im Unterschied von der ersten Leidensweissagung wird diesmal nicht vom Leidenmüssen gesprochen, sondern nur davon, dass er leiden wird. Aber Jesus spricht auch vom Überliefertwerden, und damit meint er nicht die Tat des Judas, sondern er denkt an Gottes Ratschluss, der sich an ihm erfüllen muss. Die Jünger zeigen noch keinen Fortschritt im Verständnis dieser Weissagung. „Sie aber verstanden das Wort nicht, scheuten sich aber, ihn zu fragen.“ Warum scheuten sie sich? Naja, sie dachten wohl an die Zurückweisung, die Petrus erfahren hatte. Sie wagten deswegen nicht, Jesus Fragen zu stellen über dieses Thema.

Im 10. Kapitel nach Markus steht die dritte Leidensweissagung. Sie waren auf den Weg hinauf nach Jerusalem – Jerusalem liegt ja hoch, deswegen: hinauf nach Jerusalem. Sein klares und bestimmtes Wissen, dass die entscheidende Stunde naht, beschleunigt die Schritte Jesu. Die Entschlossenheit, mit der er seinem Ziel entgegengeht, versetzt die Jünger in betroffenes Erstaunen. „Sie fürchteten sich“, so steht es im Markusevangelium, sie fürchteten sich. Da nahm Jesus wiederum die Zwölf beiseite und begann ihnen zu sagen, was ihm bevorstünde. „Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und der Menschensohn wird den Hohenpriestern und den Schriftgelehrten übergeben werden, und sie werden ihn zum Tode verurteilen und ihn den Heiden ausliefern. Und diese werden ihn verspotten, anspucken, ihn geißeln und töten; und nach drei Tagen wird er auferstehen.“ Die dritte Leidensweissagung geht über die erste und die zweite durch ihre ins Einzelne gehende Genauigkeit hinaus und ist insofern eine Steigerung. Sie nennt Jerusalem als den Schauplatz der Passion und die sechs wichtigsten Züge aus ihrem Verlauf in genauer geschichtlicher Reihenfolge. Das benutzen die ungläubigen Theologen: Da habt ihr es ja, das ist erfunden, das ist eingetragen. Das hat man Jesus in den Mund gelegt. Meine lieben Freunde, Jesus war bekannt, wie die jüdische Obrigkeit mit ihren Feinden umging. Er kannte die Kompetenzen der jüdischen und römischen Obrigkeit. Er konnte sich ausrechnen, wie sie es anstellen würden, um ihn zu beseitigen. Das war eine durchaus verständliche Kombination.

Außer den drei großen Leidensweissagungen hat Jesus noch bei vielen anderen Gelegenheiten von seinem bevorstehenden Leiden gesprochen. „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und wie wünsche ich, dass es bereits emporflamme. Mit einer Taufe muss ich getauft werden, und wie drängt es mich, bis es vollbracht ist.“ Das Feuer, von dem er hier spricht, ist der Gegensatz, die Zwietracht zwischen den Menschen, zwischen denen, die sich ihm anschließen, und denen, die ihn

verwerfen. Und dieses Feuer, dieser Kampf ist – nach seiner Meinung – noch bevorstehend, ist noch nicht entbrannt. Er ist dabei, den Brand in die Welt hineinzutragen, und das entspricht Gottes Willen. Jesus selbst steht ein schweres Geschick bevor, vor dem seine Seele bangt, nämlich die Taufe des Leidens. Wie Wasserwogen wird das Leiden über ihn herabstürzen und ihn begraben. Mit seinem Kommen ist Leiden für ihn selbst und für seine Anhänger verbunden. Hier wird also mit deutlicher Symbolik das Leiden des Herrn angekündigt. Bei anderer Gelegenheit hat er es wiederum getan. Die Jünger des Johannes und die Pharisäer hielten ein Fasten. Die Anhänger Jesu beteiligten sich nicht daran. Da kamen Leute, die Jesus fragten, weshalb sich seine Jünger nicht dem Fasten anschließen. Er entgegnete: „Die Hochzeitsgäste können doch nicht fasten, solange der Bräutigam bei ihnen ist. Es werden aber Tage kommen, da der Bräutigam ihnen genommen wird, und dann werden sie fasten.“ Ein deutlicher Hinweis auf das kommende Leiden. Er ist ja der Bräutigam, aber er wird den Hochzeitsgästen entrissen werden. Dann traten die Söhne des Zebedäus an ihn heran und baten darum, in seiner Herrlichkeit einer zu seiner Rechten und einer zu seiner Linken sitzen zu dürfen. Jesus antwortete: „Ihr wisst nicht, was ihr verlangt. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken werde, oder mit der Taufe getauft werden, mit der ich getauft werde?“ Der Kelch, von dem hier die Rede ist, ist der Leidenskelch, die Taufe, von der hier gesprochen wird, ist die Bluttaufe. Wiederum eine eindeutige Verkündigung seines Leidenschicksals. Und die Jünger müssen sich damit vertraut machen, dass auch sie leiden werden. Die beiden Jünger meinen, die Kraft zu besitzen: „Wir können es.“ Sie sind der Meinung, sie seien imstande, ein solches Schicksal, das sie ihrem Meister gleichgestaltet, auf sich zu nehmen. Petrus, Jakobus und Johannes waren Zeugen der Verklärung Jesu auf dem Berge Tabor. Beim Herabsteigen gebot ihnen Jesus, sie sollten niemand etwas davon sagen, was sie gesehen hatten, bis der Menschensohn von den Toten aufgestanden ist. Das war wiederum ein eindeutiger Hinweis auf sein Sterben; denn auferstehen kann man ja nur, wenn man vorher gestorben ist. Das war eine Ankündigung seines Leidens. Dann unterbreitete der Herr den Jüngern das Gleichnis von den bösen Weinbergpächtern. Diese fielen über die Knechte des Weinbergbesitzers her, misshandelten sie und entehrten sie. Und als sie das getan hatten, da fielen sie auch über den einzigen geliebten Sohn her und töteten ihn. Das war wieder eine Ankündigung seines Leidens, denn er ist der einzige geliebte Sohn. Die Pharisäer forderten ein Zeichen von ihm, um sich auszuweisen. Da entgegnete Jesus, es werde ihnen kein Zeichen gegeben werden, außer dem des Jonas. „Wie Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauch des Fisches war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Inneren der Erde sein.“ Das ist nichts anderes als der Verweis auf sein Todesschicksal – wiederum eine Ankündigung seines Leidens und Sterbens. Und je näher er dem Leiden kommt, umso deutlicher spricht er. Am Mittwoch in der Karwoche sagt er zu seinen Jüngern: „In zwei Tagen ist Ostern. Dann wird der Menschensohn zur Kreuzigung ausgeliefert werden.“ Jetzt ist auch die Weise der Hinrichtung genannt. Wohlgesinnte Pharisäer warnten ihn: „Geh fort und entferne dich von hier, denn Herodes will dich töten.“ Jesus entgegnete: „Geht und sagt diesem Fuchs, ich treibe Geister aus und vollbringe Heilungen heute und morgen, und erst am dritten Tage bin ich fertig. Aber heute, morgen und am folgenden Tag muss ich wandern, denn es geht nicht an, dass ein Prophet außerhalb Jerusalems umkommt.“ Wiederum sprach er von seinem Schicksal. Am Abend des Gründonnerstags sagte er vor dem letzten Mahle: „Mit großer Sehnsucht habe ich danach verlangt, dieses Ostermahl mit euch zu halten, bevor ich leide.“ Der Verräter ist ja schon unterwegs. Das Tun der Frau, die den Herrn gesalbt hat, nahm er gegen den Vorwurf der Verschwendung in Schutz. „Sie hat im Voraus meinen Leib zum Begräbnis gesalbt“ – eine erneute Leidensankündigung. Beim letzten Abendmahl bezeichnet er den Verräter. „Einer von euch, der mit mir isst, wird mich verraten.“ Nach dem letzten Mahle erklärt Jesus, es müsse sich an ihm das Schriftwort erfüllen: „Er ist unter die Übertäter gezählt worden.“ „Denn was von mir handelt, hat jetzt ein Ende.“ Auf dem Weg zum Ölberg kündigt er die Flucht seiner Jünger an: „Ihr alle werdet an mir irre werden, Ärgernis nehmen, wie es geschrieben steht: ‚Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen.‘“ Dem Petrus sagt er seine dreimalige Verleugung voraus.

Meine lieben Freunde, Jesus hat die Tatsache und die Einzelheiten seines gewaltsamen Todes vorhergesehen und vorhergesagt. Damit steht er nicht allein. Auch andere wussten durch vernünftige Überlegung oder göttliche Mitteilung um ihr bevorstehendes irdisches Ende. Als der Apostel Paulus

seine letzte Reise nach Jerusalem antrat, da ließ er in Milet den Klerus zu sich kommen, um Abschied zu nehmen. Dabei sagte er, durch den Heiligen Geist habe er erfahren, dass in Jerusalem Fesseln und Trübsal seiner warten und dass sie sein Antlitz nicht mehr sehen werden. Eine klare Ankündigung des Schicksals, das ihn tatsächlich in Jerusalem getroffen hat. Er wurde verhaftet, er wurde in Haft gehalten, er kam nach Rom und wurde in Rom hingerichtet. Die Urgemeinde, meine lieben Freunde, hat nichts erfunden, sondern sie hat die Leidensweissagungen vorgefunden. Es ist ihre feste und allgemeine Überzeugung, dass Jesus seinen Tod vorausgesagt hat. Wenn die Urgemeinde die Leidensweissagungen hervorgebracht, erfunden hätte, dann wären sie anders ausgefallen. Dann hätte sie Jesus wohl deutlich das Kreuz nehmen und statt vom Menschensohn vom Knecht Gottes sprechen lassen. Wie schwer es den Jüngern wurde, mit dem Ärgernis des Kreuzes fertigzuwerden, zeigt ihr Verhalten beim Leiden Jesu selbst. Trotz der dreimaligen Voraussage warf es ihren Glauben fast völlig zu Boden. Die Leidensweissagungen müssen, wie die Fülle der Texte beweist, in der Urkirche eine wichtige Rolle gespielt haben. Sie hatten verschiedene Zwecke. Sie hoben die Schuld der Juden am Geschick Jesu hervor; sie lieferten den Nachweis, dass Jesus von seinem Ende nicht überrascht wurde; sie bestärkten den Glauben an sein göttliches Wissen; sie beseitigten das Ärgernis des Kreuzes. Die Leidensweissagungen beweisen, dass Jesus bewusst und willentlich den Weg des Leidens geht, weil dieser gottgewollt ist. Das Muss in den Leidensankündigungen zeigt den apokalyptischen Weltplan Gottes an, den Jesus offenbart und gleichzeitig vollzieht, und zwar als Lösegeld anstelle vieler. So erscheint Jesu Leidensweg nicht als tragische Katastrophe, sondern als notwendiger Durchgang zur Verherrlichung und als heilschaffende Tat. Dazu stimmt, dass die drei großen Leidensweissagungen zugleich Auferstehungsweissagungen sind. Der Messias musste leiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen. Angesichts des vorliegenden Sachverhalts, nämlich der wiederholten, unwiderleglichen Ankündigung des Herrenleidens, zeigt der Versuch, sie zu eliminieren, Torheit und Verhärtung und Unglauben. Nichts kann unsere wissenschaftlich begründete Überzeugung erschüttern: Jesus ist wissentlich und willentlich in den Tod gegangen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Leiden Jesu Christi (3)

Die Einsetzung der Eucharistie

11.03.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Über die Einsetzung der Eucharistie beim letzten Abendmahl besitzen wir vier Berichte: einen von Markus, einen von Matthäus, einen von Lukas und einen von Paulus. Johannes erzählt wohl die Verheißung der Eucharistie, nicht aber die Einsetzung. Über Markus, Matthäus hinaus, die hinsichtlich des Wortlautes zusammengehen, haben Lukas und Paulus, die ebenfalls bezüglich des Wortlautes zusammengehen, den Stiftungsbefehl: Tut dies zu meinem Gedächtnis. Wegen der Verschiedenheiten des Wortlautes kann keine der beiden Textformen auf die andere zurückgeführt werden. Sie gehen vielmehr beide auf eine gemeinsame Urform zurück, die natürlich aramäisch (nicht griechisch) gewesen sein muss. Und sie ist am besten aufbewahrt im Evangelium nach Markus. Jesus nimmt eines der vom Pascharitual vorgesehenen ungesäuerten Brote, spricht darüber nach jüdischer Sitte den Lobspruch auf Gott, bricht, d.h. zerteilt es und reicht es den Jüngern zum Genusse mit den Worten: „Das ist mein Leib.“ Das Brotbrechen leitet jede jüdische Mahlzeit ein. Das Brechen, also die Zerteilung des Brotes war durch das Austeilen bedingt. Es ist darin keine Andeutung zu sehen, dass dem Leibe Jesu etwas Ähnliches widerfahren werde. Doch in der von Lukas und Paulus überlieferten Textform dieses Wortes ist ausdrücklich beigefügt: ... das für euch vergossen wird, das für euch hingegeben wird, nämlich in den Tod, zur Erlösung der Menschen. Damit ist der Opfercharakter des Todes Jesu und der Opfercharakter der Eucharistie, in der ja der Tod Jesu dargestellt wird, erklärt. In genau entsprechender Weise verfährt Jesus auch mit einem der drei beim Paschamahl vorgesehenen Becher mit Wein. Es war der dritte Becher, der so genannte Segensbecher. Dabei spricht Jesus zu ihnen: „Das ist mein Bundesblut, das für euch vergossen wird.“ Mit dem Wort Bundesblut bezieht sich Jesus auf einen Vorgang im Alten Testament. Da hat es schon einmal einen Bund gegeben, den Bund, den Moses mit Gott geschlossen hat. Er hat das Blut von den Opfertieren genommen und einen Teil gegen den Altar gesprengt und den anderen Teil zum Volke hin und dabei gesprochen: „Das ist das Blut des Bundes, den Jahwe mit euch geschlossen hat.“ Wie durch jenes Opferblut am Sinai die Bundesschließung besiegelt wurde, so wird auch durch das Blut Jesu, das bald am Kreuz vergossen werden wird, aufs Neue ein Bund gegründet, ein neuer Bund zwischen Gott und der Menschheit, eine neue Heilsordnung gestiftet, eine neue religiöse Gemeinschaft, ein neues Gottesvolk geschaffen. Aus der Gegenüberstellung mit dem Geschehen im Alten Testament geht hervor, dass Jesus sein Blut ebenfalls als Opferblut versteht. Die bundesstiftende Wirkung des Blutes hat darin ihren Grund, dass es für die vielen, d.h. für die ganze Menschheit vergossen wird zur Vergebung der Sünden. Aufgrund seines Todes nimmt Gott die Menschen in die Gemeinschaft des kommenden Gottesreiches auf. Hier spricht Jesus sein letztes, sein entscheidendes Wort über die Heilsbedeutung seines in wenigen Stunden erfolgenden Todes.

Die Sündenvergebung ist an das Opfer geknüpft, nicht an den Genuss der Opfergabe. Das war der fundamentale Irrtum Luthers, dass er die Sündenvergebung an das Essen und Trinken band und so

die Eucharistie zum Sakrament der Sündenvergebung machte – irrtümlich natürlich machte. Aber Jesus hatte nicht gesagt, dass die Sünden vergeben werden durch Speise und Trank, sondern durch das Opfer von Leben und Blut. Nicht weil Leib und Blut des Herrn genossen werden, geschieht Sündenvergebung, sondern weil Leib und Blut vergossen werden.

Beim jüdischen Paschamahl blieben Brot und Wein das, was sie waren: natürliche Genussmittel für das Mahl. Jesus gab den jüdischen Mahlbräuchen einen neuen Inhalt. Unter seinen Händen wurden Brot und Wein zu Trägern eines andersartigen Inhaltes. So wurden deutende Worte unentbehrlich. So wird die Eucharistiefeier mehr als ein Brudermahl. Indem Jesus Brot und Wein nimmt und sie den Jüngern zum Genusse reicht mit der Erklärung, das sei sein Fleisch und sein Blut, schenkt er ihnen Anteil an der Heilskraft seines Todes. Nach dem Wortlaut bei Lukas und Paulus sagt Jesus geradezu: „Dieser Becher ist der neue Bund, der durch mein Blut besiegelt wird, das für euch vergossen wird.“ Anstelle der Ursache, nämlich des vergossenen Blutes Christi, wird hier die Wirkung genannt, nämlich der durch das Blutvergießen geschaffene Neue Bund. Damit ist der Charakter des eucharistischen Mahles als eines wirklichen Opfermahles, mit anderen Worten, der Opfercharakter der Eucharistie deutlich ausgesprochen. Die Eucharistie ist das Opfer des Neuen Bundes, und zwar wegen ihrer Beziehung auf den Kreuzestod Jesu für die vielen.

„Der Herr nahm das Brot in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, er dankte, brach es und gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet hin und esset: Das ist mein Leib. Dann nahm er auch den Kelch, dankte abermals und gab ihn den Jüngern, indem er sprach: Nehmet hin und trinket daraus: Das ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen Bundes.“ Das sind die wunderbarsten, die größten, die mächtigsten Worte, die unser Heiland in seinem ganzen Leben gesprochen hat. Jesus reichte den Jüngern Brot und Wein zum Genuss dar, aber nicht als bloßes Symbol seines bevorstehenden Todes oder als Symbol der ewigen Gemeinschaft zwischen ihm und ihnen – denn Brot und Wein sind ihrer Natur nach nicht Symbole für Fleisch und Blut des Menschen. Das Urchristentum von Paulus und Johannes an und die ganze spätere Christenheit bis ins 16. Jahrhundert hat die Worte Jesu realistisch, nicht symbolisch verstanden, also als wirkliche Gegenwart von Leib und Blut, wirklich, wahrhaft und wesentlich, wie das Konzil von Trient ein für allemal festgestellt hat. In diesen Worten, meine lieben Freunde, liegt die ganze Allmacht der Welterschöpfung, denn dies ist ein unmittelbares Werk Gottes. Das, was auf dem Tische lag, war Brot; der Herr nahm es und sprach: Das ist mein Leib. Er sagte nicht: Das bedeutet meinen Leib, wie Zwingli; er sagte auch nicht: Das enthält meine Leib, wie Luther; er sagte auch nicht: Das ist Kraft von meinem Leib, wie Calvin, nein, er sagte: Das ist mein Leib. In Kraft dieser Worte, in Kraft des Schöpferwillens Jesu, der hinter diesen Worten steht, wurde das Brot verwandelt in den Leib des Herrn in dem Augenblick, in dem diese Worte gesprochen wurden. Das ist die Kraft Gottes allein, die so ein Wunder vollbringen kann. Wie er allein die Welt erschaffen hat und ihm niemand beigestanden hat, wie er allein Tote aus dem Grabe erweckt hat und ihm niemand geholfen hat, wie er allein das Brot vermehren konnte und kein Jünger ihm dazu beistand, so kann er allein das Brot verwandeln in seinen Leib und den Wein in sein heiliges Blut. Da hat ihm kein Engel geholfen; der hat nicht die Kraft dazu, und erst recht kein Mensch. Der Priester, der am Altare steht, kann nichts tun, als die Worte Christi sprechen, aber die Kraft, die da wirkt, ist Gottes Kraft. In dem Augenblick, wo die Glocke der Wandlung ertönt, steigt Gottes Allmacht selbst hernieder auf den Altar und wirkt dieses unerhörte Wunder. Da zeigt sich der Finger Gottes, die Hand des Allmächtigen reicht da herein in unsere Mitte und offenbart sich. Es gibt einen Ort in der Welt, meine lieben Freunde, wo Gott selbst wirkt in unserer Mitte, Gott, unser Vater. Es gibt einen Augenblick an jedem Tage, wo er herabsteigt und unter uns arbeitet, wenn die Glocke zur Wandlung läutet. Dann können wir uns wahrlich trösten und sagen: Da ist mein Gott. Da ist etwas, was nicht die Menschen machen, was nicht meine Feinde machen, was nicht das Schicksal macht, nein, da ist etwas, was mein Gott macht.

Das Werk, das Gott wirkt in der Wandlung, bedeutet die Erlösung der Welt. Christus hat das Geheimnis seines Erlösungstodes in diesem heiligsten Sakrament schon vorausgenommen. Seinen Opfertod am Karfreitag hat er schon gefeiert am Abend des Gründonnerstags, da hat er schon dieses Todesopfer dem himmlischen Vater dargebracht unter den Gestalten von Brot und Wein. Es ist, als hätte er das Opfer nicht erwarten können, so hat er danach verlangt, und darum hat er schon vorher



darüber entschieden. Als das Abendmahl vollzogen war, da war auch über ihn und sein Leben das Urteil gesprochen mit den Worten: „Das ist mein Leib. Das ist mein Blut für euch und für viele vergossen.“ Jetzt hat er in diesen Worten das Kreuz aufgepflanzt; jetzt muss er es auch besteigen. In diesen Worten: „Nehmet hin und esset“ hat er die Frucht seines Todes schon verteilt; jetzt muss er aber auch den Preis bezahlen. In diesen Worten hat er sein Leben und sein Blut als Opferspeise hingegeben; jetzt muss er es auch opfern. Er konnte es scheinbar nicht erwarten, bis die Stunde kam. Und als die Stunde gekommen war und er sein Opfer blutig vollbrachte, da hat er es damit nicht genug sein lassen. Er wollte, dass sein Opfer immerfort und immer wieder neu gegenwärtig gemacht wird, Jahrhundert um Jahrhundert, Tausend Mal, Millionen Mal. Es ist, als könne er es nie wieder vergessen. Immer wieder will Gott dieses Opfer seines Sohnes sehen, immer aufs Neue will er den Aufgang dieser Sonne sehen und dieses Morgenrot der erlösten Menschheit. Von allem, was auf dieser Erde geschieht, hat für Gott nichts so viel Interesse wie der Aufgang seines Sohnes auf den Altären. Alle die großen Staatsaktionen der Menschen, alle die Sonnenaufgänge in der Natur, ja selbst die heroischen Werke seiner Heiligen, Gott hat dafür nicht so viel Blick wie für das Opfer seines Sohnes, für das Geheimnis der Erlösung. Gott sprach: „Nehmet hin und esset“ – nehmet hin. Wenn ein Gott uns etwas gibt, ja, wenn er uns befiehlt, etwas zu nehmen, dann wird das wohl das Wichtigste sein und das Notwendigste, das wir brauchen. Was hält Gott für das Notwendigste in unserem Leben? Dasselbe, was er für das größte hält unter seinen Werken. Von allen seinen Werken aber ist das größte die Menschwerdung seines Sohnes. Und im Leben des Gottmenschen ist das Allergrößte der Tod des Gottessohnes. Und das gleiche ist auch für uns das Wichtigste und das Größte nach der Meinung Gottes. O meine lieben Freunde, dass der Sohn Gottes auf unseren Altären erscheint, dass er seine Lebenshingabe gegenwärtig macht, das ist unser Reichtum, unser Glück, unser Himmel auf Erden. Ach, möchten wir doch würdig werden dieser Gabe.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Leiden Jesu Christi (4)

Der leidende Herr am Ölberg

18.03.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Nun ist das Abendmahl vorüber, die letzten schönen trauten Stunden, die Jesus in seinem Leben haben sollte. Und nun geht er hinaus in die Nacht, wohin ihm der Verräter schon vorangegangen ist. Nun geht er dahin, unausweichlich, unabwendbar seinem Schicksal entgegen, der großen Entscheidung über sein Leben und Wirken, der Entscheidung über das Schicksal der Welt. Eine größere Stunde hat es nie gegeben als die folgenden, als die jetzt kommenden. Im Gehorsam gegen den Vater ist die Entscheidung über den Zukunftsweg der Geschichte gefallen im Willensleben Jesu, letztlich im Gebet von Gethsemane. Und er geht in die Entscheidung hinein gegen eine Übermacht. Es ist die Stunde seiner Feinde und die Stunde der Finsternis. Wehrlos wie ein Lamm wird er jetzt zur Schlachbank geführt und hat seinen Mund nicht mehr aufzutun. Nun wird er seine Hand nie wieder erheben, um den Sturm zu beschwichtigen, der jetzt über ihn hereinbrechen wird. Alles muss er sich gefallen lassen, was man ihm antun wird in den nächsten 24 Stunden. Und ganz allein muss er hinaus, ganz allein. Niemand wird mit ihm sein. Ganz allein muss er die Kelter des großen Zornes treten. Alles wird gegen ihn sein, und die noch zu ihm halten, stehen abseits und können ihm nicht helfen. Das alles sieht er voraus mit dem klarsten Blick seiner göttlichen Weisheit.

Nun stürzt ein dunkles schwarzes Gebirge über seine Seele. Eine Angst umfasst ihn, wie wenn einer im Sarge liegt, so eng und beklemmend ist die Angst. Kalter Angstschweiß tritt auf seine Stirn, sein Herz beginnt zu pochen, so rastlos, dass es das Blut hinaushämmert aus allen Poren; das war die Angst. Können wir sie verstehen? Können wir sie uns vorstellen? Nein. Denn seine Angst muss größer gewesen sein als jede Angst, die jemals vor ihm und nach ihm war. Er musste ja das Äußerste durchmachen, damit er Mitleid haben konnte mit uns, den gängigsten Menschen. Einen Hohenpriester sollten wir haben, der Mitleid hat mit uns. Unser Hoherpriester soll keine Angst auf Erden gering und leicht nehmen, jede soll er verstehen: jede Kinderangst und jede Frauenangst, jede Seelenangst und jede Todesangst. Darum musste er die größte aller Ängste durchmachen. Die Seelenangst, die sich seiner bemächtigt, drängt zur Mitteilung an die drei Jünger: „Meine Seele ist betrübt bis zum Tode; wachet und betet.“ Die Worte „bis zum Tode“ bezeichnen den höchsten Grad der Traurigkeit, eine Beklemmung, die so groß ist, dass davon das Herz brechen möchte. Warum hat der Herr dieses Leid nicht verborgen? Warum hat er es ausgesprochen? Damit man nicht mehr sagen kann, dass Gott unberührt bleibe vom Leid der Welt, dass er in ewigen Höhen thront, während wir hier unten weinen und schluchzen. Nein, jetzt ist er herabgestiegen, und alles Leid der Erde ist vor seine Seele gekommen, und er ist traurig geworden. Das Leben selbst ist traurig geworden bis zum Tode. Nun kann man wahrhaftig nicht mehr sagen, dass das Leid der Welt nicht groß sei, denn Gott selbst hat sich darüber betrübt. Warum hat der Herr geklagt über seine Traurigkeit? Hat er vielleicht die Klage ausgesprochen, weil er Hilfe suchte? Weil er Trost brauchte? Ja, das wird es sein. Das war der letzte Grund: Trost hat er gebraucht. Zum Himmel hat er seine Traurigkeit hinaufgerufen, und vom

Himmel ist ein Engel gekommen und hat ihn getröstet. Ein Engel hat ihn trösten müssen, ihn, den großen Tröster. Ihn muss jetzt ein Geschöpf trösten, so groß ist seine Traurigkeit.

Die Jünger hören sein laut vorgetragenes Beten: „Abba, Vater, alles ist dir möglich: lass diesen Kelch an mir vorübergehen, doch nicht was ich will, sondern was du willst.“ Die Klage beweist die Echtheit und Tiefe seines Leidens. Das Gebet offenbart seine Unterwerfung unter den Willen des Vaters. Das ist nicht das Gebet eines Verzweifelten, der unter der Wucht des Leidens zusammenbricht. Er ging auch in dieser bitteren Stunde zum Vater, weil er immer zum Vater ging, weil er mit allem zum Vater ging, weil er sein ganzes Herz in jeder Stunde zum Vater trug, weil dort seine Heimat war. Alles trug er zum Vater, denn er war das Kind des Vaters. So trug er auch jetzt seine große Not zu ihm, eine Not, wie er sie noch nie erfahren hatte: seine Schwäche, seine Todesangst. Jetzt, wo er ganz zerbrochen am Boden liegt, auch jetzt hob er seine Augen zum Vater empor, wie er es immer getan hatte: „Vater, wenn es möglich ist.“ Ja, warum sollte es nicht möglich sein? Bei Gott ist doch alles möglich, er ist doch der Allmächtige, er kann doch jeden Kelch an ihm vorübergehen lassen, warum sollte es nicht möglich sein? Wenn es nicht möglich ist, dann kann das nur daher kommen, dass hier ein Ratschluss Gottes vorliegt, so groß wie das Wesen Gottes selbst. Was in der Heiligkeit und Liebe Gottes gegründet ist, das kann in der Tat nicht geändert werden, das steht ewig fest, daran ist nicht zu rütteln. Ein solcher Ratschluss liegt hier vor. Darum fängt er auch nur an, ganz schlicht zu fragen; er denkt nicht daran, einen solchen Ratschluss umstoßen zu wollen. Nein, er will seinem Vater nicht Gewalt antun. „Vater“, sagt er ganz demütig, „wenn es möglich ist, lass diesen Kelch an mir vorübergehen.“ Es ist der Kelch, den er um unseretwillen trinken muss und an dem er nicht vorbeikommt.

So geht er nun zu den Menschen. Wie ist das furchtbar, dass auch Christus, der Leidende, den schweren Weg zu den Menschen gehen musste. Da die Todesangst nicht von ihm wich, stand er auf, einmal, zweimal und ging zu seinen Jüngern, aber diese schliefen. Da flehte er: „Wachet doch mit mir.“ Warum bittet er so? Es ist ihm ergangen, wie es allen leidenden Menschen ergeht: sie schauen aus nach einem hilfreichen Menschen. Wenn er ihnen auch nicht helfen kann, wenn sie wenigstens einen Menschen sehen, wenigstens einen Menschen hören, wenigstens eine Hand fassen können, dann ist es schon leichter. So kommt der Heiland zu seinen Jüngern. Sie können den Kelch nicht trinken, sie können ihn nicht befreien, sie können ihm die Todesangst nicht wegnehmen, aber hören möchte er sie wenigstens, sehen möchte er sie. So bittet er sie, mit ihm zu wachen. Aber er fand nicht, was er suchte. Die Jünger schliefen und waren schlaftrunken und gaben ihm nur verworrene Antworten. Sie verstanden ihn nicht in seiner Not, denn er war zu weit weg. Wenn ein Mensch einmal ganz tief in der Not ist, ist er immer einsam. In der großen Not ist der Mensch immer allein. Wir sehen an dem Hilfeflehen Christi, dass sein Leiden wirklich bis auf den Grund gereicht hat, auf den Grund einer furchtbaren Einsamkeit, wo seine Jünger, die es doch gut mit ihm meinten, nichts mehr verstanden.

Dann sprach er das wunderbare, ja das erschreckende Wort: „Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Das ist ein Wort voll von Geheimnissen, von Unbegreiflichkeiten. Da ist ein Gegensatz zwischen dem Willen Gottes und seinem Willen; diese beiden Willen gehen auseinander. Er will etwas anderes, als sein Vater will. Was ist das für ein Geheimnis. Wie ist es möglich, dass der Wille Jesu Christi, des Sohnes Gottes, ein anderer ist als der Wille des Vaters? „Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine.“ Dein Wille geschehe, nicht der meine, d.h. über meinen Willen sollst du hinweggehen, mein Wille soll unberücksichtigt bleiben, auf meinen Willen sollst du nicht achten, du sollst einfach handeln, als ob ich gar nicht da wäre, auf mich kommt es gar nicht an. Das ist in der Tat Opferwille, das ist der Wille, ausgelöscht zu werden, übersehen zu werden von Gott. Und Christus weiß, dass er beim Worte genommen werden wird, dass Gott es in der Tat so machen wird. So ist Gott: er ist imstande, über den Willen seines Sohnes hinwegzugehen. Dieses Opfer wird angenommen werden.

Eine volle Stunde hat der erste Akt des Gebetes Jesu gedauert. Der Aufruhr in seinem Inneren treibt ihn zu den Jüngern zurück, und das noch zweimal. Diese sind inzwischen eingeschlafen und können sich des Schlafes nicht erwehren. Jesus findet deswegen auch in ihrer Nähe keinen Trost. Er ist in seiner äußersten Seelennot ganz einsam. Jesus wendet sich an den vorher so selbstsicheren

Petrus und spricht: „Simon, du schläfst? Konntest du nicht eine Stunde mit mir wachen?“ Und dann wendet er sich an die anderen drei: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet. Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Die Mahnung zum Wachen ist in der gegenwärtigen Lage höchst angebracht, denn die Jünger sind in der Gefahr, Jesus untreu zu werden, an Jesus irre zu werden. Ihr Wille ist zwar gut, aber ihre Schwäche kann sie trotzdem zu Fall bringen. Das Ärgernis des Kreuzes beginnt sich jetzt aufzurecken.

Jesus geht zum dritten Mal zum Beten. Als er es beendet hatte, kam er wieder zu den Jüngern und sprach zu ihnen: „So schlaft denn weiter und ruhet.“ Diese Worte sind wohl als Ausdruck der Resignation zu verstehen. Die Jünger schlafen, schlafen immer wieder und immer noch, obwohl sich dramatische Ereignisse vorbereiten. Jesus hat es aufgegeben, auf ihre Anteilnahme zu hoffen, ihre Solidarität zu spüren. Er weiß, ganz allein muss er jetzt den Opfergang antreten. Vom Opferwillen bis zur Opfertat ist ein weiter Weg. Von den heiligsten Vorsätzen, die ganz ernst gemeint sind, bis zu ihrer Ausführung ist eine große neue Kraft notwendig. Jesus aber hatte diese Kraft. Die Angst ist von ihm gewichen, er richtet sich auf in Entschlossenheit: „Es ist genug! Die Stunde ist gekommen. Siehe, der Menschensohn wird in die Hände der Sünder überliefert.“ Und der Menschensohn ist bereit. Er erhebt sich und beginnt seinen Weg, dem Leid entgegen, den Henkern entgegen. Und er wird nicht mehr stille stehen, nicht mehr zur Ruhe kommen, bis er ans Ende gelangt ist. Aus dieser Kraft heraus spricht er zu seinen Jüngern zwei inhaltsschwere Worte: „Steht auf, wir wollen gehen.“ Stehet auf, sagt er, stehet ihr auf, denn er steht schon, er ist immer bereit, er ist immer frei, er ist immer willig, er ist immer wach, er braucht nicht aufzustehen. Aber die Jünger müssen aufstehen, und es ist seine Kraft, dass er auch andere aufstehen lassen kann. Es ist ihm gelungen, die Jünger zum Aufstehen zu bringen aus ihrer Schläfrigkeit, aus ihrer Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und Alltäglichkeit. Die, welche die entscheidende Stunde ihres Meisters verschlafen, werden in Kürze der jüdischen Obrigkeit ins Gesicht schleudern: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Und dann sagt er: „Lasset uns gehen.“ Hier spricht er „wir“, wir wollen gehen, er schließt sich mit ein, wir wollen zusammen gehen, ich mit euch und ihr mit mir.

Dieses Wort, meine lieben Freunde, wird nicht mehr verstummen. Dieses Wort steht fortan über der Welt. Lasst uns gehen, d.h. geht mit mir. Christus geht immer noch seinen Weg durch die Welt, den Weg des Kampfes, den Weg der Verkennung, den Weg der Verhüllung. Und an alle seine Jünger ist das Wort gerichtet: Wir wollen gehen, zusammen gehen; ich gehe mit euch. Jetzt ist es erst eine kleine Schar, drei, zwölf Jünger, nein elf Jünger nur noch, aber sie wird wachsen. Es wird eine ganze Gemeinde, eine Christenheit daraus, die einen unglaublich schweren Weg durch die Geschichte gehen wird. Aber Jesus sagt: Wir wollen gehen; ihr geht mit mir und ich gehe mit euch. O katholische Kirche, jetzt sehe ich dein Geheimnis. Du bist eine arme, kleine Schar, du bist ein Ärgernis, du bist eine Unansehnlichkeit, du bist ein Anstoß, aber Jesus hat dir gesagt: Wir wollen zusammen gehen; er geht mit dir. Und so wollen auch wir mit dir gehen, wollen dich, o Kirche, nicht verlassen, wollen nicht irre werden an dir, wollen deinen Weg, deinen Gott, deine Opfer, deine Leiden, deine Schwächen teilen. Lasst uns miteinander gehen, so sagt der Herr, und so beginnen sie ihren gemeinsamen Weg, Christus und seine Gemeinde, Christus und seine Kirche. Und es ist Zeit, dass sie gehen, denn es steht ihnen ein weiter Weg bevor bis in die Unendlichkeit, bis in die Ewigkeit. Immerfort wird sie dieses Wort begleiten: Wir gehen zusammen immer und immer und in alle Ewigkeit, ich, euer Herr und Meister, und ihr, meine Jünger.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus ist wahrhaft auferstanden

01.04.2018 (Ostersonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Fest der Auferstehung unseres Heilandes Versammelt!

Die ganze Urgemeinde mit Einschluss der Altapostel und der Altjünger war von Anfang an der unerschütterlichen Überzeugung, dass Jesus am dritten Tage von den Toten auferstanden ist. Die Auferstehung Jesu von den Toten stand im Mittelpunkt der apostolischen Predigt und des christlichen Glaubens. Sie war die schöpferische Ursache, dass es überhaupt eine christliche Gemeinde gab; ohne die Auferstehung gäbe es kein Christentum. Die Auferstehung Jesu steht im Mittelpunkt des christlichen Glaubens. Paulus schreibt um 55/56 an die Gemeinde in Korinth: „Vor allen Dingen habe ich euch überliefert, was auch ich überkommen habe: dass Christus, der schriftgemäß für unsere Sünden gestorben ist, begraben wurde, dass er der Schrift gemäß am dritten Tage auferstanden ist, dass er dem Kephais erschienen ist, dann den Zwölfen; sodann erschien er mehr als fünfhundert Brüdern, von denen die meisten noch leben, nur einige sind entschlafen. Danach erschien er dem Jakobus, dann sämtlichen Aposteln, zuletzt, als einer Fehlgeburt, erschien er auch mir. Ich und die anderen predigen so, und daraufhin seid ihr zum Glauben gekommen.“ Für Paulus ist die Auferstehung Jesu von den Toten das Grundstück der apostolischen Predigt und des christlichen Glaubens, an dem niemand deuteln und rütteln kann. Sie ist verbürgt durch eine Reihe der gewichtigsten Zeugen. Mit ihr steht und fällt die ganze apostolische Predigt, das christliche Glauben und das christliche Hoffen. „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist euer Glaube eitel, dann seid ihr noch in euren Sünden.“ Für Paulus ist die Auferstehung Jesu von den Toten auch das Urstück der Lehrverkündigung. Er hat sie bereits bei der Gründung der korinthischen Gemeinde um 50/51 mündlich vorgetragen und sie auch in allen anderen Gemeinden gepredigt. Er selbst hat sie überkommen von den Uraposteln, die bis zur Stunde mit ihm Bürgen und Verkündiger der Auferstehung sind. Damit werden wir zurückgeführt in das dritte Jahr seiner Bekehrung. So ist der Auferstehungsglaube streng geschichtlich, nämlich durch Zeugen, durch wahrhafte Zeugen bis in die Zeit der Bekehrung Pauli bezeugt. Diese ist etwa vier bis fünf Jahre nach dem Tode Jesu anzusetzen, keinesfalls später als nach dem Jahre 35. Die zwischen 61 und 63 geschriebene Apostelgeschichte gibt das gleiche Bild von der Predigt Pauli wie der 1. Korintherbrief. Sie berichtet die Rede des Apostels Paulus in Antiochien zu Pisidien – Musterbeispiel einer Missionspredigt. Er legt darin das Hauptgewicht auf die Auferstehung Jesu. Gott erweckte ihn von den Toten, er erschien eine Reihe von Tagen denen, die mit ihm aus Galiläa nach Jerusalem hinaufgezogen waren. Sie sind jetzt seine Zeugen vor dem Volke. Genauso verfahren die Altapostel, vor allem Petrus. Er sagt, das Wesentliche am Apostel ist, Zeuge für die Auferstehung zu sein. Gleich seine erste Predigt am Pfingsttag gipfelt in dem Beweis: „Gott hat Jesus auferweckt, wie wir alle bezeugen. So bekenne das ganze Haus Israel und wisse, dass Gott eben den von euch gekreuzigten Jesus zum Herrn und Messias gemacht hat.“ Das ist der Grundgedanke der Predigt Petri auch im Tempel, vor dem Hohen Rate und im Hause des Kornelius. Der Verfasser der Apostelgeschichte konnte wirklich die Predigt der Apostel kurz charakterisieren: „Mit großem Erfolg legten sie von der Auferstehung des Herrn Zeugnis ab.“ Dazu kommt das Zeugnis sämtlicher Evangelien; sie berichten einmütig das Ereignis der Auferstehung Jesu. So ist es eine unbestreitbare Tatsache: Die Auferstehung

Jesu von den Toten ist in der ersten Kirche, soweit wir zurückgehen können, d.h. bis hart an den Heimgang Jesu von der Erde, als Kernpunkt der christlichen Lehre geglaubt und verkündet worden. Diese Lehre ist die unangreifbare Grundlage für die Apostel und die Gläubigen.

Die Quellen lassen auch nicht den geringsten Zweifel über den genauen Inhalt des Auferstehungsglaubens und der Auferstehungsverkündigung. Auferstehung Jesu von den Toten besagt die Wiederbelebung des begrabenen Leichnams und dessen verklärtes Hervorgehen aus dem Grabe. Der Auferstehungsglaube besagt nicht, dass Jesus mit einem neuen, himmlischen Leib, der mit dem irdischen Leib in keinem Zusammenhang steht, bekleidet worden sei und so bei Gott als Messias fortlebe; noch weniger erschöpft er sich in der Überzeugung von dem Sieg des Gekreuzigten über den Tod und seinem unsterblichen Leben bei Gott. Einen Osterglauben, eine Osterpredigt ohne die Osterbotschaft von dem leeren Grabe und von den Erscheinungen des Auferstandenen hat es nie gegeben. Der Text der ursprünglichen christlichen Auferstehungsüberlieferung geht dahin, dass sie von einer leiblichen Auferstehung redet. Da kann man nicht hergehen, meine lieben Freunde, wie der berühmte Theologe aus Marburg, der sagte: Jesus ist in die Verkündigung auferstanden. Jesus ist leiblich auferstanden! Schon die sprachlichen Ausdrücke deuten darauf hin. Aufstehen, nun das weist hin auf liegen, auf ruhen; auferwecken verweist auf das Schlummern im Grabe. Die Zusammenstellung Kreuzestod, Grablegung, Auferstehung zeigt: wenn es sich bei dem ersten und zweiten Gliede um den stofflichen Leib handelt, dann notwendig auch beim dritten Glied. Das wird noch klarer dadurch, dass die Auferstehung als Sieg über die Verwesung bezeichnet wird. Gott hat seinen Heiligen nicht die Verwesung schauen lassen, d.h. der Leib ist nicht verwest. Paulus lehrt, dass unser Auferstehungsleib ein geistiger Leib sei, und das nehmen die Leugner der Auferstehung Jesu zum Anlass, um zu behaupten, so ist es auch bei Jesus gewesen. Paulus will damit, dass er von einem geistigen Leib spricht, sagen, dass es nicht mehr der stoffliche Leib des irdischen Menschen ist, vielmehr ein von der verklärten Seele beherrschter und umgestalteter, ein vergeistigter und durchgeistigter Leib, der aber seinem Wesen nach körperlich ist. Dieser Leib ist es, der auferstanden ist. Das zeigen klar die von den Aposteln für die Auferstehung gebrauchten Ausdrücke: „Wir werden verwandelt werden. Dieses Verwesliche muss die Unverweslichkeit anziehen.“ Vor allem der Hinweis auf das Samenkorn: das Samenkorn wird in die Erde gebettet und verwest, um dann zu neuem und herrlicherem Leben zu erstehen.

Man predigte und glaubte die Auferstehung am dritten Tage. Der erste Tag ist der Freitag; der zweite Tag ist der Samstag; der dritte Tag ist der Sonntag. Der Sonntag beginnt nach jüdischer Sitte am Samstagabend. Die Emmausjünger sagten dem Fremdling, der sich ihnen anschloss am Oster-sonntag: „Dies ist schon der dritte Tag seit der Kreuzigung Jesu.“ An dem dritten Tag ist nicht zu rütteln. Der dritte Tag bestätigt, dass man die Auferstehung Jesu als Hervorgehen aus dem Grabe verstand. Der dritte Tag ist der dritte Tag nach der Bestattung. So rückt die Auferstehungserscheinung Jesu in die nächste Nähe des Todes und der Grablegung Jesu.

Warum, meine lieben Freunde, versuche ich, die Wahrhaftigkeit der Zeugen und die Wahrheit der Auferstehung vor Ihnen zu begründen? Weil ich viele protestantische Theologen gelesen habe, welche die leibliche Auferstehung Jesu leugnen. Die Zeugen sind es, auf denen die Gewissheit unserer Auferstehung beruht. Zeugen, Beweiszeugen sind Personen, die in einem Verfahren über eigene sinnhafte Wahrnehmungen aussagen können. Solche Zeugen haben wir für die Auferstehung Jesu. Es gibt Menschen, die den Auferstandenen mit leiblichen Augen gesehen haben. Sie haben ihn wiederholt, sie haben ihn unabhängig voneinander gesehen. Sie haben ihn gehört; er hat zu ihnen gesprochen, klar und vernehmlich, nicht unartikuliert und verworren. Wer, wie der Freiburger Exeget Vögtle, behauptet, der Auferstandene habe nicht satzhaft gesprochen, rüttelt an dem Auferstehungsglauben! Ein normaler Mensch spricht satzhaft. Es gibt Menschen, die mit dem Auferstandenen gewandelt sind, die ihn zum Abendessen eingeladen haben. Sie haben erlebt, wie er Speise und Trank zu sich nahm; das sind die Zeugen des Auferstandenen. Diese Zeugen sind fähig, Zeugnis abzulegen. Sie besitzen – wie man in der Juristensprache sagt – die Zeugentüchtigkeit. Zeugentüchtigkeit ist die Fähigkeit zur sachlich richtigen Wiedergabe von Beobachtungen. Die allgemeine Zeugentüchtigkeit bezieht sich auf die kognitiven und sprachlichen Fähigkeiten einer Person. Solche Zeugentüchtigkeit besaßen die Apostel. Das waren Männer mit normaler geistiger Ausstattung – Jesus hat keine Deppen und Spinner und keine Psychopaten zu Aposteln gewählt. Die Zeugen der Auferstehung Jesu berichteten nicht lange

Zeit nach diesem Geschehnis von ihren Erfahrungen. In einer langen Zeit konnte sich ja manches verschieben, verwischen oder verlorengehen. Nein, sie berichteten unmittelbar nach dem Verlassen des Grabes von der Begegnung mit dem Auferstandenen. Es verging keine lange Zeit, in der sich die Zeugen etwa die Verkündigung der Auferstehung ausgedacht und zurechtgelegt haben könnten. Nein, ihre Erfahrungen mit dem Auferstandenen geschahen sogleich nach seiner Lösung von den Fesseln des Todes. Zu Maria Magdalena sagt der Auferstandene: „Rühr mich nicht an; ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater.“ Sie ist also gleich nach der Auferstehung dem Auferstandenen begegnet.

Die Zeugen der Auferstehung sind glaubwürdig. Die Glaubwürdigkeit von Zeugen bezieht sich auf die Frage der Wahrscheinlichkeit der korrekten Wahrnehmung, Erinnerung und Wiedergabe von Ereignissen. Die Zeugen des Auferstandenen waren geistig gesunde und normale Männer und Frauen. In jener alten Zeit galt das Zeugnis von Frauen nicht als vollwertig. Das ist ein Vorurteil, das wir nicht teilen. Frauen können genauso glaubwürdige Zeugen sein wie Männer, Frauen sind nicht weniger glaubwürdig als Männer. Nichts deutet darauf hin, dass die Zeugen der Auferstehung überspannt oder hysterisch waren. Alles spricht dafür, dass sie harte Arbeit gewohnt waren und durch harte Arbeit abgehärtet waren, dass sie mit beiden Beinen in der Welt standen; sie ließen sich kein X für ein U vormachen oder ein U für ein X. Nein, sie konnten die schlechten Fische von den guten Fischen unterscheiden. Sie waren auch fähig, das Sehen mit leiblichen Augen von Phantasie aus dem Kopf zu unterscheiden; sie waren keine Spinner. Die Zeugen der Auferstehung waren auch keine versnobten Intellektuellen, die auf der Jagd nach Sensationen geneigt sind, ihre ersten Eindrücke für die gesamte Wirklichkeit zu halten. Die Zeugen der Auferstehung standen nicht in dem Verdacht der Zeugenbeeinflussung. Es gab kein fremdes Einwirken auf sie, um sie zu günstigen Aussagen für die Einwirkenden zu bestimmen. Niemand hat ihnen eingeflüstert, etwas auszusagen, was sie nicht selbst erlebt hatten. Sie waren unbeeinflusst und unvoreingenommen. Niemand hat sie bezahlt für ihre Aussagen, wie die Hohenpriester die Wächter am Grabe bezahlt haben. Die Geschehnisse, die sie bezeugen, waren neu, waren unerhört, ohne Parallele in ihrem ganzen bisherigen Leben. Sie konnten diese Erfahrungen nicht aus ihrem Inneren herausgesponnen haben. Der urchristliche Auferstehungsglaube war ein Glaube an ein einmaliges Ereignis; nirgendwo werden innere Gründe für die Auferstehung Jesu angeführt. Man lässt nur den einen Beweis zu, den historische Fakten verlangen, nämlich das Zeugnis derer, welche die Wirklichkeit des Ereignisses erfahren und festgestellt haben. Die Apostel bezeugen nicht etwas, was sie nur glauben oder hoffen oder was ihnen innerlich religiös gewiss ist, nein, sie bezeugen, was sie gesehen, was sie mit leiblichen Augen gesehen haben. Die Zeugen der Auferstehung warteten nicht auf die Auferstehung, sie wurden davon überrascht. Gewiss hatte Jesus mehrfach sein Leiden und damit auch die Verheißung der Auferstehung ihnen angekündigt, aber sie hatten das Leiden als Ärgernis empfunden und die Auferstehung überhört. Als Jesus an jenem entsetzlichen Freitag statt auf den Thron Davids auf das Kreuzesholz erhoben wurde, da bedeutete das für die Jünger den Zusammenbruch ihrer Hoffnung. Am wenigsten besaßen sie noch die Kraft, an Jesu Verheißungen von seiner Auferstehung auch nur zu denken, geschweige denn auf sie zu bauen. Die Zeugen der Auferstehung waren auch nicht naiv oder leichtgläubig, sie waren misstrauisch. Ihr Beruf hatte sie zum Realismus erzogen. Wer sie zum Zeugnis für ein Begebnis gewinnen wollte, musste handfeste Beweise vorlegen. Als fromme Frauen vom leeren Grab, von den Engelserscheinungen und von einer Begegnung mit dem Auferstandenen berichteten, da taten die Apostel das ab als Weiberge-schwätz – *leros*, so heißt das griechische Wort. Sie nahmen selbst das Grab in Augenschein. Sie prüften nach, was ihnen berichtet wurde. Sie mochten nicht an ein Gespenst glauben, sondern nur an den Herrn und Meister, der an den Händen und Füßen die Wundmale seines Leidens vorwies. Die Zeugen der Auferstehung waren redliche und unbescholtene Männer und Frauen. Sie waren ehrlich und wahrhaftig, des Betrugs und der Täuschung unfähig. Niemand hat sie dabei ertappt, dass sie der Wahrheit zu nahe getreten wären oder dass sie sich gegen das Strafrecht verfehlt hätten. Die Zeugen der Auferstehung schwankten nicht in ihrer Überzeugung, den Auferstandenen gehört und gesehen zu haben. Sie blieben bei ihren Aussagen, sie gingen niemals davon ab. Es gibt keinen Mann der Urkirche, der sein Zeugnis vom Auferstandenen widerrufen hätte. Ihr Zeugnis war harten Prüfungen ausgesetzt. Die jüdische Obrigkeit verbot ihnen, die Auferstehung Jesu zu predigen. Sie drohte ihnen Strafen an,

sie ließ sie festnehmen und auspeitschen. Keiner der Zeugen hörte auf, das Zeugnis abzulegen. Der Hohe Rat gebot den Aposteln, nicht mehr im Namen Jesu zu sprechen. Da antworteten Petrus und Johannes: „Es ist uns unmöglich, das nicht auszusprechen, was wir gesehen und gehört haben.“ Es ist uns unmöglich, warum? Weil dahinter der Befehl des Gewissens und das Zeugnis für die Wahrheit stehen. Als sie ihr Zeugnis in die Weiten des Römischen Reiches trugen, schritt die Staatsmacht gegen sie ein. Jetzt wurden die Zeugen des Auferstandenen nicht nur geißelt, jetzt wurden sie dem Tod überliefert. Der Tiber rötete sich mit dem Blut der Zeugen der Auferstehung. Die Zeugen ließen Strafen und Tod willig über sich ergehen. Sie hätten sich loskaufen können, indem sie das Zeugnis widerrufen hätten oder indem sie davon geschwiegen hätten; sie haben weder widerrufen noch geschwiegen, sondern weiter verkündigt und weiter den Tod auf sich genommen. Der Apostel Paulus wusste, weswegen er jahrelange Gefangenschaft erduldet hatte und mit der Hinrichtung rechnen musste, die ja dann auch geschah. „Aber“, so schreibt er seinem Schüler Timotheus, „ich schäme mich meiner Leiden nicht, ich weiß, wem ich geglaubt habe.“ Die Zeugnisse für Tod, Begräbnis und Auferstehung Jesu sind überwältigend und reichhaltig, genau und widerspruchsfrei. Wenn wir, meine lieben Freunde, für die übrigen Ereignisse der alten Welt nur einen Bruchteil der Bezeugung hätten, wie sie für die Wirklichkeit des Auferstandenen vorliegt, dann wurden sich die Althistoriker glücklich preisen. Aber ihre Quellen geben weit weniger her, und doch stehen sie in allen Geschichtsbüchern. Unser Glaube an die leibliche Auferstehung des Jesus von Nazareth steht nicht auf Stelzen. Er ruht auf dem Fundament verlässlicher Zeugen, deren Fähigkeit zum Zeugnis und deren Wille zum Zeugnis über jeden Zweifel erhaben sind. Für unseren Glauben zeugen die edelsten und redlichsten Männer und Frauen der alten Welt. Es sind Zeugen, die ihr Zeugnis mit dem Blut bezahlt haben. Wir stehen nicht in einem Köhlerglauben, sondern in der Gewissheit unbezweifelbarer historischer Tatsachen. „Christus erstand wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Das Grab ist leer

02.04.2018 (Ostermontag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das leere Grab macht den Leugnern der Auferstehung Jesu Kopfzerbrechen. Da sie ja nicht an die Auferstehung glauben, müssen sie annehmen, dass der Leichnam Jesu im Grabe verblieben ist, aber das Grab ist leer. Wie soll man das jetzt erklären? Die Auferstehung ist eine Einbildung, sagen sie, und doch ist der, der angeblich auferstanden ist, im Grab nicht zu finden. Die Ungläubigen legen sich zur Erklärung der Tatsache des leeren Grabes mehrere Vermutungen, Aufstellungen, Erfindungen zurecht. Das Grab sei gar nicht leer gewesen, das leere Grab sei eine Legende, die später erfunden worden ist, sie sollte den Auferstehungsglauben erklären. Für die Christen, aber nicht nur für die Christen, auch für ihre Feinde war das leere Grab eine selbstverständliche Tatsache, von allen zugegeben und von niemand bezweifelt. Schon die ursprüngliche Überlieferung hat die Botschaft vom leeren Grab gekannt und gebührend gewürdigt. Aber aus dem leeren Grab hat man nicht auf die Auferstehung geschlossen, sondern die Auferstehung wurde bewiesen durch die Erscheinungen. Die Apostel haben nicht argumentiert: weil das Grab leer ist, muss er auferstanden sein, sondern gerade umgekehrt: weil er auferstanden ist, ist das Grab leer. Der Unglaube versucht, den Apostel Paulus für seine These in Anspruch zu nehmen. Man verweist darauf, dass er in seiner Verkündigung der Auferstehung nicht ausdrücklich von dem leeren Grab spricht. Gewiss, Paulus erwähnt das leere Grab nicht ausdrücklich, aber er setzt es voraus, es war für ihn eine pure Selbstverständlichkeit. Paulus hebt hervor, dass der Leichnam Jesu bestattet wurde. Warum denn? Ja, weil der Bestattete am Sonntagmorgen nicht mehr aufzufinden war. Die Erwähnung der Bestattung ist ein Zeichen dafür, dass auch Paulus vom leeren Grab wusste. Wenn Paulus sagt: Jesus ist auferstanden, er ist auferweckt worden, dann kann er, falls Worte überhaupt noch einen Sinn haben sollen, nicht zugleich als im Grabe liegend und schlummernd gedacht werden. Petrus beweist dem Volke in seiner Pfingstrede, dass die Auferweckung des Messias von den Toten durch David (in den Psalmen) prophetisch vorhergesagt worden war. Nach Psalm 15 soll der Gesalbte des Herrn nicht die Verwesung schauen. Auf David passt diese Weissagung nicht, denn David ist in ein Grab gelegt worden und verwest. Man kennt sein Grab, man kann dahin gehen. Also schaute und verkündete er die Auferstehung des Christus: „Dieser ist es, dessen Fleisch nicht in Verwesung übergehen sollte, Jesus, den Gott auferweckt hat, wie wir alle bezeugen.“ So konnte Petrus doch nur sprechen, wenn er nicht bloß das Grab Christi leer wusste, sondern auch das ganze Volk dafür als Zeugen aufrufen konnte.

Alle vier Evangelien berichten, dass am Morgen des dritten Tages das Grab Jesu leer gefunden wurde, zunächst von den Frauen, dann auch von Petrus und Johannes, die ja diese Angaben an Ort und Stelle nachgeprüft haben. Aber nicht nur die Anhänger Jesu, sondern auch seine Gegner waren von der Tatsache des leeren Grabes überzeugt, hatten sich vermutlich durch Nachprüfung davon überzeugen lassen. Matthäus erzählt, wie die Feinde Jesu durch die Grabwächter von der Tatsache des leeren Grabes Kunde erhielten und sich bemühten, eine Pseudoerklärung dafür zu erfinden. Der feste Auferstehungsglaube und die konstante Auferstehungspredigt der Urgemeinde sind ohne die Tatsache des leeren Grabes undenkbar. Wenn die Auferstehungsgläubigen unterlassen hätten, die Berechtigung

ihres Glaubens an dem Grabe nachzuprüfen, ihre Gegner hätten es sich gewiss nicht entgehen lassen, die ihnen so peinliche Auferstehungspredigt durch den einfachen Hinweis auf den Leichnam Jesu zu entkräften, im Keim zu ersticken. Aber der Hohe Rat und die gesamte Judenschaft Jerusalems haben keinen Einwand gegen die Tatsache des leeren Grabes erhoben. Sie haben die Tatsache akzeptiert. „Tatsachen sind hartnäckige Dinge“, sagt Lenin.

Der Unglaube behauptet weiter, der Leichnam Jesu sei ohne Wissen der Jünger irgendwie aus dem Grabe entfernt worden. Niemand anderer als der Hohe Rat habe den Leichnam Jesu beiseiteschaffen lassen. Diese Auskunft ist durchaus willkürlich, dabei innerlich ganz unwahrscheinlich, ja undenkbar. Eine derartige Maßnahme der jüdischen Obrigkeit war unsinnig, ja zweckwidrig. Sie hätte ja die Auferstehungspredigt der Apostel bestätigt. Der Unglaube deutet seine Vermutungen noch weiter aus. Er sagt, man habe den Leichnam Jesu aus dem Grabe entfernt, weil man einen späteren Leichenkult fürchtete. Meine lieben Freunde, ein solcher Leichenkult war im Judentum völlig unbekannt. Hier hat sich der Unglaube wieder an der Nase selbst herumgeführt. Der Unglaube verkennt gänzlich die Verfassung der jüdischen Obrigkeit am Ostersonntag. Der Hohe Rat war ratlos, ratlos gegenüber der bald einsetzenden Auferstehungspredigt der Apostel. Er hätte diese Predigt mit einem aufklärenden Wort verstummen lassen können, statt ihre Verkündiger mit Gewalt und Drohungen zu überziehen. Wenn wirklich die jüdische Obrigkeit den Leichnam Jesu aus dem Grabe entfernt hätte, dann ist zu fragen, warum sie ihn nicht vorgewiesen hat. Sie hätte ihn ja im Triumphzug durch Jerusalem tragen können: Hier ist er ja, und ihr behauptet, er sei auferstanden. Nein. Er ist nicht mehr hier, er ist auferstanden, so haben die Apostel gepredigt. Und bequemer und nachhaltiger hätte der Hohe Rat die christliche Auferstehungsbewegung nicht widerlegen und in ihren Anfängen ersticken lassen können, als wenn er den Leichnam Jesu ausgegraben und der Öffentlichkeit vorgezeigt hätte.

Der Unglaube behauptet weiter, Jesus sei überhaupt nicht ordentlich begraben worden, er sei von den Soldaten in eine Verbrechergrube geworfen worden und deshalb von den Jüngern nicht mehr aufgefunden worden. Diese Behauptung stellt sämtliche biblische Quellen, die einstimmig das Begräbnis Jesu bezeugen, als unglaubwürdig und lügenhaft hin, ohne auch nur den geringsten Beweis dafür antreten zu können. Man übersieht, dass Jesus nach römischem Recht verurteilt wurde. Das römische Recht kannte keine Verbrechergrube. Nach römischem Recht gehörte der Leichnam dem Richter, und der Richter hat ihn dem Joseph von Arimathäa geschenkt. Nehmen wir einmal an, der Leichnam Jesu wäre wirklich in eine Verbrechergrube geworfen worden; in diesem Falle hätte man ihn ja noch auffinden können, man hätte ihn herausholen können aus der Verbrechergrube, man hätte wenigstens darauf verweisen können. Warum ließ die jüdische Obrigkeit die Osterzeugen stattdessen lieber ins Gefängnis werfen und mit Ruten streichen? Die Verbrechergrube hat der Unglaube erfunden, nicht die Geschichte.

Der Unglaube behauptet weiter, der Leichnam Jesu sei durch Joseph von Arimathäa in einer der vielen leerstehenden Grabhöhlen geborgen worden, so sei es unmöglich gewesen, ihn nach einiger Zeit wieder zu finden und zu identifizieren. Andere Ungläubige wollen wissen, dass Joseph von Arimathäa ihn nach der Sabbatruhe still in seine Heimat überführt und ihn dort in seinem Familiengrab beigesetzt habe. Die Botschaft der Evangelien lautet anders. Joseph von Arimathäa setzte den ihm von Pilatus geschenkten, zugestandenen Leichnam in seinem eigenen Felsengrab, in das noch niemand gelegt worden war, bei. Es wurde von den Juden versiegelt und mit einer Wache versehen. Auch Paulus bezeugt durch den von ihm gebrauchten sprachlichen Ausdruck ein ordentliches, ehrenvolles Begräbnis. Joseph von Arimathäa; das ist eine genaue und bestimmte Angabe. Diese Angabe lässt darauf schließen, dass dieser Mann in der Jerusalemer Urgemeinde bekannt war und dass man sein Andenken in Ehren hielt; mit dem Namen konnte man nicht spielen. Er war nicht ein gänzlich unbekannter Volksgenosse, er war Mitglied des Hohen Rates, der obersten jüdischen Behörde, und zwar gehörte er zur zweiten Gruppe im Hohen Rat, zu den Ältesten. Sie stellten die Vertreter der Laienaristokratie in Jerusalem dar. Einem anderen hätte Pilatus wahrscheinlich den Leichnam auch nicht geschenkt. Joseph von Arimathäa war es auch nicht allein, der die Bestattung vornahm, Nikodemus, ein anderer Ratsherr, eilte ihn zu Hilfe. Wer war Joseph von Arimathäa? Er war ein geheimer Anhänger Jesu. Johannes nennt ihn einen Mann, der auf das Reich Gottes wartete und ein geheimer Jünger Jesu war. Lukas beschreibt ihn als einen guten und gerechten Mann, der dem Beschluss und Tun des

Hohen Rates nicht zugestimmt hatte. Joseph war der Gewährsmann des Apostels Johannes. Er saß ja im Hohen Rat, und er trug Johannes zu, was sich im Hohen Rat vorbereitete. Von ihm stammt der Bericht über jene Sitzung des Hohen Rates, in der der Todesbeschluss gefasst wurde. Die junge Kirche konnte diesen Mann nicht vergessen, diesen Mann, der ihr in schwerer Zeit gute Dienste geleistet und der dem verstorbenen Meister den letzten Liebesdienst erwiesen hatte. Mit Joseph von Arimathäa konnte man nicht spielen.

Der Unglaube behauptet schließlich, die Jünger selbst seien für die Entfernung des Leichnams verantwortlich zu machen. Sie hätten den Leichnam gestohlen und auf diesem Diebstahl das Gerücht aufgebaut, er sei auferstanden. Damit übernimmt man die Propagandalüge der jüdischen Obrigkeit. Sie setzte ja die Behauptung in Umlauf, die eigenen Jünger hätten die Leiche gestohlen, wie es noch heute im jüdischen Talmud steht. Sie ließen die Wächter das unsinnige Gerücht verbreiten: Während wir schliefen, haben die Jünger den Leichnam gestohlen. Schlafende Wächter rufen sie an als Zeugen. O meine lieben Freunde, diese Maßnahme bekundet die verzweifelte Ratlosigkeit des Hohen Rates, die verzweifelte Ratlosigkeit gegenüber der nicht zu leugnenden Tatsache, dass das Grab leer ist. Damit gibt man die ganze Visionshypothese preis. Es ist psychologisch unmöglich, dass Betrüger derart von ihrem eigenen Betrug berauscht und fasziniert würden, dass sie die selbst geschaffene Illusion für Wahrheit nähmen und dafür in den Tod gingen. Solche Betrüger hat es in der ganzen Geschichte noch nicht gegeben. Wir kennen das Seelenleben dieser so genannten Betrüger. Wir wissen aus den Evangelien, wie schlicht, wie einfältig, wie lauter sie waren. Wir wissen aus der Apostelgeschichte und aus den Apostelbriefen, dass sie vom ersten Tag ihrer Botschaft an auf Widerspruch, auf Schmach, auf Strafe, auf Tod gefasst waren und dass sie dennoch immer wieder ihre Botschaft von Jesu Auferweckung in die Welt hineingerufen haben. Betrüger, die mit klarem Bewusstsein betrügen, dass ihr Betrug nicht den kleinsten Gewinn, sondern nur Armut, Schmach, Not und Tod einbringen werde, Betrüger, die fortan aufgrund ihres Betrugs ein Leben der Entsagung und der Hingabe führen, solche Betrüger hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen. Rätsel über Rätsel, ja, ein Gewirr von Unmöglichkeiten, wenn es wirklich fremde Hände gewesen sein sollten, die ohne Wissen der Jünger Jesu Leiche beseitigten. Nein, die Konstatierung des leeren Grabes ist der sicherste Bestandteil des Auferstehungsglaubens. Alle natürlichen Erklärungen sind Spiele der Erfindungsgabe. Den einmütigen geschichtlichen Berichten gegenüber sind die genannten Behauptungen reine Willkür. Das Grab Jesu war Freund und Feind sehr wohl bekannt, aber es fand sich am Ostermorgen leer, trotz Siegel und Wächter. Weder Freund noch Feind haben die Tatsache des leeren Grabes bestritten. Es blieb dem Unglauben vorbehalten, sie zu bestreiten. Für das Leersein des Grabes gibt es nur eine, nur eine einzige plausible Erklärung: „Das Grab ist leer, der Held erwacht, der Heiland ist erstanden. Da sieht man seiner Gottheit Macht, sie macht den Tod zuschanden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Glaube überwindet die Welt

08.04.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube.“ So haben wir eben in der Epistel des heutigen Sonntags gehört – alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube. In diesem Text ist vom Glauben, von der Welt und vom Sieg des Glaubens über die Welt die Rede. Der Glaube wird in allen Schriften des Neuen Testaments immer wieder behandelt, angesprochen und in seinen mannigfachen Aspekten aufgezeigt. Sehr beliebt ist die Bestimmung, die der Brief an die Hebräer über den Glauben gibt. Dort heißt es: „Der Glaube ist die Zuversicht auf das, was man erhofft, die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht.“ Ich wiederhole: Der Glaube ist die Zuversicht auf das, was man erhofft, die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht, also ein Stehen zu Gehofftem und ein Gewissen von unsichtbaren Dingen. Diese Definition soll nicht wissenschaftlich exakt und vollständig sein, sondern dem Verfasser kommt es auf das Objekt des Glaubens an: Gehofftes und unsichtbare Dinge. Das Gehoffte umfasst die zukünftigen Heilsgüter, unsichtbare Dinge enthält alles, was in den Kategorien dieser Welt nicht erfassbar ist. Die im Hebräerbrief verstreuten Äußerungen über den Glauben lehren die über Heil und Unheil enthaltene Zustimmung zu dem geoffenbarten Inhalt und die Notwendigkeit, die von Gott auf mannigfache Weise verkündigten Wahrheiten festzuhalten. Vom Glauben sagt nun der Apostel, dass er die Welt überwindet. Nicht ein beliebiger Glaube, sondern der rechte, der wahre, der vollständige Glaube ist es, der die Welt überwindet. Denn der Glaube im Christentum hat einen präzisen Inhalt. Der christliche Glaube ist Glaube an den dreieinigen Gott. Der eine Gott besitzt von Natur aus ein Wesen, eine Herrlichkeit und eine Kraft. Der eine Gott ist die Dreifaltigkeit: der Vater, der Sohn und der Geist. Die eine Wesenheit existiert in drei Personen, die untrennbar sind in ihrem Sein und in ihrem Wirken. Der christliche Glaube ist Glaube an Jesus Christus, den einziggeborenen Sohn Gottes, der eine menschliche Natur angenommen und in ihr durch Wort und Tat, vor allem durch seinen im Gehorsam gegen den Vater vollzogenen Opfertod die Erlösung der Menschheit von Sünde, Schuld und Tod bewirkt hat. Der Glaube ist unabdingbar. Der Mainzer Katechismus aus dem Jahre 1920 – also unzweifelhaft katholisch – stellte richtig fest: „Wer nicht glaubt, dass Jesus Christus wahrer Gott ist, hat keinen Anspruch auf den Namen eines Christen.“

Der christliche Glaube ist sodann Glaube an die Vorsehung Gottes. Vorsehung ist der ewige Plan Gottes, der die Schöpfung auf ihren obersten Zweck hinlenkt. Die Vorsehung umfasst das unfehlbare Vorherwissen der absoluten und bedingten Zukunft, sowie das unabänderliche Vorausbeschließen alles zukünftigen Geschehens. Die Vorsehung sorgt für die Welt im Gesamten, aber auch für jeden einzelnen Menschen. Der christliche Glaube ist Glaube an die heiligste Eucharistie. Durch die Macht Gottes, meine lieben Freunde, werden in der heiligen Messe die Elemente Brot und Wein in ihrer der Erfahrung entzogenen Tiefe, in ihrer der Erfahrung entzogenen Tiefe! in Leib und Blut Christi verwandelt. Das Messopfer ist ein relatives Opfer, es ist nämlich die Repräsentation, also die Gegenwärtigung des Kreuzesopfer Christi. Die Eucharistie ist das höchste Gut des Christen, das man

nicht leichtfertig an Ungläubige oder an Halbgläubige austeilen darf. Der rechte Glaube umfasst auch die rechten Gebote. Sie sind von Gott in die Natur des Menschen eingeschrieben und in der Offenbarung Alten und Neuen Testaments kundgetan. Sie sind ebenso unabdingbar wie die Dogmen des Glaubens; es gibt Dogmen der Moral. Die erste Frage des erwähnten Katechismus aus dem Jahre 1920 lautete: „Wozu sind wir auf Erden?“ Die Antwort: „Wir sind dazu auf Erden, dass wir den Willen Gottes tun und dadurch in den Himmel kommen.“ Kürzer und treffender kann man unsere Aufgabe auf Erden nicht beschreiben. Der christliche Glaube ist Glaube an das ewige Leben der Seele und an die einmalige Auferstehung des Fleisches. Der gläubige Christ hat eine Zukunft, auch wenn der Leib zerfällt. Diese Zukunft wird verbürgt von dem auferstandenen Christus.

Dem Glauben steht die Welt gegenüber. Unter der Welt verstehen wir einmal alle nichtgöttliche Wirklichkeit. Also das grenzenlose Weltall, die gesamte Schöpfung Gottes, ihre unermessliche Ausdehnung, ihre Ordnung und ihre Schönheit preisen Macht und Weisheit Gottes. Jesus Christus steht der Schöpfung unbefangen gegenüber. Er weiß um ihre Herkunft von Gott und um ihre anziehende Ausstattung. Aber er sieht auch die Folgen der Satansherrschaft über der Welt und die Gefahren, die der Existenz der Jünger von der Welt drohen. Deswegen wird der Begriff Welt auch noch in einem anderen Sinne gebraucht, nämlich für die Schöpfung Gottes, die vom Bösen beherrscht wird, Welt im gottfeindlichen Sinne, die das Licht hasst und Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens in sich birgt. Von dieser Welt muss Johannes im Anfang seines Evangeliums schreiben: „Der LOGOS (also der menschgewordene Gott) kam in die Welt, aber die Welt hat ihn nicht erkannt. Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ So ist die Welt auch die Stätte der Auflehnung gegen Gott, der Empörung gegen Gott, gegen seinen Willen und gegen seine Gebote. In der Welt triumphiert das Unrecht, in der Welt hängt die Gerechtigkeit am Kreuze. Seitdem Kain seinen Bruder Abel erschlug, ist die Erde gerötet vom Blut der Gefallenen, Ermordeten, Hingerichteten. Von der Welt in diesem Sinne titelte die Mainzer Allgemeine Zeitung in ihrer Osterausgabe: „Die Welt – ein Pulverfass“, überall brodeln und knistert es, und für diese Feststellung bringt die Zeitung stichfeste Belege. Am heiligen Karfreitag, meine lieben Freunde, haben israelische Soldaten 29 Palästinenser erschossen und mehr als 2000 verletzt – am heiligen Karfreitag. Die christliche Gemeinde ist zwar in der Welt, aber sie ist nicht aus der Welt. Der Glaube lehrt die Gläubigen das rechte Verhältnis zu der gottfeindlichen Welt, er hört die Mahnung des Apostels Johannes: „Liebet die Welt nicht, noch was in der Welt ist.“

Nun lehrt der heilige Johannes. Der Glaube überwindet die Welt, besiegt die Welt. Von einem Siege kann man nur sprechen, wenn ein Kampf vorausgegangen ist, und dieser Kampf findet statt. Er wird ausgefochten vom Glauben auf der einen Seite und von den Feinden des Glaubens in der Welt auf der anderen Seite. Wer sind die Feinde des Glaubens? Es sind der Irrtum und die Sünde, der Hass und die Rache. Der Glaube siegt über den Irrtum, vor allem über den religiösen Irrtum, wie er sich in den von Menschen gemachten Religionen kundtut. Der Glaube verschafft dem Gläubigen eine Überlegenheit. Dem Ungläubigen fehlt eine ganze Dimension des Wirklichen. Die Wirklichkeit des unsichtbaren Gottes, seine Weltlenkung und seine Gnadeneinwirkung sind dem Ungläubigen unbekannt. Der Glaube klärt den Menschen auf, der Glaube ist die wahre Aufklärung, er klärt auf über Gott und die Welt. Er lehrt uns: Gott existiert, wir sind nicht allein im Weltall, über uns wacht eine unendliche Macht und Liebe. Gott existiert als Person, zu der unsere Gebete aufsteigen. Der Glaube siegt über die Versuchung. Wir erfahren es ja jeden Tag: Das Fleisch begehrt wider den Geist. Begierden, Leidenschaften, ungeordnete Neigungen suchen uns zum Bösen zu verführen. Es liegt nicht in der Macht des Menschen, meine lieben Freunde, das Triebleben so niederzuhalten, dass es sich überhaupt nicht regt. Der Glaube aber stärkt den Menschen in Versuchungen. Er lehrt ihn, die Sünde als ein zu fliehendes Übel einzuschätzen, sie zu meiden, den Hang zur Sünde dauerhaft zu überwinden. Der Glaube lehrt uns die heilige Gottesfurcht. Die Gottesfurcht weiß um die absolute Heiligkeit Gottes, die das Böse verabscheut und Kraft denen gibt, die von ihr erfüllt sind. Die Gottesfurcht überwindet den Hang zur Sünde. Der Glaube lehrt uns die Liebe zu Gott. Sie wehrt die Versuchung ab, weil sie uns anleitet, an das Leiden des Herrn zu denken: „Ach, Herr, was du erduldet, ist alles meine Last; ich habe das verschuldet, was du getragen hast.“ Der Glaube lehrt uns das Gericht Gottes. „Denk an das Gericht, und nichts werden Unzucht, Ehebruch und die anderen Sünden über dich vermögen“,

schreibt der heilige Cyrill von Jerusalem. Wenn der böse Feind uns naht, meine lieben Freunde, dann sollten wir uns erinnern, was der heilige Stanislaus Kostka dem Versucher entgegengeschleudert hat: „Ich bin für Höheres berufen“ als für die Sünde. Der Glaube siegt über Furcht und Angst. Auf dieser Welt gibt es viele Dinge, die uns Furcht einjagen. Unglück und Unheil, Krankheit und Schmerz, Gram und Kummer, Betrübnis und Trübsal stehen bereit, über uns herzufallen. Keiner entgeht ihnen, alle haben daran Anteil. Angesichts dieser Lage ergreift uns Besorgnis und Befürchtung. Der Glaube hilft uns, Angst und Furcht zu überwinden. Er belehrt uns, dass wir überall unter der Vorsehung Gottes stehen, die über uns wacht. Alles, was er über uns kommen lässt, kann in seiner Hand uns nur zum Segen gereichen. Der Glaube überwindet vor allem die Menschenfurcht. Der Hohe Rat in Jerusalem drohte den Aposteln Strafen an, wenn sie fortführen, im Namen Jesu zu predigen. Die Apostel entgegneten ihm: „Urteilt selbst, ob es vor Gott recht ist, auf euch mehr zu hören als auf Gott. Es ist uns unmöglich, was wir gesehen und gehört haben, nicht auszusprechen.“ Auch in unserer Zeit gibt es Beweise, wie der Glaube die Todesfurcht überwindet. Als der Präsident des Volksgerichtshofes Roland Freisler dem katholischen Rechtsanwalt Josef Wirmmer aus Berlin die Verhängung der Todesstrafe am Strang, also durch Aufhängen, ankündigte, da entgegnete ihm Wirmmer furchtlos: „Wenn ich hänge, habe nicht ich Angst, sondern Sie.“ Der Glaube erweist seine Macht darin, dass er die Kraft gibt, jedes, auch das ernsteste Risiko einzugehen. Der Glaube verweist auf das ewige Leben. Wir sollen keine Furcht haben vor denen, die nur den Leib töten können, die Seele aber nicht. „Fürchtet vielmehr den, der Seele und Leib in die Hölle stoßen kann“, so sagt Jesus. Der Glaube an das ewige Leben befähigt die Gläubigen, das irdische Leben in seiner Begrenztheit und in seiner Ablösbarkeit durch das ewige Leben richtig einzuschätzen und notfalls dranzugeben. Die Studenten der „Weißen Rose“ in München, die gegen das Unrechtssystem aufgestanden sind, beugten ihr Haupt unter das Fallbeil, ohne mit einer Wimper zu zucken. Sie waren überzeugt von dem Weiterleben der Seele in der Herrlichkeit Gottes. Sie starben in der Gewissheit der Aufnahme in das Reich Gottes. Der Henker sagte: „So habe ich junge Leute noch nicht sterben sehen.“

Der Glaube siegt über den Hass. Der Hass ist ein Akt des Willens, bei dem der Nächste als Übel eingeschätzt wird, die feindselige Abneigung gegen andere, die innere Lossagung vom Nächsten. Der Glaube zeigt uns, wie falsch und ungerecht der Hass ist. Jeder Mensch ist als Ebenbild Gottes und als Gegenstand der Liebe Gottes in sich gut, auch dann, wenn seine Eigenschaften und sein Verhalten uns missfallen und schädlich sind. Die wahre Liebe betrachtet das Sein jedes Nächsten als ein Gut, dem sie sich hingibt, um es zu erhalten und zu fördern. Der Hass dagegen sieht im Nächsten etwas Böses, das man ausschalten, das man vernichten muss. Der Glaube verwirft den Hass kompromisslos. Der Apostel Johannes spricht es deutlich aus: „Wer nicht liebt, bleibt im Tode. Jeder, der hasst, ist ein Menschenmörder.“ „Wer sagt, er sei im Lichte, und doch seinen Bruder hasst, der ist immer noch in der Finsternis.“ Äußerlich kann man leiden durch das Unrecht, das andere einem zufügen, innerlich aber schadet man sich nur selbst, wenn man sein Herz mit der Sünde des Hasses befleckt. „Von Zorn, Hass und allem bösen Willen befreie uns, o Herr“, so beten wir in der Litanei von allen Heiligen. Der Glaube siegt endlich auch über das Begehren nach Rache. Im natürlichen Menschen schlummert das Verlangen nach Vergeltung für das Böse, das einem zugefügt wurde: Wie du mir, so ich dir. Der Glaube lehrt uns: Rache macht das Herz nicht glücklich, sie macht das Herz nur schwer. Der Christ verzichtet auf Rache. Das ist der Sieg des Glaubens über das dem Gläubigen angetane Böse. Der Apostel Paulus schreibt an die Gemeinde in Rom: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, rächet euch nicht selber“, im Gegenteil: „Wenn dein Feind hungert, dann speise ihn, wenn er Durst hat, dann tränke ihn. Lass dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute.“ Das ist die Botschaft des Evangeliums. Der Apostel Petrus fragte einmal Jesus: „Herr, wie oft muss ich meinem Bruder verzeihen, wenn er sich gegen mich verfehlt hat, etwa sieben Mal?“ Jesus sagte ihm: „Ich sage dir, nicht sieben Mal, sondern siebzimal sieben Mal“, d.h. immer. Und Paulus mahnt: „Lass die Sonne nicht untergehen über deinem Zorn“, d.h. bevor es Nacht wird, versöhne dich mit deinem Bruder, mit deiner Schwester. Jedes Verzeihen, meine lieben Freunde, unterbricht den Kreislauf des Bösen. „Der Siege göttlichster ist das Vergeben“, heißt es bei Schiller. Im Glauben, meine lieben Freunde, wird die gottfeindliche Welt samt ihrem Herrscher, dem Teufel, besiegt. Der Gottgezeugte lebt in dem Machtkreis Gottes, der allem Widergöttlichen weit überlegen ist. Das Böse existiert, es

---

streitet gegen das Gute, aber der entscheidende Waffengang ist in Christus bereits ausgefochten. Der Glaube bietet die Gewähr, dass die Christen ihren eigenen, in der Verbundenheit mit Christus geführten Kampf als siegreich bestanden ansehen können. Der heilsgeschichtliche einmalige und grundsätzliche Sieg Christi wiederholt sich im Christen. Der Gottgezeugte besitzt nicht nur die beständige Kraft zur Überwindung der Welt in sich, sondern er hat den Sieg bereits durch den Glauben erfochten. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der gute Hirt

15.04.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der heutige Sonntag heißt der Gute-Hirten-Sonntag, weil das Evangelium von Jesus, dem guten Hirten, verlesen wird. Aber ich mache darauf aufmerksam, dass nur ein Teil der großen Predigt Jesu über das Hirtendasein zur Verlesung kommt. Die Rede ist weit umfangreicher, als im Evangelium von heute ausgesagt wird. Das Bild vom Hirten und von den Schafen wird im Alten Testament häufig gebraucht, und zwar für die Beziehung von Gott zum Volk, aber auch für das Verhältnis von Führern der Menschen zu den ihnen Anvertrauten. Viele Einzelheiten des Umgangs eines Hirten mit seinen Schafen lassen sich nämlich übertragen auf das Verhältnis des religiösen Führers zu seiner Gemeinde. Die Hirten haben die Verantwortung für die Schafe; sie müssen besorgt sein für ihr Wohlergehen und ihren Schutz; wenn sie ein Glied gebrochen haben, müssen sie es verbinden; wenn sie sich verlaufen haben, müssen sie sie suchen. Die Hirten kennen ihre Herde. Ich habe neulich einen Hirten gesehen, der gesagt hat: „Ich kenne alle meine Schafe am Gesicht.“ Hunderte von Schafen kennt der Hirt, jedes einzelne am Gesicht. Die Hirten führen ihre Schafe auf die Weide, dort finden sie Nahrung, und wenn der Abend naht, dann führt der Hirt sie in die Hürde, wo sie geschützt sind vor den räuberischen Tieren und wo eine Unterhirte Wache hält. Nun beurteilt Christus mit auffallender Schärfe alle angemessenen Hirten seiner Zeit und der Vorzeit. Bevor er vom guten Hirten spricht, redet er von den schlechten Hirten: Sie sind Diebe und Räuber. Alle, die vor ihm aufgetreten sind, die neben ihm in Konkurrenz zu ihm auftreten, sind Diebe und Räuber; vorgeblich sind sie Heilande, tatsächlich falsche, verderbliche Hirten. Das wird im Alten Testament wiederholt ausgesprochen, vor allem bei dem Propheten Jeremias und bei dem Propheten Ezechiel. Beim Propheten Jeremias heißt es: „Wehe den Hirten, die die Schafe meiner Weide sich verirren und sich zerstreuen lassen!“ Und beim Propheten Ezechiel heißt es: „Wehe den Hirten, welche sich selber weiden!“ Das Wort, dass die konkurrierenden Hirten Diebe und Räuber sind, hat grundsätzlichen Sinn. Alle angeblichen Offenbarer, alle angeblichen Heilande, denen einst Menschen gefolgt sind, sind Täuscher, sind falsche, sind nicht von Gott berufene Hirten.

Im Gegensatz zu den Dieben und Räubern steht er selbst. Er nennt sich „die Tür“. Was ist damit gemeint? Er ist die Tür zu den Schafen, d.h. wer zu den Schafen gehen will und ihr Heil befördern will, muss durch diese Tür hindurchgehen; es gibt keinen anderen Zugang. Die Tür ermöglicht den Schafen das Ein- und Ausgehen, sie haben die freie Bewegung, um bei Tage zur Weide zu gelangen und des Nachts in den Pferch, in die Hürde zurückzukehren. Das Ein- und Ausgehen ist Ausdruck für die vertraute, kontinuierliche Beheimatung. Angewandt auf den Hirten Jesus bedeutet die Tür: Der Weg durch die Tür, welche Christus ist, ist die einzige Heilchance. Wenn die Kirche sagt: außerhalb der Kirche kein Heil, dann meint sie: außerhalb Christi kein Heil. Und das wird hier im Johannes-evangelium mit dem Bild der Tür ausgedrückt. Wenn der Hirt seine Schafe herausgeführt hat, geht er ihnen voran und sie folgen ihm. Warum folgen sie ihm? Weil sie seine Stimme kennen, weil sie ihm gehören, weil sie mit ihm vertraut sind, weil er der einzige rechtmäßige Besitzer ist, ihr Herr, deswegen folgen sie ihm. Niemals werden die Schafe einem fremden Hirten nachlaufen. Sie werden vielmehr vor



seinen Lockrufen flüchten, weil ihnen seine Stimme unbekannt ist. Also diejenigen, die aufgrund von Erwählung zu Christus gehören, werden nie und nimmer ihrem Hirten davonlaufen, um auf die falschen Heilsprediger, auf fremde Hirten zu hören. Mit sicherem Glaubensinstinkt werden sie vor solchen Gestalten Reißaus nehmen, deren Stimme sie nicht kennen.

Erst jetzt, nach dieser Vorbereitung, die aber im heutigen Evangelium nicht ausgesagt wird, erst jetzt kommt Jesus zu der entscheidenden Aussage über sich selbst: „Ich bin der gute Hirt.“ Worin besteht das Wesen des Gutseins? Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Das Gutsein zeigt sich in der Gefahr. Wenn der Wolf kommt, verlässt der Hirt seine Herde nicht, er gibt vielmehr sein Leben daran, damit die Schafe dem sicheren Tod entkommen; er stirbt an ihrer statt. Ohne Bild gesprochen: Es geht um den Heilstod Christi, um den Heilstod Jesu für die Seinen. Damit hat er sein Gutsein, sein Guter-Hirt-Sein erwiesen, er ist der gute Hirt schlechthin. In seinem Tod sieht er den messianischen Heilstod verwirklicht, den der Prophet Zacharias vorhergesagt hat: „Ich schlage den Hirten, und die Herde wird sich zerstreuen.“ Zwischen dem guten Hirten und seinen Schafen besteht eine Intimität. Diese betrifft sowohl den Einzelnen als auch die Gesamtheit. Den Einzelnen: Der Hirt ruft die Schafe bei ihrem Namen. Jedes Schaf hat seinen eigenen unverwechselbaren Namen. Und für die Gemeinschaft gilt: Alle folgen dem Hirten auf die Weide des Lebens. Diese Vertrautheit und Nähe zwischen dem Hirten und den Schafen gründet auf deren Erwählung durch Christus und auf seinem Lebens Einsatz für sie. Jetzt steht er in unverbrüchlicher Treue auf ihrer Seite.

Der Gegensatz zum guten Hirten ist der Mietling. Der Mietling ist der Tagelöhner, der für Lohn die Schafe weidet, aber dem die Schafe nicht gehören. Er ist nicht Hirt, die Schafe sind nicht sein eigen. Der Mietling oder Tagelöhner hütet die Schafe eines Fremden, ohne eine persönliche Beziehung zu ihnen zu entwickeln. Das zeigt sich, wenn der Wolf kommt. Der Wolf ist hier das charakteristische Tier, das für die Gefährdung der zahmen Tiere durch wilde Tiere allgemein steht. Der Mietling ergreift die Flucht. Er geht nicht auf den Wolf zu, er wehrt ihn nicht ab, er überlässt die Herde dem räuberischen Eindringling. Der Wolf fällt über die Herde her, reißt die Schafe und zerstreut sie. Der Mietling ist der bezahlte Schafhüter – das Bild für einen schlechten Gemeindeleiter. Der Vorwurf, der ihm gemacht wird, ist, dass er dem Kampf mit den Irrlehrern aus dem Wege geht und die Glaubenden dem Verderben anheimfallen lässt. Der Wolf im Leben des Hirten ist das Raubtier, das die Schafe anfällt und reißt. Übertragen auf das Gebiet der Religion ist der Wolf ein Bild für die Irrlehrer, für die Irrlehrer, vor denen der Herr schon in der Bergpredigt warnt. Er spricht dort von den falschen Propheten, die in Schafskleidern daherkommen, in Wirklichkeit aber reißende Wölfe sind. Und als Paulus in Milet Abschied nahm von seiner Gemeinde, da ließ er die Priester und Bischöfe zu sich kommen und hielt ihnen eine Ansprache: „Ich weiß, nach meinem Weggang werden reißende Wölfe bei euch eindringen und die Herde nicht schonen.“ Der Wolf steht also für die Gefahr, die von außen auf die Gemeinde zukommt. Den Wölfen in Menschengestalt ist es eigen, ihre eigene Natur zu verbergen. Sie geben sich harmlos, ja wohlthätig. Wir kennen sie. Sie suchen das Evangelium zu entkräften, zu entschärfen und die Gnade zu verbilligen, und das passt vielen Menschen. Sie reden den Menschen ein, dass geschlechtliche Verirrungen keine Sünde seien. Sie führen Bußandachten ein, statt die Menschen zum Bußsakrament zu führen. Sie teilen den Leib des Herrn allen aus, die ihn begehren, ohne nach Würdigkeit und Gläubigkeit zu fragen. Sie versprechen den Menschen den Himmel auch ohne Anstrengung.

Es ist klar, dass dem Evangelium daran gelegen ist, an dem Bild vom Hirten und von seiner Herde das Verhältnis von Priester und Volk zu erläutern. Die Übertragung der Begriffe von Hirt und Herde auf die christlichen Gemeinden und ihre Leiter wird schon vom Neuen Testament vorgenommen. Als Jesus Petrus zu seinem Stellvertreter einsetzt, da spricht er von ihm als dem Hirten: „Weide meine Lämmer! Weide meine Schafe!“ sagt er, und das dreimal. Die Aufgaben der Leiter der christlichen Gemeinden sind also Hirtendienst. Den Priestern ist die Sorge für die einzelne Gemeinde anvertraut, und der Papst ist der oberste Hirte der Kirche. Er ist der Fortsetzer der Sendung Jesu. Der große Papst Pius XI. hat in einer bedeutenden Enzyklika den Priester als einen zweiten Christus bezeichnet. Ein zweiter Christus ist er deswegen, weil er das Amt Christi fortführt und gegenwärtig macht. „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Der Priester ist als Hirt Werkzeug und Diener des Hirten Jesus Christus. Er macht das Hirtenamt Christi gegenwärtig und wirksam. Der Hirt Christus

übt sein Amt jetzt, nach der Himmelfahrt, durch den geweihten und bestellten Priester aus. Der Priester – und das ist der Unterschied zum protestantischen Religionsdiener – ist im Sein! dem Hirten Christus ähnlich gemacht; er ist ein Verwandelter. Er muss aber auch die Eigenschaften erwerben, die Christus von einem Hirten erwartet. Also der Eifer für die Ehre Gottes und für das Heil der Seelen muss ihn verzehren. Dieser Eifer muss ihn dahin bringen, sich selbst und alle irdischen Interessen zu vergessen. Wenn der Priester, meine lieben Freunde, die Klage des guten Hirten hört: „Noch andere Schafe habe ich, die nicht aus diesem Schafstall sind. Auch sie muss ich heimführen“, wenn er sieht, wie die Saaten schon reif sind für die Ernte, da muss in ihm die Sehnsucht entbrennen, solche Seelen zum guten Hirten zu führen und sich dem Herrn der Ernte als unermüdlicher Arbeiter anzubieten. Wenn der Priester so viel armes Volk sieht, das verlassen ist wie Schafe, die keinen Hirten haben, muss in seiner Seele ein tiefer Widerhall jenes göttlichen Erbarmens zu spüren sein, das so oft das Herz des Gottessohnes bewegte. Wie eine erlesene Truppe müssen die Priester bereit sein, an alle Fronten des ungeheuren Kampffeldes zu eilen, um dort den Kampf der Wahrheit gegen den Irrtum, des Lichtes gegen die Finsternis, des Reiches Christi gegen das Reich des Satans zu führen. Es ist offensichtlich, dass Jesus Christus von seinen Jüngern und Aposteln, ebenso aber auch von deren Nachfolgern, also den Bischöfen und Priestern, den Einsatz ihres Lebens für das Zeugnis der Wahrheit verlangt, d.h. er verpflichtet sie zum Heroismus. Priestertum und Bischofsamt sind kein Job, sind keine bürgerliche Beschäftigung, sondern Zeugendienst bis zur Aufopferung des Lebens. Friedrich Nietzsche war ein Feind der christlichen Religion, aber er hat in seinem Scharfsinn manches Richtige gesehen. In seinem Zarathustra schreibt er einmal: „Hier sind Priester, und wenn sie auch meine Feinde sind, geht mir still an ihnen vorüber und mit schlafendem Schwerte, auch unter ihnen sind Helden.“

Das Priestertum verlangt außerordentliche Opfer, darunter jenes besondere und vollständige Selbstopfer der liebenden Hingabe an Christus durch den Zölibat. Die Berufskatholiken und Superlaien vom Zentralkomitee sind unaufhörlich damit beschäftigt, für sich und die Hirten der Kirche die Anforderungen herabzusetzen, die von der Glaubens- und Sittenlehre an sie gestellt werden. Für sich selbst haben sie es schon erreicht mit der „Königsteiner Erklärung“. Nun gehen sie vor allen Dingen den Zölibat an. Die gottgeweihte Enthaltbarkeit und Ehelosigkeit der Priester soll zum Fall gebracht werden. Die Absicht ist klar: Mit den verheirateten Priester wird es bequemer in der Kirche, wird es gemüthlicher. Die um ihre Frauen und Kinder besorgten Priester werden ihre Verkündigung entsprechend ihrer Lage verbilligen; sie werden gleichsam einen Rabatt geben. Das ist der Hintergrund. Den beflissenen Verbilligern des Glaubens und der Sittenlehre sei gesagt: Der Zölibat ist kein Gesetz, das erst die Kirche auferlegt, sondern eine Entschließung, die wir selbst fassen. Nur will die Kirche keine Diener aufnehmen, die einer solchen Aufopferung nicht fähig sind. Sie will Diener haben, deren Streben ungeteilt ist. Sie will Hirten haben, die großmütig genug sind, sogar ihr Leben für ihre Schafe hinzugeben. Wie könnte sie dies von den Schwachen erwarten, die nicht einmal eine Neigung besiegen können! Es war kein Freund der Kirche, von dem das Wort stammt: „Im Zölibat des katholischen Priesters ragt das Neue Testament in die katholische Kirche hinein.“ Die Priester der Vorzeit haben diesen Zusammenhang verstanden und im Leben wie im Sterben bewährt. Der Priester Johannes Frank betreute seit 1942 die Gemeinde in Flamberg in Ostpreußen. Bei einem Zusammensein mit Gemeinemitgliedern sagte einer von ihnen im Jahre 1944: „Herr Pfarrer, wenn die Russen auch nach Flamberg kommen, werden Sie uns wohl verlassen?“ Frank antwortete: „Ich bleibe bei Euch und wenn wir alle von den Russen erschossen werden.“ So blieb er und wurde von den eindringenden Russen ergriffen und deportiert, wo er irgendwo zugrunde gegangen ist. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Pfarrer Bruno Weichsel in Saalfeld, ebenfalls in Ostpreußen, sah die russischen Truppen im Januar 1945 heranrücken. Man riet ihm zur Flucht, er antwortete: „Solange noch ein Mitglied meiner Gemeinde hier ist, gehe ich nicht von meinem Platz.“ Als die Russen den Ort besetzt hatten, befand er sich in der Kapelle. Ein Soldat zerschmetterte ihm mit dem Gewehrkolben den Kopf. Das Blut spritzte an die Wand. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Priester Norbert Sobel blieb bei der von ihm betreuten Schwesterngemeinschaft in Naumburg in Schlesien. Als die sowjetische Armee anrückte, da schrieb er in seinem letzten Brief vom 18. Februar 1945: „Es ist notwendig, dass ich als Hirt bei meiner Herde bleibe, die noch etwa dreißig an der Zahl misst. Es

wird zwar mein irdisches Leben kosten, aber ich hoffe auf das himmlische.“ Am 2. März 1945 wurde er erschossen. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. 72 Priester der Erzdiözese Breslau haben 1945/46 ihr Leben für ihre Gemeinde geopfert. Es ist Zeit, meine lieben Freunde, sich auf das Gleichnis und die Wirklichkeit von Hirt und Herde zu besinnen. Das viele Gerede um das zeitgemäße Bild des Priesters ist überflüssig. Wir wissen längst, was das Bild des Priesters ist: Das ist der gute Hirt. Er soll ein guter Hirt sein, der seine Herde kennt, der sich für seine Herde verzehrt, der dem Wolf entgegengeht und ihn abwehrt. Und die Gläubigen sollen die willige Gemeinschaft der um ihren Hirten versammelten Kirchenglieder sein, die ihm vertrauen, die ihm folgen und die für ihn eintreten. Wir benötigen keine Schwadronneure und selbsternannten Kirchenkritiker vom Zentralkomitee. Wir brauchen gläubige Christen, die aus dem Glauben leben, und die, wenn es erforderlich ist, für den Glauben sterben.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Durch einen guten Wandel das törichte Gerede  
unwissender Menschen zum Schweigen bringen

22.04.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Fernsehen erscheinen häufig Reportagen vom Leben und Glauben fremder Religionen. In aller Regel geben sie ein sympathisches Bild von diesen Religionen ab. Schwächen und Verfehlungen werden gewöhnlich ausgeblendet. Besonders auffällig ist die Gewogenheit und die Gunst, die dem Buddhismus zugewendet wird. Der atheistische Charakter dieser Religion, die Dogmenlosigkeit des Buddhismus, die Feindseligkeit gegen das Christentum, die dieser Religion eigen ist, bleiben unerwähnt. In Birma – das ja heute Myanmar heißt – leben 300 000 buddhistische Mönche. Es glaubt doch wohl niemand, dass alle zu dieser Menge Zugehörigen das wie immer geartete Ideal des buddhistischen Mönchtums verwirklichen. Doch davon hört man nichts: nichts von Verstößen gegen den Zölibat, nichts von Homosexualität, nichts von Pädophilie. Das Fernsehen weiß nur Vorteilhaftes von diesen Mönchen zu berichten. Wenn aber ein Glied eines katholischen Ordens sich in Südafrika oder in Amerika vergeht, dann steht das in allen Zeitungen. Die Kirche an den Pranger zu stellen, ihre hierarchischen Organe mitleidlos herunterzumachen, ihre Tätigkeit oder Untätigkeit zu beanstanden, Fehler von Kirchengliedern bekanntzumachen und aufzubauschen, das gehört zu den liebsten Beschäftigungen der Massenmedien. Von der Frau Julia Klöckner weiß man, dass sie in einem nichtehelichen Verhältnis lebt. Aber wie viele von den Politikern tun das, und bei denen wird es nicht berichtet. Warum wird es ausgerechnet bei Frau Klöckner erwähnt? Weil sie katholisch ist. Es ist eine offenkundige Tatsache: Bekennende katholische Christen werden schärfer beobachtet als andere Menschen. Das ist in gewisser Hinsicht verständlich, denn die gläubigen katholischen Christen sind ein Vorwurf für die Masse der Ungläubigen. Ihr tadelfreies Leben ist eine Anklage gegen sie, gegen die Abständigen und Abgefallenen. Man sucht daher, was man ihnen anhängen kann, um ihnen einen Widerspruch ihres Lebens zu ihrem Glauben vorwerfen zu können.

Die Feinde unserer Religion bemühen gern die Geschichte, um unsere Kirche ins Unrecht zu setzen. Ich führe zwei Beispiele an: Man sagt, die katholische Kirche hat bei der Lösung der sozialen Frage, also der Arbeiterfrage versagt, sie hat deswegen die Arbeiter verloren. Tatsache ist, dass von katholischer Seite zuerst und am nachhaltigsten für die Verbesserung der arbeitenden Klasse eingetreten wurde. Laien wie Adam Müller und Josef Buß, Priester wie Kolping und Cardijn, Bischöfe wie Ketteler und Päpste wie Leo XIII. begründeten die katholische Soziallehre, die für die Entproletarisierung des Proletariats Unermessliches geleistet hat. Dass sich im 19. Jahrhundert auch katholische Arbeiter vom Glauben der Kirche getrennt haben, ist der Agitation der Sozialisten zuzuschreiben. Und dennoch haben viele katholische Arbeiter ihrem Glauben die Treue gehalten: im Ruhrgebiet, im Saargebiet, in Oberschlesien. Im Jahre 1936, meine lieben Freunde, auf dem Höhepunkt des Nazitums, fanden sich auf dem Annaberg in Oberschlesien 120 000 katholische Arbeiter zu Gebet und Opfer ein. Man rühmt Bismarck, er habe die vorbildliche deutsche Sozialgesetzgebung aufgebaut. Das trifft zu. Aber man vergisst, dass dies unter Verwertung von Gedanken der katholischen Sozialreformer und unter maßgebender Mitarbeit der katholischen Partei, der Zentrumspartei, geschehen ist. Der

katholische Abgeordnete Ferdinand Graf von Galen brachte 1877 den ersten nach ihm benannten sozialpolitischen Antrag im Reichstag ein. Als ich das einmal in meiner Schulzeit dem Geschichtslehrer sagte, da wurde er wilde: „Wir treiben hier deutsche Geschichte und keine konfessionelle, und wenn dir das nicht passt, musst du dir eine andere Schule suchen.“ Man rühmt die sozialen Errungenschaften der Weimarer Republik, mit Recht, aber man vergisst zu erwähnen, dass der verantwortliche Minister, der Arbeitsminister, der diesen Aufbau leitete, der katholische Priester Heinrich Brauns war, Doktor der Staatswissenschaften. Acht Jahre lang stand er dem Arbeitsministerium vor in dreizehn wechselnden Regierungen. Die Kirche, so sagt man, die Päpste haben mit dem Nationalsozialismus paktiert. Man verweist auf das Reichskonkordat, das ja zwischen Deutschland und dem Heiligen Stuhl abgeschlossen wurde, und man erinnert an die bis zum Schluss bestehenden diplomatischen Beziehungen des Deutschen Reiches mit dem Heiligen Stuhl. Die Wahrheit ist, dass kein vergleichbarer Teil der deutschen Bevölkerung in dem Ausmaße wie die katholischen Christen den Nationalsozialismus innerlich abgelehnt und dermaßen viele Nachteile und Verfolgungsmaßnahmen erlitten hat. Die Statistik spricht eindeutig nur für unsere Kirche. Ich habe die Zeit der braunen Diktatur bewusst und wachen Geistes miterlebt. Ich kann bezeugen: Wer ein praktizierender Katholik war, der war auch ein Gegner des Regimes. Das Reichskonkordat wurde von der deutschen Regierung dem Heiligen Stuhl angeboten. Es gibt keinen vernünftigen Grund, warum man das Angebot hätte ablehnen sollen. Ein völkerrechtlicher Vertrag wie das Konkordat bot ihm eine unanfechtbare Grundlage für die Abwehr der Angriffe, die man schon damals befürchtet hat. Diplomatische Beziehungen zwischen dem allmächtigen Staat und der ohnmächtigen Kirche waren die einzige Möglichkeit, wie Papst und Bischöfe wenigstens versuchen konnten, ungerechte Maßnahmen abzuhalten oder abzumildern. Dass die hundert verhafteten Priester in einer eigenen Baracke im Konzentrationslager Dachau gesammelt wurden, das ist diesen diplomatischen Beziehungen zu verdanken. Die Kirche wird immer beschuldigt, verdächtigt, geschmäht: in der Nazizeit, weil sie dem Regime nicht so ergeben war wie der Protestantismus mit seinem Reichsbischof, nach der Nazizeit, weil sie dem Regime angeblich nicht genug widerstanden hat. Die Feinde unserer Religion wenden alle Mittel an, um auch der gegenwärtigen Generation katholischer Christen Schwächen, Fehler, Versagen vorzuhalten – denken Sie an die Missbrauchsfälle. Da kramt man angebliche oder wirkliche Vergehen aus der Vergangenheit aus und stellt sie an den Pranger. Die, die dann verurteilt werden, können sich nicht mehr wehren, sie sind längst tot.

Nun schreibt der heilige Petrus, wie wir eben gehört haben in der Epistel: „Das ist der Wille Gottes, dass ihr durch einen guten Wandel unwissende, törichte Menschen zum Schweigen bringet.“ Diese Menschen sind töricht, weil das, was sie von sich geben, der Wirklichkeit und der Wahrheit widerspricht. Ihre Argumente sind fadenscheinig, häufig auf einem Lügengebäude aufgebaut. Petrus billigt ihnen gewissermaßen einen Entschuldigungsgrund zu: sie sind unwissend; aber wenn man nichts weiß, soll man den Schnabel halten. Den Gegnern und Widersachern unserer Kirche geht häufig die Kenntnis des Gegenstandes ab, über den sie reden; gar nicht selten ist die bewusste Verbreitung von Unwahrheiten. Was können wir katholischen Christen tun, um uns gegen das törichte Gerede unwissender Menschen zu wehren? Der Apostel Petrus gibt als Mittel an: einen guten Wandel. Durch einen guten Wandel sollen wir das törichte Gerede unwissender Menschen zum Schweigen bringen. Was ist ein guter Wandel? Er besteht darin, dass wir selbstverständlich die bürgerlichen Pflichten und Gebote beobachten und darüber hinaus die göttlichen Gebote und Verbote uns zu Eigen machen, dass wir nach ihnen leben. So hat uns ja der Herr belehrt: „Euer Licht soll vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen.“ In der katholischen Kirche gehören Glaube an die göttlichen Geheimnisse und ein sittlich einwandfreies Leben untrennbar zusammen. Der Christ ist gehalten, Gott zu dienen durch gläubige Annahme seiner Offenbarung und durch treue Erfüllung seines Willens. Zum guten Wandel gehört auch, dass wir nützliche Glieder unserer Gesellschaft sind. Wir katholische Christen müssen uns auszeichnen durch unsere Leistungsbereitschaft. Wir müssen unsere geistige und körperliche Leistungsdisposition und Leistungsfähigkeit in die konkrete Arbeitssituation einbringen. Denn Petrus fordert auf, durch einen guten Wandel das törichte Gerede unwissender Menschen zum Schweigen zu bringen. Es kann in manchen Fällen gelingen, durch einen guten Lebenswandel andere Menschen von unserer eigenen

Tugend zu überzeugen. Wer wirklich guten Willens ist, kann angesichts eines einwandfreien sittlichen Lebens nicht Verdächtigungen und Schmähungen aussprechen.

Aber was ist zu tun, wenn sich die Menschen durch einen guten Wandel nicht zum Schweigen bringen lassen? Was ist zu tun, wenn sie weiter Unrichtigkeiten, Irrtümer, Lügen verbreiten? Was wir Christen in diesem Falle tun müssen, ist der Versuch der Richtigstellung, Aufklärung tut Not. Wir müssen den wahren Sachverhalt der Dinge darstellen; dazu bedarf es der Kenntnis der Materie. Wir müssen uns in die kontroversen Gegenstände einarbeiten und die vorgebrachten unrichtigen Behauptungen berichtigen. Die Wissenden und Kenntnisreichen in unserer Gemeinde müssen sich im Internet, in Briefen an die Redaktionen von Fernsehen, Funk und Presse zu Wort melden. Jeder Brief oder jeder Anruf an eine dieser Redaktionen wird von diesen so eingeschätzt, dass dahinter 6000 Sympathisanten stehen. Wenn Sie also einen Brief schreiben, können sie damit rechnen, dass in den Redaktionen 6000 andere, die dasselbe denken, vermutet werden. Jeder Christ ist durch Taufe und Firmung beauftragt, seinen Glauben zu bekennen, sei es gelegen oder ungelegen. Nachbarn, Freunden, Arbeitskollegen Rechenschaft abzulegen über die Hoffnung, die in uns lebt, ist uns auferlegt. Das überzeugende persönliche Bekenntnis ist durch nichts zu ersetzen. In den bischöflichen Ordinariaten wird viel Papier bewegt, aber es geschieht wenig, um die Ehre der katholischen Kirche zu verteidigen. Wenn es mit rechten Dingen zuginge, müssten in den Ordinariaten Personen sein, die beim ersten Angriff auf eine kirchliche Stelle sich zu Wort melden und Widerstand leisten. Aber statt dessen blasen sie in dasselbe Horn. Wir müssen unseren Einfluss in den Massenmedien verstärken, meine lieben Freunde, in den Zeitungen, in den Redaktionen von Rundfunk und Fernsehen. Man muss sich die Aufklärung etwas kosten lassen, indem man bspw. Bücher empfiehlt, erwirbt und verteilt, in denen die haltlosen Verunglimpfungen der Kirche und der Christen entlarvt und zurückgewiesen werden. Solche Bücher und Schriften existieren, aber sie kommen nicht unter die Leute, weil sie zu wenig verbreitet werden. Sie kennen alle den protestantischen Schriftsteller Rolf Hochhuth. Im Jahre 1963 veröffentlichte er das Theaterstück „Der Stellvertreter“. Es wurde in viele Sprachen übersetzt und auf vielen Bühnen aufgeführt. Darin geiferte er gegen den Papst Pius XII. Er warf ihm vor, mitschuld an der Judenverfolgung zu sein durch die Nationalsozialisten und aus egoistischen Gründen dazu geschwiegen zu haben. Diese Vorwürfe sind töricht, sind lächerlich, sind unwahr, sind unhaltbar. Und diese Unhaltbarkeit ist nachgewiesen worden. Es gibt Schriften, die das besorgt haben, aber sie blieben wirkungslos, weil sie nicht unter die Leute kamen. Die gläubigen katholischen Christen hätten viel größere Anstrengungen unternehmen müssen, um das Machwerk Hochhuths zu entlarven. Man muss sich die Aufklärung etwas kosten lassen. Ich habe ja, wie Sie wissen, 2017 das Buch geschrieben „300 Jahre gläubige und ungläubige Theologie“ mit 1100 Seiten – 49 €, das ist ein Spottpreis, aber nur deswegen, weil ich 10000 € verlorenen Zuschuss geleistet habe aus meiner Tasche – 10000 € verlorenen Zuschuss um Gottes willen, um der Sache willen, um der Kirche willen. Wir müssen uns die Aufklärung etwas kosten lassen. Wir haben als Christen und Glieder der Kirche das Recht und die Pflicht, die Ehre unserer Kirche zu schützen und zu verteidigen. Hier geschieht viel zu wenig. Ein gläubiger Autor schrieb: „Die Kirche wirkt in der Öffentlichkeit heute oft wie ein taumelnder Riese, der stumm erträgt, wenn jeder Papiertiger an ihm sein Mütchen kühlt.“ So ist es. Die Ehre als guter Ruf und praktisch würdige Behandlung in der Gesellschaft ist Gegenstand eines natürlichen subjektiven Rechtes. Die Ehre ist gleichsam die geistig soziale Atmosphäre, die der Mensch zur freien Selbstentfaltung nötig hat, aber auch die Gesellschaft, aber auch die Kirche! Der Christ hat positive Pflichten hinsichtlich der eigenen und fremden Ehre. Jeder muss den eigenen guten Ruf nach seinem wahren Werte schützen, bewahren und, wenn nötig, verteidigen, aber auch die Ehre seiner Mutter, der Kirche. „Das ist der Wille Gottes, dass ihr durch einen guten Wandel unwissende, törichte Menschen zum Schweigen bringet“, fordert der Apostel Petrus. Wir gläubigen Christen sollen uns auszeichnen durch die sittliche Qualität unserer Lebensführung. Damit gefallen wir Gott und nützen der Gesellschaft. Dadurch leisten wir einen entscheidenden Beitrag zum Erhalt unserer und unserer Kirche Ehre. Wenn wir tadellos und lauter leben, werden manche unserer Zeitgenossen ihr Urteil über die Kirche, über die Katholiken korrigieren und uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sollte es aber wider Erwarten nicht gelingen, allein durch einen guten Wandel unwissende, törichte Menschen zum Schweigen zu bringen, dann dürfen und müssen wir uns der Waffen bedienen, welche die Vernunft

und die Rechtsordnung uns zur Verfügung stellen. Wir müssen uns wehren. Der Apostel Petrus, der zum guten Wandel auffordert, ruft uns ebenso auf, allezeit bereit zu sein zur Abwehr und Verteidigung jedem gegenüber, der Rechenschaft über unseren Glauben und unsere Hoffnung verlangt. Wir dürfen, meine lieben Freunde, unsere Kirche nicht im Stiche lassen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Gottes Allwirksamkeit

29.04.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt von oben, vom Vater der Lichter“, so hat uns heute in der Epistel der Apostel Jakobus belehrt. Er spricht damit Gottes Allwirksamkeit an. Die erste und grundlegende Äußerung der Allwirksamkeit Gottes ist die Schöpfung. Gott hat die Welt aus nichts erschaffen. Der Ausdruck „aus nichts“ besagt nicht, dass das Nichts ein Grundstoff wäre, aus dem Gott die Welt gebildet hätte, er bedeutet vielmehr die Abwesenheit jeder außergöttlichen Mitursache. Nachdem bis dahin nichts existierte, begann in der von Gott bestimmten Stunde die Welt zu existieren. Das Weltgefüge ist nach Inhalt und Wirklichkeit ausschließlich der Allmacht Gottes zu verdanken. Die Menschen können nur aus einem vorhandenen Stoff etwas machen, Gott aber hat auch den Stoff gemacht, aus dem wir alles bilden. Mit der Lehre von der Schöpfung stehen nicht im Widerspruch die Gesetze von der Erhaltung des Stoffes und der Energie. Sie beziehen sich nämlich bloß auf den existierenden Stoff und die existierende Energie, erklären aber nicht die Tatsache des Existierens selbst. Das Dogma von der Schöpfung führt noch hinter jene Gesetze zurück. Es gibt Aufschluss über die Herkunft dieser letzten Gegebenheiten. Die Lehre von der Schöpfung befreit unser Denken und Forschen von der Unwissenheit bezüglich der Existenz und der Entstehung des Weltalls. Die theoretische Physik hat die Theorie vom Urknall – Big Bang, amerikanisch – aufgestellt. Danach nahm das gesamte Weltall am Anfang ein unendlich kleines Volumen mit einer unendlich hohen Energiekonzentration ein und hat sich ausgedehnt, expandiert explosionsartig. Diese Theorie beantwortet nicht die Frage, woher der Ausgangspunkt dieses Prozesses stammt. Diese Frage beantwortet die Lehre von der Schöpfung. Die Lehre von der Schöpfung klärt die Frage, warum nicht überhaupt nichts ist. Es ist ja denkbar, dass gar nichts wäre, nein, diese Erklärung durch die Schöpfung ist durchaus vernünftig. Der unendlich weltüberlegene Gott hat kraft seiner Allmacht eine endliche Wirklichkeit (das Weltall) geschaffen. An diese Wahrheit hatte schon der griechische Philosoph Aristoteles gedacht. Die Bewegung, also das Leben und das Sein eines Dinges, muss angestoßen werden, es muss irgendwo herkommen. Es wird angestoßen von einem anderen Ding und dieses wiederum von einem dritten Ding, und so geht das weiter. Aber am Ende oder besser am ersten Glied der Kette muss eine Wirklichkeit stehen, die nicht angestoßen wird, die vielmehr selbst anstößt, der unbewegte Beweger, so Aristoteles.

Gott hat die Welt nach ihrer Erschaffung nicht sich selbst überlassen, er hat sich nicht zurückgezogen, er hat sich nicht überflüssig gemacht. Gott erhält die Dinge im Dasein. Seine erhaltende Tätigkeit ist nicht bloß eine Nichtzerstörung, sondern ein den Fortbestand der Dinge bewirkender Einfluss. Gott ist mit der Erschaffung der Welt nicht in einen Zustand passiver Ruhe eingetreten, er ist als Erhalter und Leiter der Welt der immerfort lebendig Schaffende. Jedes Ding empfängt sein Sein von Gott. Es kann niemals ohne den positiven Einfluss Gottes existieren. D.h.: Gottes erhaltende Tätigkeit ist keine andere als die schöpferische. Die Welt wird immerfort geschaffen von Gott, indem sie am Leben erhalten wird. Gottes erhaltende Tätigkeit bewirkt ihren Fortbestand. Eine Vernichtung der Welt käme nur zustande, wenn Gott seinen Einfluss zurückzöge. Als Schöpfer und Erhalter der



Welt ist Gott der Allwirksame. Er leiht jeder geschöpflichen Tätigkeit seinen unmittelbaren Einfluss, seine physische Mitwirkung. Die Theologie spricht vom *concursum generalis physicum*. Allgemein heißt diese Mitwirkung, weil sie sich auf jedes Geschöpf bezieht. Physisch heißt sie, weil sie innerlich in Berührung mit dem Wesen der Dinge und ihren Kräften dargeboten wird. Mitwirkung heißt sie, weil ein Zusammenwirken stattfindet von einer prinzipalen und einer sekundären Ursache. In diesen Tagen, meine lieben Freunde, haben Russlanddeutsche eine Kirche eingeweiht, die sie selbst gebaut haben, in Sibirien – Alexandrowka. Die Kirche wurde geschaffen durch das Zusammenwirken dieser Gemeinde. Und doch wurde bei der Einweihung dieser Kirche gesagt: Wir danken Gott für seine Hilfe. Aber Gott hat doch keinen Mörtel gerührt, Gott hat doch keine Balken herbeigebracht, nein, aber in allem Tun der Menschen, die die Kirche gebaut haben, war Gottes Kraft tätig. Die Handlungen der Menschen waren nur möglich, weil Gott sie getragen hat. Jedes geschöpfliche Tun ist von Gott als dem Haupttätigen gewirkt. Gott wirkt das Tun der Menschen. Er schafft den Menschen als Handelnden, er ist als der Haupttätige innerlichst im geschöpflichen Tun gegenwärtig. Man darf das Verhältnis von Gott und Geschöpf nicht so denken, als ob Gott einen Teil der Wirkung setzte und das Geschöpf einen anderen, vielmehr ist die ganze Wirkung von Gott und die ganze Wirkung vom Geschöpf gesetzt, aber in verschiedener Weise. Gott ist der Prinzipalwirkende, das Geschöpf ist das in der Abhängigkeit Wirkende. Jeder wirkt ganz das ganze Werk: Gott prinzipal (hauptsächlich), das Geschöpf quasi werkzeuglich. So wie diese Russlanddeutschen es richtig bei der Einweihung der Kirche dargestellt haben: Gott hat uns geholfen. Die Tätigkeit der Geschöpfe macht die Tätigkeit Gottes nicht überflüssig, denn die Bewegung Gottes erfolgt, weil ein geschaffenes Ding eine Wirkung nur in der Kraft Gottes setzen kann. Umgekehrt: Die Tätigkeit Gottes macht jene des Geschöpfes nicht überflüssig. Das Geschöpf ist eine wirkliche, jedoch in der Kraft Gottes wirkende Ursache. In jedem geschöpflichen Werken wirkt sich Gott aus. Es gibt eine von Gott gewirkte Eigentätigkeit des Geschöpfes. Der heilige Augustinus hat diese Wahrheit auf seine Weise einmal ausgesprochen. „Gewiss“, sagt er, „wollen wir, wenn wir einen Entschluss fassen, er aber (Gott) bewirkt, dass wir das Gute wollen. Gewiss handeln wir, aber wenn wir etwas unternehmen, bewirkt er, dass wir handeln.“

Die Allwirksamkeit Gottes wird im Alten und im Neuen Testament eindeutig ausgesagt. Nach dem Alten Testament wirkt Gott die Geschichte der Völker und das Alltagsgeschehen der Menschen. Was immer an einem Menschen geschieht, Gott wirkt es, er wirkt Leben und Untergang. Freilich nur der Gläubige sieht in den Ereignissen der Natur und der Geschichte Gottes waltenden Willen, der Gericht hält und Heil schafft. Auch im Neuen Testament wird diese Wahrheit ausgesprochen. Jesus hatte einmal am Sabbat einen Menschen geheilt, und er wurde daraufhin von seinen Gegnern attackiert. Was sagte er zu ihnen? „Mein Vater wirkt bis auf diese Stunde, und auch ich wirke“ – mein Vater wirkt bis auf diese Stunde, d.h. er wirkt auch am Sabbat, er wirkt immer. Das Wirken Gottes, von dem Christus spricht, ist ein Wirken sowohl des Seins wie der Taten der Geschöpfe. Der Apostel Paulus hat diese Wahrheit aufgenommen. Im Brief an die Philipper schreibt er: „Gott ist es, der in euch sowohl das Wollen als auch das Vollbringen schafft“, sowohl das Wollen als auch das Vollbringen, und doch bleibt der Mensch frei, und doch wirkt der Mensch auf seine Art.

Gott wirkt die geschichtsmächtigen menschlichen Entscheidungen, dennoch bleibt dem Menschen die Verantwortung für seine Taten. Gott nimmt sie ihm nicht ab. Gott wirkt – das muss ausgesprochen werden – die guten und die bösen Taten des Menschen. Das erschreckende Geheimnis der Sünde besteht darin, dass der Mensch, der nur von Gott her existieren kann, sich willentlich gegen Gott wenden kann. Er kann bloß sein und handeln, indem Gott ihn mit seiner Liebe umfängt, und dennoch vermag er es, den Grund, der ihn trägt, und die Kraft, aus der heraus er handelt, zu verneinen, ohne in das Nichts zu versinken. Sein Hass ist das Nein gegen Gott, und doch kann er nur hassen in der Kraft Gottes. Die Sünde und der Sünder existieren im Widerspruch zu sich selbst. Durch seine Wirksamkeit an jedem menschlichen Tun wird Gott nicht an der Sünde seiner Geschöpfe mitschuldig. Bei jedem sündigen Tun ist zu unterscheiden: das Tun als solches und der Mangel an Gutsein. Das Tun als solches kommt Gott zu; soweit das Tun ein Sein ist, ist es von Gott als dem Haupttätigen gewirkt. Dass ihm aber infolge der schlechten Willensrichtung, infolge der verkehrten Gesinnungsrichtung ein Mangel an Gutsein anhaftet, fällt dem Geschöpf zur Last. Gott lässt diesen Mangel geschehen, ohne ihn selbst zu wirken. Luther leugnete die Freiheit des Menschen. Er bezeichnete die Gnade als

unwiderstehlich. „Der Mensch wird entweder vom Teufel geritten oder von Gott.“ Diese Irrlehre hat das Konzil von Trient energisch zurückgewiesen. Das Konzil von Trient hat zum Glaubenssatz erhoben, dass der Mensch jederzeit Gott widerstehen und die Gnade Gottes zurückweisen kann, hat sich also zu der Freiheit des Menschen bekannt.

Die vom Glauben erleuchtete Vernunft vermag das Wirken Gottes in jedem geschöpflichen Tun folgendermaßen zu begründen: Alles, was ein Sein ist, muss seinen Ursprung in Gott, dem absoluten Sein, haben. Jedes Tun aber hat ein wirkliches, von dem Wesensbestand und von der Kraft des Tätigen verschiedenes Sein, also verdankt es sich Gott. Die Geschöpfe können in ihrem Tätigsein nicht selbständiger sein als in ihrem Sein. Die absolute Oberherrschaft Gottes über das neuentstehende Sein darf nicht geschmälert werden. Die Mitwirkung Gottes hebt die Ursachenkraft der Geschöpfe nicht auf, Gottes Mitwirkung begründet diese Ursachenkraft des Geschöpfes. Das Geschöpf ist in seiner ganzen Wirklichkeit, in seiner Gänze von Gott abhängig, also auch in seiner Aktivität. Die Abhängigkeit seiner Aktivität von Gott bedeutet, dass Gott die Aktivität begründet, und zwar in ihrem jeweiligen Vollzug. Die Begründung der geschöpflichen Aktivität besagt nichts anderes, als dass das göttliche Tun das menschliche Tun trägt. Ohne die Tätigkeit Gottes wäre daher die geschöpfliche Aktivität gar nicht möglich. Wenn man behauptete, dass es eine geschöpfliche Aktivität außerhalb der sie tragenden göttlichen Aktivität gäbe, hieße das so viel wie behaupten, dass das Geschöpf im Augenblick seines Tuns nicht von Gott abhängig wäre, also nicht mehr Geschöpf wäre.

Ich gebe zu, dass das Zusammenwirken Gottes und des Geschöpfes in jedem Tun, in jedem Sein schwer zu verstehen ist, aber das nimmt ihm nichts von seiner Wirklichkeit. Es könnte jemand sagen: Ja, ich verspüre aber gar nichts von der Wirklichkeit Gottes, von der Tätigkeit Gottes. Ich habe den Eindruck, dass alles durch mich selbst und durch mich allein geschieht – das mag sein. Gottes Wirksamkeit ist mit irdischen Mitteln nicht zu erfassen. Dass sich die Allwirksamkeit Gottes der Feststellung entzieht, ist darin begründet, dass Gottes Tätigkeit sich den von ihm gegebenen Naturgesetzen bzw. der menschlichen Freiheit anpasst. Sie verbirgt sich in und hinter dem erfahrbaren Geschehen. Es fehlt uns das Organ, um Gott unmittelbar wahrzunehmen, weil Gott in allem anders ist als das Geschöpf. Gegen die Lehre von der göttlichen Allwirksamkeit stellen die Naturgesetze keinen Einwand dar, denn die göttliche Allwirksamkeit hindert nicht die Erfüllung der Naturgesetze, löst sie vielmehr aus.

Der Glaube an Gottes Allwirksamkeit lässt uns ahnen, wenn nicht begreifen, wer Gott ist. Er ist eine einzigartige personale Wirklichkeit von höchster Existenzfülle und von unbegrenzter Macht. Seine Wirklichkeit unterscheidet ihn in einmaliger Weise von jeder anderen. Ungeschaffenheit und Geschaffensein sind total verschieden. Der Glaube an Gottes Allwirksamkeit macht uns gewiss, dass wir ganz und völlig in seiner Hand sind. Er kann über seine Geschöpfe verfügen, wie er will. Er schuldet niemand Rechenschaft, er ist nur allein sich selbst verantwortlich. Der Glaube an Gottes Allwirksamkeit erfüllt uns mit Vertrauen und Ergebung. Er wirkt und nährt das lebendige Bewusstsein der Nähe Gottes und unserer ständigen Bindung an ihn. „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“, so steht es in der Apostelgeschichte. In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir. Gott gibt uns durch diesen Glauben Zuversicht, Kraft und Mut bei unserem Tun und treibt uns an zur Entfaltung unserer Kräfte. Der Glaube an Gottes Allwirksamkeit veranlasst uns, unser Wollen und Vollbringen in Einklang mit dem Willen Gottes zu setzen. Es bewegt uns dieser Glaube zu Besonnenheit und Vorsicht. Wir sollen immer in Übereinstimmung mit dem gewussten oder mit dem vermuteten Willen Gottes handeln. Den König, dem alles lebt: Kommt, lasst ihn uns anbeten!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die aktuelle (Wirk-) Gnade

06.05.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Kirche ist oft die Rede von der Gnade. Aber wissen wir auch, was Gnade ist? Gnade ist jede übernatürliche Gabe, die Gott dem Menschen geschenkweise zum Heile verleiht – jede übernatürliche Gabe von Gott, geschenkweise dem Menschen zum Heile verliehen. Man unterscheidet verschiedene Gnaden, nicht, als ob die Gnade in sich verschieden wäre, aber die Situation, auf die sie trifft im Menschen, die ist verschieden. Man unterscheidet vor allem die Tatgnade und die Zustandsgnade. Die Tatgnade ist eine vorübergehende Bewegung Gottes zu einer Heilshandlung. Die Zustandsgnade ist eine dem Menschen bleibend anhaftende Bestimmtheit. Damit verwandt ist die Einteilung in heiligmachende und heilende Gnade. Die heiligmachende Gnade erhebt den Menschen in die übernatürliche Seinsordnung, gibt ihm eine neue Existenz. Die heilende Gnade verhilft dem Menschen dazu, die Hemmnisse, die durch die erbsündliche Verwundung entstanden sind, in der Verwirklichung des Guten zu überwinden. Der Gegenstand unserer heutigen Überlegungen soll die Tatgnade sein. Sie heißt auch aktuelle Gnade, helfende Gnade, Gnade des Beistandes, wirkende Gnade, Wirkgnade; diese Bezeichnungen besagen alle dasselbe. Die geschaffene Tatgnade oder Wirkgnade ist eine von Gott in freier Liebe gewährte vorübergehende, übernatürliche Hilfe zu einem übernatürlichen Handeln. Sie unterscheidet sich von der heiligmachenden Gnade darin, dass sie vorübergehend ist, während die heiligmachende Gnade bleibend ist. Die Tatgnade ist etwas anderes als die göttliche Allwirksamkeit, von der wir neulich gesprochen haben. Unter der göttlichen Allwirksamkeit, also unter der allgemeinen göttlichen Mitwirkung, versteht man eine Tätigkeit Gottes, durch die er jenes Tun der Geschöpfe wirkt, in dem sich ihre Natur auswirkt und darstellt. Diese göttliche Wirksamkeit fügt zu den durch die göttliche Schöpfung dem Menschen eingeschaften Fähigkeiten keine neuen Kräfte hinzu. Sie bewirkt bloß das Handeln der von Gott in der Natur dem Menschen mitgeteilten Kräfte, also den Übergang von der Ruhe zum Tun, von der Potenz in den Akt. Die Allwirksamkeit Gottes bezieht sich also auf das natürliche Handeln des Menschen. Die Tatgnade dagegen ist ein Tun, das nicht bloß Auswirkung und Darstellung der Natur des Menschen ist, sondern durch die Tatgnade wirkt Gott ein aus der Natur nicht ableitbares Tun des Menschen, ein übernatürliches Tun. Dieses Tun hat ein anderes Gepräge. In ihm spiegelt sich die fruchtbare göttliche Erkenntnis und Liebe ab. Die Tatgnade ist eine geschaffene Wirklichkeit. Durch sie werden die Kräfte des Menschen für ein bestimmtes Handeln ausgerüstet, zu dem sie aufgrund ihrer Natur nicht fähig sind. Gott durchstrahlt sie nämlich für ein einzelnes Handeln vorübergehend mit seiner Leuchtkraft, mit seinem Licht und gibt ihnen dadurch einen bestimmten Impuls. Die geschaffene Tatgnade stellt eine vorübergehende Erleuchtung und Durchglühung des menschlichen Ich und eine vorübergehende Hinbewegung auf Gott dar. Die Tatgnade fügt also zu den natürlichen Kräften des Menschen etwas hinzu. Durch die Tatgnade wird der Mensch von Gott so bewegt, dass er tätig ist in Erkenntnis, Willen und Lieben. Man kann die Tatgnade als Erleuchtung des Verstandes, als Kräftigung des Willens und als Erwärmung des Gemütes bezeichnen. Die Tatgnade wirkt sowohl als heilende als auch als erhebende Gnade. Heilend wirkt sie, indem sie die Kräfte der bösen Begierlichkeit abschwächt. Sie sucht die durch die Sünde in

Unordnung geratenen Kräfte des Menschen durch sich in die rechte Ordnung zu bringen. Die Gnade kann aber nicht heilend wirken, wenn sie nicht erhebend wirkt, d.h. wenn sie nicht den Menschen in die übernatürliche Ordnung einführt. Die Unordnung ist ja dadurch entstanden, dass der Mensch von Gott abgefallen ist. So kann die rechte Ordnung auch nur dadurch entstehen, dass der Mensch wieder zu Gott zurückkehrt, und zwar in das innere göttliche Leben, aus dem er durch seinen Abfall herausgefallen ist. Es gibt in der gegenwärtigen Heilsordnung keine heilende Gnade, die nicht zugleich erhebende Gnade ist. Gott will dem Menschen nicht nur ein natürliches Wohlgeordnetsein verleihen, nein, er will ihm gleichzeitig die Gemeinschaft mit dem verherrlichten Christus, die Teilnahme am dreipersönlichen Leben Gottes gewähren.

Die Tatgnade ist eine Wirklichkeit, meine lieben Freunde, keine Illusion. Ihr Vorhandensein ist erfahrungsgemäß selten festzustellen; es fehlt uns das Organ. Man kann die Tatgnade nicht mit einer jede Möglichkeit des Zweifels ausschließenden Gewissheit feststellen, aber man kann ihr im Glauben und Vertrauen, mit moralischer Gewissheit, d.h. mit einer Gewissheit, die jeden vernünftigen Zweifel ausschließt, teilhaftig und gewahr werden. Es gibt nämlich Zeichen der Tatgnade, es gibt Ausdrücke der Tatgnade, wie die oftmalige Plötzlichkeit eines auf Gott gerichteten Entschlusses. Konstantin, in seiner letzten Schlacht als Heide, erlebte Christus, und von diesem Christus war er überzeugt, dass er ihm den Sieg verleihen würde, und er hat ihm den Sieg verliehen. Das war die Wirkung der Tatgnade. Auch die Tiefe und Dauerhaftigkeit des Entschlusses, der auf Gott gerichtet ist, ist ein Zeichen der Tatgnade. Die wärmende, beruhigende, beglückende Kraft, die von dem wirkenden Gott ausgeht, ist ein Zeichen der Tatgnade. Tatgnade empfing der heilige Paulus vor Damaskus, als ein Lichtschein ihn umstrahlte und eine Stimme vom Himmel zu ihm redete. Tatgnade empfingen die Teilnehmer am ersten Pfingstfest, als feurige Zungen auf sie herabkamen und sie in fremden Sprachen redeten. In der Regel freilich wirkt die Tatgnade leise, unbemerkt und unbeachtet. Die kaum verspürte Freude am Guten, die Reue über die Sünde, der Wille zum Helfen: das sind die letzten Wellenschläge der von Gott ausgehenden Gnadenbewegung. Am eindrucksvollsten freilich sind wohl Bekehrungen von Ungläubigen und Sündern. In der Bekehrung greift Gott durch seinen Heiligen Geist nach dem Menschen, um ihn an sich zu ziehen. Ein Beispiel aus dem Leben: Eine Arbeiterfamilie, meine lieben Freunde, hatte in einer kleinen Dachbehausung Wohnung genommen. Beschimpfungen und Misshandlungen seitens des zügellosen Mannes waren das tägliche Los der armen Frau. Eines Abends machte der Mann seiner Frau wieder eine Szene und schickte sich an, ins Wirtshaus zu gehen. Unter Drohung verließ er seine Wohnung. Aber auf der Stiege kehrte er noch einmal um und beobachtete durch die ein wenig geöffnete Tür, wie die Frau das Kind zu Bett bringen wollte, ihm vorher aber die Hände faltete und ihm sagte: „Jetzt wollen wir noch ein Vaterunser für unseren guten Vater beten.“ Da stürzte der Mann ins Zimmer und war fortan ein anderer Mensch. Keine Predigt hatte ihn erreicht, die Frau aber hatte durch ihre große Verzeihungskraft das Glück der Familie und die Seele des Mannes gerettet; das ist die Wirkung der Tatgnade.

Es ist ein Glaubenssatz der Kirche: Zu jedem heilskräftigen Handeln ist die innerliche göttliche Gnadenwirksamkeit absolut notwendig. Als Heilshandlung ist jedes Tun zu verstehen, das innerlich auf das Heil hingerrichtet ist. Das Heil aber besteht in der Gemeinschaft mit dem dreipersönlichen Gott. Die Teilnahme am Leben Gottes verlangt erstens, dass er sich uns erschließt, zweitens, dass er uns die Fähigkeit gibt, sein Leben mitzuvollziehen, indem er uns eine neue Sehkraft und eine neue Liebeskraft schenkt. Der Mensch ist von sich aus gänzlich unfähig, in das dreipersönliche Leben Gottes einzudringen. Warum? Weil Gott ein anderes Sein, ein anderes Denken, ein anderes Wollen, ein anderes Leben als der Mensch hat. Er ist absolut transzendent, er übersteigt alles Menschliche, alles Irdische, alles Erfahrbare. Die Handlungen des Menschen müssen übernatürlich sein, wenn sie in das vollendete Heil des Himmels führen sollen. Die Heilige Schrift bezeugt oft die absolute Notwendigkeit der Gnade. Christus fordert von seinen Anhängern eine Gerechtigkeit, die vollkommener ist als jene der Schriftgelehrten und Pharisäer. Aber der Mensch verlangt nach Geld und Ruhm und deswegen ist sie ihm nicht möglich. Zu ihrer Verwirklichung bedarf er der Allmacht Gottes, des Heiligen. Er ist imstande, seine Heiligkeit im menschlichen Tun auszuwirken. Jesus sagte einmal zu den Jüngern, wie schwer ist es doch, dass ein Reicher in das Himmelreich eingeht, und die Jünger erschrecken über diese Rede und sagten: „Wer kann dann überhaupt gerettet werden?“ Jesus antwor-

tete: „Für Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Der Mensch hat von sich aus keinerlei schöpferische Kraft zur Verwirklichung der Heiligkeit, die Gott in ihm sehen will. Er kann nur darum beten, dass Gott selbst sie durchsetzt. Und der Vater verwirklicht diese Heiligkeit durch Christus im Heiligen Geiste. Nur wer aus dem Wasser und dem Geist wiedergeboren wird, kann in das Reich der Liebe eingehen. Nur wer von Gott selbst dazu ermächtigt wird, kann zur Gemeinschaft mit dem dreipersönlichen Gott kommen. Nur jene, die Christus ruft, können seiner Freundschaft teilhaftig werden. Niemand kann von sich aus Christus als Freund wählen. In freier überlegener Liebe sucht Christus seine Freunde; er ist der Rufende, nicht der Mensch. Er führt alle anderen zum Vater, ohne ihn kommt niemand zum Vater. Umgekehrt: Nur wer vom Vater gezogen wird, kann zu Christus kommen. Nur wer von ihm innerlich belehrt wird, kann verstehen, was Christus sagt. Mit besonderer Schärfe lehrt Paulus die Ohnmacht des Menschen, dem Reiche der Finsternis zu entfliehen und in das Reich des Lichtes zu gelangen. „Alle“, sagt er, „alle sind der Sünde und dem Zorn Gottes verfallen. Alle werden durch Gnade ohne Verdienst gerechtfertigt.“ Keiner kann sich rühmen, dass er das Heil seinen Werken verdankt. Es ist dem Erbarmen Gottes zu verdanken. Auf das Erbarmen Gottes kommt alles an, nicht auf das eigene Wollen oder Laufen. Das ewige Leben ist Gnade Gottes, nicht Frucht selbstherrlichen Schöpfertums. Der Mensch, der der Sünde verfallen ist, ein Knecht der Sünde ist, kann sich nicht über das Irdische erheben. Er trachtet nach dem Irdischen, nicht nach dem, was des Geistes ist, und das Sinnen des Fleisches ist gottfeindlich, ordnet sich dem Gesetz Gottes nicht unter und vermag es auch nicht. Die dem Fleische leben, können Gott nicht gefallen. Von dem fleischlichen Tun lässt sich nur Verderben ernten. Wer ewiges Leben ernten will, der muss auf den Geist säen. Nur der Heilige Geist kann das ewige Leben, das Leben bei Gott schenken. Gott ist es also, der den Heilsweg des Menschen beginnt und ihn zu Ende führt. Er allein kann die Saat wachsen lassen. Das Heil ist Tat Gottes.

Aber – das muss dazu gesagt werden – der Mensch gewinnt das Heil nur in freier Entscheidung für Gott. Gottes Allwirksamkeit und menschliche Freiheit bestehen zusammen. Der Mensch wird von Gott als ein freier geschaffen und als ein freier behandelt. Die Lehre von der Notwendigkeit der Gnade bricht der Tatethik und der Willensethik nicht das Rückgrat. Der Mensch wird nicht entwürdigt, weil Gott ihn für ein Ziel bestimmt hat, das er aus eigener Kraft nicht zu erreichen vermag. Gott hat das Verfügungsrecht über den Menschen. Es ist nicht in das Belieben des Menschen gestellt, wohin er gehen will. Die Bestimmung des menschlichen Lebenszieles ist auch nicht Ausfluss göttlicher Willkür, es ist Auswirkung seiner göttlichen Liebe, die den Menschen möglichst nahe an sich heranziehen will. Die Gnade, die Gott den Menschen schenkt, ist Zeichen und Unterpfand der göttlichen Liebe. Ein Geschenk der Liebe entgegen zu nehmen, beeinträchtigt nicht die Würde des Beschenkten, sondern beglückt und bereichert ihn. Die katholische Lehre von der Gnade bedeutet also keine Leugnung der menschlichen Freiheit, sie sichert vielmehr deren Vollzug. Die menschliche Freiheit ist nicht schrankenlos, sie ist eine geschöpfliche, also von Gott geschaffen. Wie das Sein des Menschen immerfort von Gott begründet wird, so muss auch sein Tun immerfort von Gott begründet werden. Wenn das Geschöpf von Gott zum Handeln geweckt und angetrieben wird, dann ist für die höchste Anspannung des Menschen Raum genug. Das Geschöpf wird von der Gnade geradezu zur höchsten Leistung befähigt. Je mehr Gott auf den Menschen einwirkt, je mehr er die göttliche Aktivität empfängt, desto mehr wird seine eigene Aktivität in Bewegung gesetzt.

Die Tatgnade, die helfende Gnade, meine lieben Freunde, nimmt eine besondere Stelle ein bei der ersten der Gnaden, also bei dem Übergang von Gnadenlosigkeit zur Begnadung. Die Rechtfertigung, d.h. die Versetzung aus dem Zustand der Sünde in den Zustand der Gnade, bedarf der Vorbereitung. Sie ist zwar ein Akt der göttlichen Gnade, aber beim Erwachsenen bedingt durch die sittliche Vorbereitung. Gott will, dass sich der Sünder für die Rechtfertigung disponiert, und zwar mit Hilfe der aktuellen Gnade. Die Vernunft fordert die Vorbereitung, damit die Rechtfertigung ein Vorgang bleibt, der dem vernünftigen und freien Menschen angemessen ist. Eine mechanische Rechtfertigung, eine Überrumpelung des Menschen wäre menschenunwürdig. Zu allen Heilshandlungen, durch die wir uns auf die Rechtfertigung vorbereiten, bedürfen wir der zuvorkommenden Gnade. Die weckende und helfende Gnade bereitet uns, dass wir uns unserer eigenen Rechtfertigung zuwenden, in freier Zustimmung zu der Gnade und in freier Mitwirkung mit ihr. Der Mensch ist nicht untätig. Er nimmt Gottes

Eingebung auf, die er ja auch ablehnen könnte, doch kann er sich nicht aus sich heraus zu Gerechtigkeit Gottes erheben. Auch das erste Ausschreiten nach Gott muss von Gott selbst gewirkt sein. Wäre es anders, könnte der Mensch im Heilsvorgang den Anfang machen und rücke Gott mit seiner Gnade an die zweite Stelle, wäre das Heil nicht mehr Gnade, sondern Tat des Menschen, die Gott lediglich bestätigt. Das Heil, d.h. der Eintritt in das dreipersönliche Leben Gottes, bleibt jedem Menschen verschlossen, den Gott nicht in sein Leben hineinzieht. Der Mensch kann keinen Schritt auf Gott machen, wenn er nicht vom Heiligen Geist bewegt und erleuchtet wird.

Die Gnade, meine lieben Freunde, ist eine übernatürliche Wirklichkeit. Sie ist jede Gabe, die uns Gott zu unserem Heil verleiht. Der Mensch, jeder Mensch erhält so viel Gnade, dass er selig werden kann. Aber wir müssen mit der Gnade mitwirken und dürfen ihr nicht widerstehen. Der heilige Paulus schreibt im 2. Brief an die Korinther: „Wir ermahnen euch, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget“ – wir ermahnen euch, dass ihr nicht vergeblich die Gnade Gottes empfanget. Man kann auch die Gnade verscherzen, man kann sie auch abweisen. Der Sünder hat die helfende Gnade notwendig, um gerecht zu werden. Der Gerechte bedarf ihrer, um gerecht zu bleiben und für den Himmel zu arbeiten. Gottes Sache ist es, die Gnade zu verleihen, unsere Sache ist es, sie willig aufzunehmen und zu bewahren. Soeben, vor der heiligen Messe, erzählt mir der Küster, Schweizer am Frankfurter Dom, unser lieber Herr Wagner, dass im Frankfurter Dom Erstkommunion der Kroaten war – 120 kroatische Kinder empfingen die Erstkommunion. Vorher gingen sie und ihre Eltern alle zur Beichte – 10 Beichtväter haben den Kroaten Beicht gehört. Das ist Mitwirken mit der Gnade. Die Gnade Gottes will erbeten werden, und mit der Gnade müssen wir mitwirken. Die Kirche lehrt uns, wie wir beten sollen. „Wir bitten dich, o Herr, komm unserem Tun mit deinen Eingebungen zuvor und begleite es mit deiner Hilfe, auf dass all unser Beten und Handeln stets von dir begonnen und durch dich vollendet werde.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Mission

10.05.2018 (Christi Himmelfahrt)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn Versammeltel!

Das letzte Anliegen und das letzte Gebot Jesu an seine Jünger war die Verbreitung des Glaubens, die Missionstätigkeit. Der Herr beauftragte die Apostel, sein Evangelium allen Völkern zu predigen und sie in seiner Kirche zu der einen Herde unter dem einen Hirten zu sammeln. Das soll das Thema unserer heutigen Überlegungen sein. Die Grundlage der christlichen Mission ist der Heilswille Gottes. Paulus schreibt in seinem 2. Brief an Timotheus: „Gott will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.“ Die gesamte Menschheit soll nach Gottes Willen ihn, den wahren, lebendigen Gott erkennen. Denn es ist nur ein Gott und nur ein Mittler zwischen Gott und den Menschen: Jesus Christus, in dessen Namen das Heil ist. Die gesamte Menschheit soll Gott in der ihm gebührenden Weise anbeten. Der eine Gott lebt und wirkt in drei Personen, die gleichen Wesens sind; die heilige Dreieinigkeit ist der eine, wahre, lebendige Gott. Die Menschheit ist in die Sünde gefallen und der Erlösung bedürftig. Um sie zu bewirken, hat die zweite Person der Gottheit eine menschliche Natur angenommen und in ihr sein Opfer am Kreuz vollbracht. Christus ist für alle Menschen gestorben. Für die Austeilung der Früchte seiner Erlösung hat er die katholische Kirche gestiftet. Sie ist die weltumspannende Liebesorganisation für die gesamte Menschheit. Gott ist der Herr der Welt. Er hat ihr Strukturen eingeschaffen, nach denen sie existieren soll: die Naturgesetze. Gott hat der Menschheit Gebote gegeben, nach denen sie ihr Leben und Verhalten einrichten sollen. Auf der treuen Beobachtung der sittlichen Gesetze Gottes beruht der geordnete Bestand der Menschheit. Auf ihr gründet auch die wahre Würde des Menschen. Der Widerhall des Heilswillens Gottes ist der Missionsbefehl des auferstandenen Heilands. Die Jünger werden ermächtigt und verpflichtet, die Heilsbotschaft zu verkünden in ihrer ganzen Fülle. Der ordentliche Heilsweg für alle Menschen ist die Annahme des Evangeliums und das Leben aus dem Glauben. Der Heilswille Gottes und der Missionsbefehl Jesu sind die beiden Pfeiler, auf denen die Tätigkeit der Kirche für die Verbreitung des christlichen Glaubens ruht.

Dazu kommen die inneren Gründe für die Missionstätigkeit. Ich nenne drei. Erstens: Die Ehre Gottes fordert die Kundgebung der geoffenbarten Wahrheit an alle Völker der Erde. Gott ist keine Stammesgottheit, er ist der Herr Himmels und der Erde. Und seine Ehre verlangt es, dass sein Wille überall bekannt und angenommen werde. Die missionarische Tätigkeit gehört zur vollen Verherrlichung Gottes. Zweitens: Jesus von Nazareth, der menschengewordene Gott, der Sohn des ewigen Vaters, ist für alle Menschen auf die Erde herabgestiegen. Er hat den Samen seines Wortes ausgeworfen, er hat das Reich Gottes verkündet und sein kostbares Blut für die Menschheit vergossen. Ihn anzunehmen und anzubeten, sind alle Menschen verpflichtet. Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem sie selig werden sollen. Die Liebe und Dankbarkeit gegen Christus, der sich für alle Menschen geopfert hat, verpflichtet die Glieder der Kirche, den Aufbau des mystischen Leibes Christi nach Kräften zu fördern. Drittens: Die christliche Nächstenliebe sieht in allen Menschen Gottes ebenbildliche, zum Heil berufene Seelen. Der Unglaube und der Irrglaube sind die Nacht, die

durch das Licht des Glaubens vertrieben werden soll. Die Nächstenliebe verpflichtet uns, dem Mitmenschen die Gnade und die Wahrheit Gottes kundzumachen, zu vermitteln. Größeres, Höheres können wir den Nichtchristen nicht schenken als die Gnade und die Wahrheit Gottes in Christus Jesus, unserem Herrn.

Nun existiert, wie Sie alle wissen, eine große Zahl von Religionen, religiösen oder philosophischen Systemen, die in Anspruch nehmen, die letzten Fragen der Menschen zu beantworten und Richtlinien für die Gestaltung des Lebens zu geben. Sie vermögen ohne Ausnahme nicht mit der christlichen Religion zu konkurrieren. Warum nicht? Erstens deswegen nicht, weil der Ursprung der nichtchristlichen religiösen Systeme von „unten“ stammt, von den Menschen erfunden ist. In ihnen spricht sich die religiöse Sehnsucht der Menschen aus, nicht die Offenbarung Gottes. Zweitens deswegen, weil der Inhalt der nichtchristlichen Religionen defizient ist. Sie führen nicht zum wahren Gott und zu seinem wirklichen Willen, nein, sie verbreiten ein falsches, ein verstümmeltes Gottesbild, das nirgendwo die Höhe der Dreifaltigkeit des christlichen Glaubens erreicht. Die Sittengebote, drittens, welche die fremden Religionen lehren, widersprechen ohne Ausnahme den sittlichen Normen, die sich aus der gottgeschaffenen Naturordnung und aus seiner göttlichen Offenbarung ergeben. Sie brauchen nur auf die Gesetze über Ehe und Geschlechtlichkeit zu sehen, um zu erkennen: Alle Religionen ohne Ausnahme! machen den menschlichen Leidenschaften Konzessionen. Allein die christliche Religion verkündet den reinen Willen Gottes über Ehe und Familie.

Ich möchte Ihnen am heutigen Tage in kurzer Weise eine dieser falschen Religionen vorstellen, nämlich die Religion des Islam. Diese Religion hat ihren Ursprung in Mohammed. Er hat die Religion aus heidnischen, christlichen und jüdischen Elementen zusammengebastelt. Er war ein verschlagener Politiker, der vor Mord und Vertragsbruch nicht zurückschreckte. List und Verstellung, Rachsucht, Grausamkeit und Sinnlichkeit prägen seinen Charakter. Er legte sich selbst einen Harem an. In hybrider Weise sah er in allen seinen Handlungen und Reden Offenbarungen des göttlichen Willens. Er war ein selbsternannter Prophet, der fälschlich behauptete, die abschließende Offenbarung Gottes gebracht zu haben. Er gab den Koran als sein heiliges Buch aus. In Wirklichkeit ist der Koran eine Zusammenstellung von Diskussionen. Die frühen christlichen Theologen und das ganze Mittelalter nannten Mohammed das Tier oder einen Lügenpropheten, einen Betrüger, seine Lehre einen Aberglauben. Nach Mohammed ist Allah der Gott, der in erbarmender Weise für alle Menschen sorgt; insoweit ist der Begriff wesentlich am Christentum orientiert. Aber unter dem Namen Gottes fehlt das Wort Vater, und unter seinen Eigenschaften fehlt die Liebe. Der Mensch ist nach Mohammed von Natur aus gut; eine Erlösung gibt es nicht und braucht es nicht. Der Mensch ändert sich nur unter Umwelteinflüssen. Die stellvertretende Erlösung durch den Tod Christi lehnt der Islam radikal ab. Am Kreuze, sagt er, hat nicht Jesus gehangen, sondern er ist durch einen anderen Menschen ersetzt worden. Jesus ist nicht gekreuzigt worden, in letzter Minute ist er durch einen anderen abgelöst worden. Die Bezeichnung Jesu als Gottessohn sieht der Islam als Gotteslästerung an. Gewalt und Zwang haben diese Religion verbreitet, überall, wo es ihr gelang, Macht zu erlangen. Und das ist die Lehre Mohammeds: Die Herrschaft des Islam muss mit allen Mitteln, auch durch Krieg und Gewalt ausgebreitet werden. Als Endzustand wird angestrebt der totale Sieg des Islam, die Unterwerfung der ganzen Welt unter diese Religion und Staatsform und die endgültige Vernichtung der Ungläubigen, d.h. der Nichtmuslimen. Hinter dem religiös begründeten politischen System verbirgt sich eine politische Ideologie mit totalitärem Machtanspruch, vielfach verbunden mit Terrorismethoden in der Durchführung. Der türkische Präsident Erdogan erklärte: Die Minarette sind die Schwerter und die Moscheen sind Kasernen der islamistischen Bewegung. Im Koran ist die Abwertung der Frau, ihre Unterordnung unter den Mann und ihre sexuelle Verfügbarkeit vorgegeben. Dem Mann sind vier legitime Gattinnen, dazu beliebig viele Konkubinen gestattet. Die Scheidung kann vom Mann ohne Begründung ausgesprochen werden. Die sexuelle Nötigung auf öffentlichen Plätzen, wie wir sie erlebt haben, ist aus den arabischen Ländern importiert worden. Wenn wir zusammenfassend sagen wollen, was der Islam ist, so müssen wir sagen: Er kennt keine Fragen und hat keine Antworten. Er ist eine versteinerte Religion mit einem versteinerten Offenbarungsbegriff, eine ereignislose Beziehung zwischen Gott und Mensch, eine äußerliche Vorstellung von Sünde und Heilung, ein überhitzter Monotheismus, ein Gnadenbegriff, der mit Willkür eins ist, kurz: Der Islam ist eine Religion des natürlichen



Menschen. Aber die einfache Glaubenslehre, die geringen sittlichen Anforderungen, die Nachgiebigkeit gegenüber den Begierden und Leidenschaften, die Anpassungsfähigkeit bis zur Duldung heidnischer Sitten und Gebräuche verschaffen dem Islam leicht Eingang. Er wirbt mit großem Aufwand an Menschen und Material Anhänger. Die islamischen Länder – vor allem die reichen Ölländer – wenden Milliarden und Milliarden auf, um den Islam zu verbreiten, bauen kostspielige Moscheen bis hinein nach Innerasien, nach Kasachstan, unterstützen mit ihrem enormen Reichtum ihre Anhänger und Missionare, gewinnen alle Jahre Millionen von Menschen, namentlich in Afrika, für ihre grausame Irrlehre. Davon ist Europa nicht verschont. Saudi-Arabien pumpt große Summen nach Albanien, um den dortigen Islam zu stärken und zu verbreiten. Nichts ist notwendiger, meine lieben Freunde, als um Gottes willen und der Menschen willen die Muslime zum Christentum zu bekehren.

Nun weiß ich, dass gegen die Mission, gegen die Ausbreitung des Glaubens unter den Völkern Einwände erhoben werden. Zunächst der Unglaube: Wer nichts glaubt, der hat auch kein Verständnis dafür, dass der Glaube verbreitet werden muss. Wir sind überzeugt, dass wir die Wahrheit besitzen und verbreiten müssen. Der Glaube, den wir haben, ist nicht unvernünftig, er ist übervernünftig, er deckt Felder auf, die von der Vernunft nicht erfasst werden. Die zweite Gegnerschaft gegen die Mission erhebt sich vom Relativismus. Relativismus ist eine Denkrichtung, für die es keine absoluten, für alle geltenden Wahrheiten gibt. Der Relativismus meint, dass alle Erkenntnisse und Werte abhängig sind von den jeweiligen historischen und kulturellen Einflüssen, auch von der biologischen und psychologischen Artung. Dagegen ist zu sagen: Der christliche Glaube ist über jede räumliche, zeitliche oder anderweitige Begrenztheit erhaben. Ihn hat der Schöpfer der menschlichen Natur für die Menschen aller Zeiten und aller Zonen geschaffen. Ein dritter Einwand gegen die Mission erhebt sich daraus, dass man sagt, die Menschen fremder Religionen soll man darin belassen, man soll sie davon nicht abbringen, sie sind ja friedlich und glücklich mit ihrem falschen Glauben. Leben sie wirklich friedlich und glücklich mit ihren Vorstellungen, meine lieben Freunde? Ich halte es für möglich, dass jemand in seiner falschen Religion heiter und sorglos lebt. Ungetrübt und sorglos kann man auch sein, wenn man in Verblendung und Illusion lebt. Aber dazu hat sich Gott ja geoffenbart, dass die Menschen diesen Illusionen entrissen werden, dass die Finsternis ihres Herzens durch das Licht vertrieben wird. Und mit dem Glücklichen ist es offenbar nicht so weit her. In Indien – also der Religion des Hinduismus – haben sich in einem Jahre dreihunderttausend Bauern das Leben genommen aus Verzweiflung über ihre soziale und wirtschaftliche Lage. Die Tatsache, dass es Religionen außerhalb des Christentums gibt, ist kein Einwand gegen die christliche Mission. Der Mensch soll nicht irgendwie religiös sein, er soll die richtige Religion haben, er soll die Religion annehmen, die Gottes Willen entspricht. Und wenn er sich zum Christentum bekehrt, verliert nichts. Alles, was an Wahrheit und Gnade sich bei den Heiden durch eine Art verborgener Gegenwart Gottes findet, befreit die Mission der Kirche von der Ansteckung durch das Böse und gibt es ihrem Urheber Christus zurück.

Die Kirche, meine lieben Freunde, weiß sich als die katholische von Anfang an zur Missionierung aller Völker bestimmt. Sie nimmt stets das Recht zur unumschränkten Mission in Anspruch und übt es tatsächlich aus. Auf dem christlichen Volk liegt die heilige Pflicht, in alle Welt zu gehen und alle Menschen in der Hürde Christi zu versammeln. Es gibt keinen Grund, der es der Kirche gestatten würde, ihre Missionstätigkeit aufzugeben oder einzuschränken. Das Fest der Himmelfahrt unseres Herrn erinnert uns an seinen immer gültigen Befehl: „Gehet hin und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen. Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet werden; wer nicht glaubt (aus bösem Willen nicht glaubt), wird verdammt werden.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Dankbarkeit

13.05.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Schluss der heutigen heiligen Messe werden wir beten: „Erfüllt mit heiligen Gaben, bitten wir dich, o Herr, gib, dass wir allezeit in Danksagung verharren.“ Danksagung ist Ausdruck der Dankbarkeit. Dankbarkeit ist jene Tugend, die den Willen geneigt macht, empfangene Wohltaten anzuerkennen und zu vergelten. Mit ihr soll eine gewisse Schuld gegen andere abgetragen werden. Dankbarkeit schulden wir Gott und den Menschen. Die biblische Auffassung führt alle Dankbarkeit auf die religiöse Dankbarkeit zurück. Im Alten Testament ist Dankbarkeit ein gewichtiger Teil der Gottesverehrung. Der Mensch muss danken, wenn er Gott in der rechten Weise verehren will. Im Neuen Testament schlägt Paulus den Grundakkord christlichen Lebens an, wenn er an die Epheser schreibt: „Danket allezeit Gott, dem Vater, für alles im Namen unseres Herrn Jesus Christus“ – danket allezeit Gott, dem Vater, im Namen unseres Herrn Jesus Christus für alles. Unser erster Dank an Gott ist die Anerkennung und das Lob der Wirklichkeit des unendlichen Gottes. Im Gloria der heiligen Messe sprechen wir: „Wir danken dir für deine große Herrlichkeit“, d.h. wir danken Gott dafür, dass er so ist, wie er ist. Unser Gott ist kein Baal und kein Moloch und auch kein Allah, der den Selbstmordattentätern das Paradies verspricht. Unser Gott ist der Schöpfer Himmels und der Erde, der Vater Jesu Christi, der Vater der Erbarmungen und der Gott allen Trostes. Wir danken sodann für die Menschwerdung des LOGOS, des Wortes Gottes, des Sohnes des Vaters: „Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen und hat Fleisch angenommen.“ Dass der Unsichtbare sichtbar geworden ist, dass der Schöpfer die Gestalt des Geschöpfes angenommen hat, dieses unfassbare Geschehen ist wahrhaft Anlass zu nie endendem Dank. Wir danken Gott, Jesus Christus und dem Heiligen Geist für die Lehre, die sie uns in der Natur und in der Offenbarung geschenkt haben. Wir wissen, wer Gott ist und was wir ihm schulden. Wir kennen seinen heiligen Willen über den Menschen. Wir haben vom dreifaltigen Gott gelernt, wozu wir auf Erden sind, wie wir unser Leben zu gestalten haben, was es um Ehe und Jungfräulichkeit ist. Dankbar müssen wir sein, dass wir in der wahren katholischen Kirche leben und sein dürfen. Sie ist der Leib Christi, das Haus Gottes. „Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad in seine Kirch berufen hat.“ Welches Glück ist es, einer Kirche anzugehören, die solche Frauen wie Katharina von Siena und Theresia von Avila und Männer wie Franz von Sales und Johannes Vianney hervorgebracht hat, welches Glück ist es. Gott hat seines Sohnes nicht geschont, sondern ihn für die ganze Menschheit als Sühnopfer hingegeben. Wir danken Gott für das Opfer seines Sohnes. Er hat ihn in den Tod gegeben, um allen Menschen den Weg zum Leben, zum Leben in der Gnade und in der Gemeinschaft mit dem dreifaltigen Gott zu ebnen. Gott wollte diesem Opfer gleichsam Dauer verleihen, indem wir sein Gedächtnis und seine Vergegenwärtigung feiern dürfen. Die Feier der Eucharistie ist Danksagung an Gott durch Jesus Christus für die Gabe der Erlösung. Mit Preis und Danksagung hat schon die Urkirche das Todesgedenken ihres Herrn begangen. Welches Glück ist es, im Messopfer in das Leiden, Sterben und Auferstehen des Herrn eingehen zu dürfen. Ich zögere nicht, meine lieben Freunde, von mir selbst zu bekennen: Für

mich ist das größte Glück dieses Lebens, täglich das Messopfer feiern zu dürfen. Wir müssen Gott im besonderen Dank sagen für die Gabe des Herrenleibes in der heiligen Kommunion. Gott gibt uns in der Kommunion nicht einen Gegenstand, er gibt sich uns selbst. Obgleich Gott allmächtig ist, konnte er nichts Besseres geben. Obwohl er der Weiseste ist, wusste er nichts Besseres zu geben. Obwohl er der Reichste ist, hatte er nichts Besseres zu geben. In der konsekrierten Hostie ist der Herr Himmels und der Erde wahrhaft, wirklich und wesentlich zugegen. Er ist zugegen mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit. Dafür Dank zu sagen, ist wahrhaft, würdig und recht.

Dankbarkeit, meine lieben Freunde, ist die Antwort der Liebe auf empfangene Liebe. Danken müssen wir Gott für seine Allwirksamkeit. Wir haben ja vor einigen Wochen davon gesprochen, dass Gott die Schöpfung fortwährend neu hervorbringt. Seine Erhaltung ist nichts anderes als die Fortsetzung der Schöpfung. Er ist in allem Tun, auch in allem menschlichen Tun, der Haupttätige. Wir stimmen ein und arbeiten mit ihm zusammen in allem, was wir denken, reden, handeln. Dank müssen wir Gott sagen für die Wohltaten, die wir von ihm empfangen haben. Er ist der Spender aller natürlichen und übernatürlichen Gaben. Wir schulden ihm Dank für seine Vorsehung. Wir danken ihm für seine Fügungen und Führungen. Gewiss, er hat uns Kummer und Leid nicht erspart. Kein Mensch kommt an Prüfungen und Versuchungen vorbei. Ein jeder muss Schweres tragen und ertragen, so will es das Gesetz Christi. Dennoch wird wohl niemand unter uns sein, der nicht sagen kann: „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.“ Wir schulden Gott Dank für seine Barmherzigkeit. Barmherzigkeit ist die Liebe zu dem gefallenem Geschöpf, zu der verunglückten Kreatur. Gott hat den Menschen nicht in seinem Sündenelend gelassen, er hat sich aufgemacht, ihn aus der Sündenmacht zu befreien. Er hat diese Befreiung mit seinem eigenen Leben bezahlt. Durch sein kostbares Blut hat er die Vergebung der Sünden erwirkt.

Der Dank gegen Gott muss eigentlich immer in uns sein, er darf nie verstummen. Der heilige Vinzenz von Paul sagte einmal: „Man muss mindestens so viel Zeit aufwenden, zu danken, wie man Zeit verwendet, zu bitten.“ Der Dank gegen Gott muss schon im Morgengebet laut werden. „O Gott, du hast in dieser Nacht so väterlich für mich gewacht. Ich lob und preise dich dafür und dank für alles Gute dir.“ Wir sollen an jedem Morgen beten: „Ich danke dir für diesen Tag, dass ich ihn erleben darf. Lass mich ihn zu deiner Ehre, zum Heil meiner Seele, zum Segen für die übrigen Menschen verbringen.“ Ähnlich ist es am Abend. Es geziemt sich ein Abendgebet: „Bevor ich mich zur Ruhe begeb, zu dir, o Gott, mein Herz ich heb, und sage Dank für jede Gab, die ich von dir empfangen hab.“ Gott ist der Spender aller natürlichen und übernatürlichen Gaben. Und so schulden wir ihm Dank für Nahrung, Kleidung und Wohnung. Nichts ist selbstverständlich. Denken wir an die vielen Hungernden, an die vielen Unbehausten, an die vielen Nackten in dieser Welt. Gott, dem Spender aller Gaben, zu danken für die Ernährung, für Speise und Trank ist ein gewichtiges Element der Gesamthaltung gegenüber Gott; deswegen sind die Tischgebete so wichtig. In ihnen wird der Dank gegen Gott laut. Wir wissen, wie abhängig unsere Bauern, Landwirte und Gärtner vom Wetter und vom Klima sind. Sonnenschein und Regen müssen zur rechten Zeit und im rechten Maße eintreten, wenn die Saaten gedeihen und die Früchte reifen sollen. Gott ist der Herr auch der Tiefdruckgebiete. Trockenheit und Regenfluten, Frost und Hagel können verheerenden Schaden an Saaten und Früchten anrichten. So sind wir aufgefordert, Gott für das Gedeihen der Feldfrüchte zu danken. Es gibt ein eigenes Fest, an dem der Dank für die Ernte ausgesprochen wird: das Erntedankfest. Die Israeliten feierten sogar zwei Erntedankfeste: das erste für die Getreideernte, das zweite für die gesamte Ernte. Wir schulden Gott Dank dafür, dass wir arbeiten dürfen, dass wir einen Beruf haben, in dem wir uns auswirken und unseren Unterhalt verdienen dürfen. Es ist ein unbeschreibliches Glück, arbeiten zu dürfen. Schauen wir auf die Unglücklichen, die durch körperliche oder geistige Leiden daran gehindert sind, sich in den Arbeitsprozess einzugliedern. Schauen wir auf die Bedauernswerten, die keinen Arbeitsplatz finden und das harte Brot der Arbeitslosigkeit essen müssen. Die Heiligen haben es dahin gebracht, Gott sogar für das Leid, das ihnen geschickt wurde, zu danken. Der heilige Johannes vom Kreuz erbat von Gott als Geschenk, er möge ihn in Verachtung und Misshandlung weiterleben lassen, damit er für ihn noch mehr leiden könne. Mein unvergesslicher Bischof Ferdinand Piontek lehrte uns im Priesterseminar, wie wir uns bei Unglück, Verlust und Schicksalsschlägen verhalten sollen. Er sagte, dann sollen wir beten: „Es ist gut mich, dass du mich gedemütigt hast.“ Das ist der Dank: Es ist gut

für mich, dass du mich gedemütigt hast. Danken müssen wir Gott für die wertvollen Menschen, die wir kennenlernen dürfen. Ihre Qualitäten, ihre Fähigkeiten, ihre Tugenden lassen uns nicht an den Menschen irre werden. Wir erleben ja so viel Lüge und Täuschung, Untreue und Verrat, da tut es wohl, wertvolle, aufrichtige, treue, zuverlässige Menschen zu finden, ihnen zu begegnen, sich von ihren Tugenden beschämen und erbauen zu lassen.

Der Christ führt alles Gute auf die Schöpfung und das Christusereignis zurück. Seine Danksagung schließt aber auch jene ein, die ihm die Gaben der Schöpfung und des Heils vermitteln, also die Menschen. Wir müssen danken den Menschen, die uns das Leben geschenkt haben, die uns im Leben begleitet haben, die uns in der Not beigestanden haben, die uns in der Trübsal getröstet haben. Danken müssen wir unseren Priestern und Lehrern. Wir haben von ihnen Unvergängliches empfangen. Der Dank gegen Menschen wird durch den Gedanken an Gott vertieft. Der Wohltäter erkennt sich als Verwalter Gottes. Er gibt weiter, was er von Gott empfangen hat. Er läutert seine Absicht, er empfindet das Geben als eine Ehre und eine Freude. Und umgekehrt: Der Beschenkte schaut gleichfalls zum erhabenen Ursprung alles Guten auf. Er sieht hinter dem freigiebigen Menschen den göttlichen Schenker, der ihm diese Gaben zu verleihen eingegeben hat. Er vereint in sich selbst Demut und Würde, und er wird gemahnt zum gewissenhaften Gebrauch der Gaben.

Danksagung, Dankbarkeit ist eine Grundhaltung der Jünger Jesu. Paulus fordert die Apostel und die Gläubigen auf, Gott für alles zu danken durch Jesus Christus – für alles. Als der heilige Johannes Chrysostomos nach einer schmerzhaften Verbannung – man hatte ihn ja vertrieben von seinem Bischofssitz – den Tod kommen sah, da sprach er: „Gott sei Dank für alles.“ Dankbarkeit, meine lieben Freunde, ist der Schlüssel zum Glück. Man kann nicht dankbar und unglücklich sein. Der Undank ist immer eine Art Schwäche. „Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen undankbar gewesen wären“, hat einmal Goethe gesagt. Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen undankbar gewesen wären. Der Apostel Paulus sieht im Undank gegen den erkannten Gott die letzte Quelle des Heidentums. Im Römerbrief schreibt er: „Obwohl die Heiden Gott kannten, haben sie ihn nicht als Gott geehrt oder ihm Dank abgestattet, sondern wurden nichtig in ihren Überlegungen, und ihr unverständiges Herz verfinsterte sich.“ Wir werden am Schluss dieser heiligen Messe beten: „Erfüllt mit heiligen Gaben, bitten wir dich, o Herr, dass wir allezeit in Danksagung verharren.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Geist Gottes

20.05.2018 (Pfingstsonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Geistsendung Versammelt!

Als der Apostel Paulus nach Athen kam, fand er dort einen Altar, auf dem stand: Einem unbekanntem Gott. Uns gläubigen Christen ist der Heilige Geist kein unbekannter Gott. Wir kennen ihn. Denn er wurde uns geschenkt. „Gott sandte den Geist seines Sohnes in unser Herz, den Geist, der ruft: Abba, lieber Vater.“ „Keiner kann sagen: Jesus ist der Herr, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet.“ Diese Glaubenserkenntnis ist nur möglich im Heiligen Geist. Um mit Christus in Verbindung zu treten, muss man zuvor durch den Heiligen Geist berührt worden sein. Er kommt uns entgegen und erweckt in uns den Glauben. Durch das erste Sakrament des Glaubens, die Taufe, wird uns das Leben, das im Vater seinen Urgrund hat und uns im Sohn geschenkt wird, in der Kirche durch den Heiligen Geist tief und persönlich weitergegeben. Durch seine Gnade ist der Heilige Geist der Erste bei der Weckung unseres Glaubens und beim Eintritt in das neue Leben. Dieses Leben besteht darin, den Vater zu erkennen und Jesus Christus, den er gesandt hat. An den Heiligen Geist glauben, heißt bekennen, dass er eine der Personen der heiligsten Dreifaltigkeit ist, eines Wesens mit dem Vater und dem Sohn, und dass er mit dem Vater angebetet und verherrlicht wird. Der Geist des Sohnes, den der Vater in unsere Herzen gesandt hat, ist wirklich Gott. Er ist mit dem Vater und dem Sohn eines Wesens. Er lässt sich weder im inneren Leben der Dreifaltigkeit noch als Gabe der Liebe für die Welt von ihnen trennen.

Die Kirche betet die lebendigmachende, wesensgleiche und untrennbare heiligste Dreifaltigkeit an. Sie bekennt jedoch auch, dass sich die drei Personen voneinander unterscheiden. Wenn der Vater sein „Wort“ (den LOGOS) sendet, dann sendet er auch stets seinen „Hauch“ (Spiritus). Es ist eine gemeinsame Sendung, in welcher der Sohn und der Heilige Geist sich voneinander unterscheiden, aber nicht voneinander trennen lassen. Christus erscheint, das sichtbare Bild des unsichtbaren Gottes, aber es ist der Heilige Geist, der ihn offenbart. „Heiliger Geist“ ist der Name dessen, den wir mit dem Vater anbeten und verherrlichen. Die Kirche hat diesen Namen vom Herrn übernommen und spricht ihn bei der Taufe ihrer neuen Kinder aus. Wenn Jesus das Kommen des Heiligen Geistes ankündigt und verheißt, nennt er ihn den „Parakleten“, den *advocatus*, den Herbeigerufenen. Paraklet wird gewöhnlich mit „Beistand“ oder „Tröster“ wiedergegeben. Der Herr nennt den Heiligen Geist auch „Geist der Wahrheit“. Der Apostel Paulus spricht vom „Geist der Verheißung“, vom „Geist der Sohnschaft“, vom „Geist Christi“, vom „Geist des Herrn“, vom „Geist Gottes“. Der Apostel Petrus nennt ihn den „Geist der Herrlichkeit“.

Die Kirche ist die lebendige Glaubensgemeinschaft, die den Glauben der Apostel weitergibt. Sie ist auch der Ort unserer Erkenntnis des Heiligen Geistes. Die Kirche erkennt den Geist in vielfacher Weise. Sie erkennt ihn in der Heiligen Schrift, die von ihm inspiriert, deren erster Autor er ist. Sie erkennt den Geist in der Überlieferung, die vom Geist getragen ist und die ebenso ehrfürchtig anzunehmen ist wie die Heilige Schrift. Die Kirche erkennt den Geist in ihrem Lehramt, dem er beisteht und das er lenkt. Die Kirche erkennt den Heiligen Geist in ihren sakramentalen Vollzügen, in denen er uns mit Christus verbindet. Die Kirche erkennt den Geist im Gebet, in dem er für uns eintritt, weil wir

von uns aus nicht wissen, wie wir beten sollen. Der Geist zeigt sich weiter in den Charismen und Dienstämtern, durch welche die Kirche aufgebaut wird. Er ist es, der das apostolische und missionarische Leben der Kirchenglieder trägt und durchpulst. Endlich offenbart sich der Geist im Zeugnis der Heiligen, worin er seine Heiligkeit bekundet und das Heilswerk fortsetzt.

Um den Heiligen Geist zu kennen und zu verstehen, hat Gott ihn uns in Sinnbildern geoffenbart. Sie zeigen uns sein Wesen und sein Wirken. An erster Stelle das Wasser. Es ist bei der Taufe nach Anrufung des Heiligen Geistes das wirksame sakramentale Zeichen der Wiedergeburt zum göttlichen Leben. Diese Neugeburt wird uns im Heiligen Geist geschenkt. „In einem Geiste getauft“ sind wir auch „mit dem einen Geist getränkt“. Der Geist ist also in Person das lebendige Wasser, das aus dem gekreuzigten Christus quillt und uns ewiges Leben schenkt. Ein weiteres Sinnbild ist die Salbung mit Öl. Sie ist sogar ein Wort zur Bezeichnung des Geistes im ersten Brief des Apostels Johannes. In der Christwerdung ist die Salbung das sakramentale Zeichen der Firmung. Die erste Salbung, die der Heilige Geist vorgenommen hat, war die Salbung Jesu. „Christus“ ist die Übersetzung des hebräischen Wortes Messias und bedeutet der mit dem Geist Gottes „Gesalbte“. Jesus ist der einzigartig von Gott Gesalbte. Die menschliche Natur, die der Sohn Gottes annimmt, ist ganz „vom Heiligen Geist gesalbt“. Jesus wird durch den Heiligen Geist zum „Christus“. Seine Mutter, die Jungfrau Maria, empfängt ihn durch den Heiligen Geist. Dieser gibt ihn durch den Engel schon bei seiner Geburt als Christus bekannt. Er führt den Simeon in den Tempel, damit er den Gesalbten des Herrn sehe. Er ist es, der Christus erfüllt. Er ist es, dessen Kraft von Christus ausgeht, wenn er Heilungen und Wunder taten vollbringt. Er endlich ist es, der Jesus vom Tode auferweckt. In seiner Menschennatur, die Siegerin ist über den Tod, ist er voll und ganz zum „Christus“ geworden. In dieser Menschennatur spendet er überreichlich den Heiligen Geist.

Ein weiteres Symbol des Heiligen Geistes ist das Feuer. Es symbolisiert die verwandelnde Kraft des Heiligen Geistes. Der Prophet Elias, der „aufstand wie Feuer und dessen Wort wie ein flammender Ofen“ war, zieht durch sein Gebet Feuer vom Himmel herab auf das Opfer vom Berge Karmel. Das Feuer ist Sinnbild des Geistes, weil er, was er umfasst, verwandelt. Johannes der Täufer, der „mit dem Geist und mit der Kraft des Elias dem Herrn vorangeht“, kündigt Christus als den an, der „mit Heiligem Geist und mit Feuer tauft“. Von diesem Geist sagt Jesus: „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen. Wie froh wäre ich, es würde schon brennen.“ In „Zungen wie von Feuer“ kommt der Heilige Geist am Pfingstfest auf die Jünger herab und erfüllt sie. In der geistlichen Überlieferung bleibt das Feuer ein entsprechendes Symbol des Wirkens des Heiligen Geistes. „Löschet den Geist nicht aus!“, schreibt Paulus der Gemeinde in Saloniki.

Die Wolke und das Licht sind ebenfalls Sinnbilder des lebendigen, rettenden Gottes. Sie treten auf, wenn der Heilige Geist in Erscheinung tritt. Wolke und Licht offenbaren und verhüllen Gottes Herrlichkeit. So bei Moses auf dem Berg Sion, im Offenbarungszelt und während des Durchzugs durch die Wüste. Diese Bilder sind durch Christus im Heiligen Geist in Erfüllung gegangen. Der Geist kommt auf die Jungfrau Maria herab, „überschattet“ sie, damit sie Jesus empfängt und gebiert. Auf dem Berg der Verklärung kommt er in einer Wolke, „wirft einen Schatten“ über die sechs Männer und eine Stimme aus der Wolke ruft: „Das ist mein geliebter Sohn; auf ihn sollt ihr hören.“ Die gleiche „Wolke“ entzieht schließlich Jesus am Tage seiner letzten Himmelfahrt den Blicken der Jünger. Am Tag seines Kommens wird sie ihn als den Menschensohn in seiner Herrlichkeit offenbaren.

Auch das Siegel ist ein Sinnbild des Heiligen Geistes. Das Siegel ist ein Zeichen der Erkennung und der Beglaubigung. Der himmlische Vater hat Christus mit seinem Siegel beglaubigt. Dieses Siegel ist der Heilige Geist. Er beglaubigt Jesus als den Sohn des Vaters, denn er offenbart sein göttliches Wesen in seiner Lehre und in seinen Taten. Im Heiligen Geist drückt der himmlische Vater auch uns sein Siegel auf. Dieses geschieht bei den Sakramenten der Taufe, der Firmung und der Weihe. Sie prägen uns eine unauslöschliche Formung ein, ein Mal, das nie vergehen wird.

Die Hand ist ein sprechendes Symbol für den heiligen Geist. Jesus heilt Kranke und segnet Kinder, indem er ihnen die Hände auflegt. In seinem Namen tun die Apostel das gleiche. Durch die Auflegung der Hände der Apostel wird der Heilige Geist gespendet. Vor der Wandlung breitet der Priester die Hände über Brot und Wein und bittet den Heiligen Geist um Verwandlung der Elemente in Leib und Blut unseres Herrn.

„Durch den Finger Gottes“ treibt Jesus die Dämonen aus. Das Gesetz des Alten Bundes war vom „Finger Gottes“ auf steinerne Tafeln geschrieben. Der von den Aposteln ausgefertigte Brief Christi ist in Herzen von Fleisch geschrieben. Im Hymnus „Veni, Creator Spiritus“ rufen wir den Geist an als den „Finger der Rechten des Vaters“.

Am Ende der Sintflut kehrte die Taube, die Noe aus der Arche herausließ, mit einem frischen Ölzweig im Schnabel zurück als Zeichen dafür, dass die Erde wieder bewohnbar war. Als Christus aus dem Wasser seiner Taufe steigt, lässt sich der Heilige Geist wie eine Taube auf ihn nieder und ruht auf ihm.

Alle diese Sinnbilder offenbaren die Existenz und das Wirken des Heiligen Geistes. Sie enthüllen uns dessen unsichtbare Wirkungen in Christus, in der Kirche, in den Gläubigen. Aber vielleicht fragt manch einer: Wo zeigt sich der Geist in der großen Schar der Getauften, Gefirmten und Geweihten? Sind sie nicht alle Geiststräger? Zeigen sich in ihnen Spuren seiner Gegenwart und seines Wirkens? Es besteht kein Zweifel: Zeichen der Ausstattung des Heiligen Geistes gibt es auch heute. Die gläubigen Christen, die der Kirche die Treue halten trotz der Unzulänglichkeiten vieler Hirten. Die namenlosen Priester, die ihren Dienst klaglos verrichten trotz ungenügender Führung und fehlenden Beispiels. Die mutigen Bischöfe, die den Papst angesichts zweideutiger Äußerung an das unveränderliche Glaubensgut der Kirche erinnern. Alte Menschen, die mit mannigfachen Beschwerden und schmerzlichen Leiden behaftet sind, schleppen sich nicht nur jeden Sonntag, sondern auch an allen Werktagen zur Teilnahme am Messopfer in das Gotteshaus. Wer hat die Kühnheit zu sagen, dies sei keine Wirkung des Heiligen Geistes? Eine schlichte Frau unserer Gemeinde bestellte bei mir drei Messen in folgender Intention: zu Ehren des Heiligen Geistes, um Erleuchtung für die verirrtten Hirten, um Abschaffung der Hand- und Stehkommunion. Woher hat sie diese überraschenden Erkenntnisse, wenn nicht vom Heiligen Geist? Ich war neulich mit mehreren Priestern zusammen. Sie beklagten einmütig den Rückgang, ja das Aufhören des Beichtens. Ich konnte ihnen sagen: Meine Leute beichten alle. Wer leitet sie dazu an, wenn nicht der Heilige Geist?

Mit Sehnsucht, aber auch mit Wehmut rufen wir gläubigen Verehrer des Heiligen Geistes heute an seinem Festtag zu ihm: Heiliger Geist, Geist der Wahrheit, Beistand und Tröster, erhöre unser Flehen für das heilige Volk und für alle geistlichen Stände, dass dir mit dem Beistand deiner Gnade von allen Rangstufen treu gedient werde. Vor allem aber: dass du den apostolischen Oberhirten und alle geistlichen Stände in der heiligen Religion erhalten wollest, wir bitten dich, erhöre uns.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Wirksamkeit des Heiligen Geistes

21.05.2018 (Pfingstmontag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Heilige Geist gilt als der Gnadenspender, und er ist es. Er ist der Spender aller Gnaden. Der Heilige Geist spendet folgende Gnaden: Er verleiht allen Menschen die einwirkende Gnade. Er verleiht vielen Menschen die heiligmachende Gnade. Er verleiht gewöhnlich sieben Gaben, gelegentlich auch außerordentliche Gnadengaben. Er erhält und leitet die katholische Kirche.

Der Heilige Geist spendet allen Menschen die einwirkende Gnade, Beistandsgnade genannt, helfende Gnade, aktuelle Gnade, Tatgnade; diese Ausdrücke besagen alle dasselbe. Es sind Anregungen und Einsprechungen, Mahnungen und Warnungen, die Gott uns durch seinen Heiligen Geist zukommen lässt. Er wirkt bei bestimmten Anlässen auf uns ein, namentlich bei der Predigt, beim Lesen religiöser Bücher, beim Erleben guter Beispiele, bei Bekehrungen und in anderen Fällen. In vielen Männern und Frauen hat der Heilige Geist eine plötzliche innere Umwandlung vorgenommen, eine Bekehrung. Sie konnten mit dem heiligen Cyprian sprechen: „Als der Heilige Geist in meine Seele kam, da wandelte er mich auf einmal in einen anderen Menschen um.“ Der Heilige Geist macht hell unseren Verstand und erwärmt ihn für das Gute. Wir erkennen die Überlegenheit des Himmlischen über das Irdische. Unsere Gedanken werden auf Gott gerichtet. Gottesliebe und Nächstenliebe keimen in unseren Herzen. Am Pfingstfest wirkte der Heilige Geist auf die Apostel ein, er erleuchtete ihren Verstand und stärkte ihren Willen. Zuvor waren sie unwissend. Der Heiland rügte ihre Unwissenheit, ihr langsames Verstehen. Am Pfingstfest aber, da wussten sie alles. Zuvor waren sie furchtsam, verkrochen sich in eine Kammer bei verschlossenen Türen. Am Pfingstfest traten sie unerschrocken vor die Menge. Die feurigen Zungen bedeuten die Erleuchtung. Das Feuer ist ja auch eine Kraft des Lichtes, verscheucht die Finsternis. Der Sturmwind bedeutet die Stärkung der Apostel, denn er entwurzelt die Bäume.

Der Heilige Geist nötigt uns nicht, er lässt uns die vollständige Freiheit. Er ist ein von Gott ausgehendes Licht, aber diesem Licht kann man auch die Augen verschließen. Dem Rufe Gottes beistimmen oder nicht, ist Sache des eigenen Willens. Der Mensch kann mit der einwirkenden Gnade mitwirken oder ihr widerstehen. Saulus wirkte mit der Gnade mit; der reiche Jüngling widerstand ihr. Die Leute, die am Pfingstfest die Apostel verspotteten und sie für betrunken hielten, widerstanden der Gnade. Ebenso verhielten sich die Menschen in Athen, als Paulus auf dem Areopag predigte und von der Auferstehung sprach. „Wir wollen dich ein andermal hören.“ Auch Herodes, der von den Weisen die Geburt Christi erfuhr, widerstand der Gnade. Wer sich der einwirkenden Gnade beständig widersetzt, der begeht eine Sünde wider den Heiligen Geist. Wer mit der einwirkenden Gnade mitwirkt, erlangt noch größere Gnaden. Glücklich, wer mit der Gnade mitwirkt. Wer die erste Gnade benützt, zieht eine Kette von Gnaden nach sich. Unglücklich, wer der Gnade widersteht. Ein furchtbares Gericht kam über Jerusalem, weil es den Tag der Heimsuchung, d.h. der Gnade, nicht erkannt hatte. Wenn wir es versäumen, einen guten Gebrauch von der einwirkenden Gnade zu machen, entzieht uns Gott diese Gnade. Freilich, je größer die Gnaden sind, die Gott uns schenkt, umso größer auch unsere Verpflichtungen und umso größer unsere Verantwortung. Der Heilige Geist wirkt



auf jeden einzelnen Menschen ein, sowohl auf die Sünder als auch auf die Gerechten, sowohl auf die katholischen Christen als auch auf die Andersgläubigen und Ungläubigen. Er wirkt auf jeden Menschen ein. „Christus, das Licht der Welt, erleuchtet einen jeden Menschen, der in die Welt kommt“, heißt es im Evangelium. Gott will, dass alle Menschen selig werden und zur Wahrheit gelangen. Wer verlorengel, geht durch eigene Schuld verloren.

Der Heilige Geist war schon von Anbeginn der Welt zum Heil der Menschen tätig. In reichlicherem Maße kam er am Pfingstfest in die Welt. Als die Juden in Babylon in der Gefangenschaft waren, wirkte der Geist auch auf die Heiden ein. Es ist an die Wunder zu denken, die Gott zur Verherrlichung seines Namens wirkte, z.B. an Daniel in der Löwengrube. Auch die Patriarchen und Propheten waren vom Heiligen Geist erleuchtet; sicherlich auch Sokrates, ein Heide, der an den einen Gott glaubte und deswegen den Schierlingsbecher trinken musste. Auch andere heidnische Männer und Frauen, die edel gesinnt waren und dem Gewissen folgten, waren vom Heiligen Geist erfüllt. Gott hat in Anbetracht der zukünftigen Genugtuung des Erlösers den im Alten Bund lebenden Menschen seine Gnade nicht versagt. Der Heilige Geist teilt nicht allen Menschen gleich viele Gnaden aus. Das jüdische Volk empfing mehr Gnaden als die umliegenden Völker. Die Mutter Gottes erhielt mehr Gnaden als alle anderen Menschen. Die Städte Chorazin und Bethsaida empfingen mehr Gnaden als Tyrus und Sidon. Stephanus war ein besonders begnadeter Mann.

Es gibt allgemeine Gnaden, die allen Menschen zuteil werden, aber es gibt auch besondere Gnaden, die Gott nur wenigen Seelen verleiht, und zwar solchen, die Gott für besondere Aufgaben auswählt. Wir haben vor Jahrzehnten das Zweite Vatikanische Konzil erlebt. Das Konzil nimmt für sich in Anspruch, im Heiligen Geist versammelt zu sein. Hat das Konzil auch auf den Heiligen Geist gehört? Der Mainzer Bischof Volk sagte: „Man hat den Heiligen Geist nicht durch die Konzilsaula tapsen hören.“ Mein Lehrer Klaus Mörsdorf, ein Konzilsberater, der also ganz nah am Konzil war, hatte noch eine andere Meinung. Er sagte: „Das Konzil wird von der Presse geführt.“ Ja, meine lieben Freunde, entweder vom Heiligen Geist oder von der linken Presse! Wenn wir viel Gutes tun, erlangen wir reichere Gnade. Der Heilige Geist teilt dem Einzelnen aus, wie er will, aber auch nach Vorbereitung und Mitwirkung des Einzelnen. Daher kommt es, dass der mehr einwirkende Gnade erlangt, der mehr gute Werke verrichtet. Sehr wirksam ist das Gebet zum Heiligen Geist. Lassen Sie, meine lieben Freunde, nie nach, täglich – täglich! – zum Heiligen Geist zu rufen. Vor 65 Jahren habe ich einmal bei einem frommen Priester Einzelexerziten gemacht. Er fragte mich: „Wenn Sie in der Straßenbahn sind, was machen Sie da?“ „Ja“, sagte ich, „ich versuche, den Rosenkranz zu beten.“ „Das ist zu schwer“, sagte er. „Sie müssen unermüdlich rufen: Komm, Heiliger Geist! Komm Heiliger Geist!; das können Sie machen.“ Ebenso wirksam ist das Gebet zur Mutter Gottes. Sie ist voll der Gnade und die Ausspenderin der göttlichen Gnaden. Auch die Anbetung des heiligsten Altarsakramentes bringt uns viele Gnaden. Das ist die einwirkende Gnade.

Die zweite Gnade, die der Heilige Geist spendet, ist die heiligmachende Gnade. Die einwirkende Gnade ist vorübergehend, die heiligmachende Gnade ist bleibend. Wenn der Sünder mit der einwirkenden Gnade mitwirkt, kehrt der Heilige Geist in seine Seele ein und verleiht ihr einen Glanz und eine Schönheit, wodurch sie die Freundschaft Gottes erlangt. Diese bleibende Schönheit der Seele infolge des innewohnenden Heiligen Geistes heißt heiligmachende Gnade, d.h. sie macht uns Gott wohlgefällig. Sie ist eine geschaffene, übernatürliche Wirklichkeit, die der Seele in der Weise einer Seinsbeschaffenheit oder Qualität dauernd anhaftet. Die heiligmachende Gnade ist eine uns inhärierende Teilnahme an der göttlichen Natur. Sie ist eine wahre, wenn auch akzidentelle und analoge Mitteilung der göttlichen Natur an die Menschen. Sie macht uns zu Kindern Gottes und zu Erben des Himmels. Sie ist das Kostbarste, was wir auf Erden besitzen können. Und deswegen muss es unsere größte Sorge sein, sie nicht zu verlieren.

Der Heilige Geist verleiht auch die sieben Gaben. Allen, welche die heiligmachende Gnade besitzen, spendet der Heilige Geist die sieben Gaben. Das sind sieben Tüchtigkeiten der Seele, die bewirken, dass sich die Seele leicht vom Heiligen Geist erleuchten und antreiben lässt. Die sieben Gaben sind Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Diese Gaben erleuchten unseren Verstand und stärken unseren Willen.

Der Heilige Geist erhält und leitet die Kirche. Er bewahrt sie vor dem Untergang und schützt sie vor Irrtum. Der Heilige Geist unterstützt die Vorsteher der Kirche in ihrem Amt. Wenn! sie sich vom Heiligen Geist leiten lassen, gibt er ihnen ein, was sie reden sollen, spricht er durch sie ähnlich wie am Pfingstfest durch die Apostel. Wenn! sie auf den Heiligen Geist hören, reden sie nicht aus sich, sondern was ihnen der Heilige Geist einspricht. Der Heilige Geist erweckt der Kirche in gefährvoller Zeit tüchtige Männer und Frauen. Denken Sie einmal an das 19. Jahrhundert. Wie viele Laien und Priester hat es in dieser Zeit gegeben, die die Kirche wahrhaft erneuerten, von Adolf Kolping angefangen bis zum Bischof Ketteler. Der Geist berief im Mittelalter Katharina von Siena in der Zeit des großen abendländischen Schismas. Er berief Ignatius von Loyola in der Zeit der Glaubensspaltung. Der Heilige Geist bewirkt, dass es in der katholischen Kirche zu allen Zeiten Heilige gibt. An der Einwirkung des Geistes auf die Kirche brauchen wir nicht zu zweifeln, meine lieben Freunde, oder gar irre zu werden. Noch können wir die Wahrheit des Evangeliums hören. Noch können wir gültige Sakramente empfangen. Was uns schmerzt und was wir beklagen, ist die geringe oder fehlende Bereitschaft vieler Kirchenglieder, sich auf das Wirken des Heiligen Geistes einzulassen. Sie fragen nicht, was der Geist will, sondern was die linken Journalisten wollen. Sie lassen sich nicht vom Geist führen, sondern von der Presse. Viele Vorsteher der Kirche reden viel, reden zu viel, aber sie reden nicht die Großtaten Gottes! Und deswegen geht es durcheinander.

Es ist ein unbeschreibliches Glück, den Heiligen Geist zu kennen und ihn zu empfangen. Der im Gnadenstand befindliche katholische Christ ist Geistträger. Die sich vom Geiste führen lassen, sind wahrhaft Kinder Gottes. Der Heilige Paulus mahnt, dass wir die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangen. Er ruft uns warnend zu: „Betrübet den Heiligen Geist nicht, in dem ihr für den Tag der Erlösung versiegelt seid.“ Es soll die heilige Furcht in uns sein. Gottes Gnade könnte einem Unwürdigen gegeben werden. Nein, meine lieben Freunde, es sollte kein Tag vergehen, an dem wir nicht rufen, flehend rufen: „Komm, o Geist der Heiligkeit! Aus des Himmels Herrlichkeit sende deines Lichtes Strahl. Vater aller Armen du, aller Herzen Licht und Ruh, komm mit deiner Gaben Zahl!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die heiligste Dreifaltigkeit und ungeteilte Einheit

27.05.2018 (Dreifaltigkeitssonntag)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier des dreifaltigen Gottes Versammelt!

Der Inbegriff des Glaubens der Christen ist die Dreifaltigkeit, der dreieinige Gott. Die Christen werden im Namen (Einzahl) und nicht auf die Namen (Mehrzahl) des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft. Denn es gibt nur einen einzigen Gott: den allmächtigen Vater und seinen eingeborenen Sohn und den Heiligen Geist, die heiligste Dreifaltigkeit. Wir befinden uns hier in einer Dreifaltigkeitskirche. Sie ist dem dreifaltigen Gott gewidmet, geschenkt, geweiht. Dreifaltigkeit ist das zentrale Geheimnis des christlichen Glaubens und Lebens. Es ist das Geheimnis des inneren Lebens Gottes, der Urgrund aller anderen Glaubensartikel. Die Dreifaltigkeit ist ein Glaubensgeheimnis im strengen Sinne. Es wäre nicht bekannt, wenn es nicht von Gott geoffenbart wäre. Vor der Menschwerdung des Sohnes Gottes und vor der Sendung des Geistes war es auch dem Volke Israel nicht zugänglich.

Der Name „Vater“ für Gott soll ausdrücken, dass er der Ursprung von allem und die erste Autorität ist, sowie dass er die Güte und die liebende Besorgtheit um alle seine Kinder ist. Die elterliche Liebe Gottes lässt sich auch durch das Bild der Mutter zum Ausdruck bringen, und der Prophet Isaias hat dieses Bild auch gebraucht. Die Sprache des Glaubens schöpft also aus der Erfahrung der Menschen mit ihren Eltern. Doch diese analoge Redeweise hat ihre Grenzen. Eltern können das Bild der Vaterschaft und der Mutterschaft entstellen. Es gibt Rabenmütter und es gibt Rabenväter. Deswegen ist zu bemerken: Gott ist über den Unterschied der Geschlechter erhaben. Es ist weder Mann noch Frau, er ist Gott. Er geht auch über die menschliche Vaterschaft und Mutterschaft hinaus. Niemand ist so Vater wie Gott. Dabei verstehen Sie vielleicht jetzt das Wort Jesu: „Nennt niemanden auf Erden euren Vater, denn einer ist euer Vater, der im Himmel.“ Gott ist Vater als Erschaffer der Welt. Er ist Vater aufgrund des Bundes mit Israel. Er ist Vater aufgrund des Schutzes, den er Armen, Waisen und Witwen zuteil werden lässt. Vor allen: Gott ist Vater in einem ungeahnten Sinne. Er ist von Ewigkeit her Vater seines eingeborenen Sohnes, der nur im Bezug auf seinen Vater Sohn ist. Ihn bekennen die Apostel als das Wort, das bei Gott ist, als das Ebenbild des unsichtbaren Vaters, als den Abglanz seiner Herrlichkeit und das Abbild seines Wesens.

Das zahlenmäßig eine göttliche Wesen ist so vollkommen und unendlich, dass es von drei real verschiedenen Personen auf verschiedene Weise, aber in gleicher Vollkommenheit besessen wird. Die Einheit ist so unendlich vollkommen, dass sie durch die Dreiheit nicht getrennt wird. Und die Dreiheit ist so real, dass sie durch die Einheit nicht vernichtet wird. Ist die Einheit über jede Zahl erhaben, so fällt die Dreiheit vollkommen mit ihr zusammen. Geoffenbart ist zuerst der Vater, dann der Sohn, zuletzt der Heilige Geist. Jeder Nachfolgende bezeugt den Vorhergehenden und wird wieder vom Vorhergehenden bezeugt. Die Offenbarung des Sohnes erfolgt mit unübersehbarer Deutlichkeit durch sein Hervortreten aus der Gottheit und die Annahme einer menschlichen Natur. Seine ewige Existenz verband sich mit einem zeitlichen Geschöpf. So gelten von ihm zwei Aussagen: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“, und die andere: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Die Kirche hat sich auf dem Konzil von

Nicäa (325) dazu bekannt, dass der Sohn eines Wesens mit dem Vater ist, d.h. dass er mit ihm ein einziger Gott ist. Vor seinem Leiden kündigte Jesus die Sendung eines anderen Beistandes, eines anderen Parakleten an: des Heiligen Geistes. Dieser war schon bei der Schöpfung tätig. Der Geist schwebte über dem Wasser und hatte gesprochen durch die Propheten. Er wird fortan bei den Jüngern und in ihnen sein, sie lehren und die ganze Wahrheit ihnen offenbaren. Der Heilige Geist wird also mit Jesus und dem Vater als eine weitere göttliche Person geoffenbart. Der ewige Ursprung des Geistes offenbart sich in seiner zeitlichen Sendung. Der Heilige Geist wird den Aposteln und der Kirche vom Vater, im Namen des Sohnes, sowie vom Sohn selbst gesandt, nachdem dieser zum Vater zurückgekehrt ist. Die Sendung der Person des Geistes nach der Verherrlichung Jesu offenbart das Mysterium der heiligsten Dreifaltigkeit in seiner ganzen Fülle. Das zweite allgemeine Konzil von Konstantinopel (381) bekannte: Wir glauben an den Heiligen Geist, der Herr ist und lebendig macht, der aus dem Vater hervorgeht. Die Kirche anerkennt dadurch den Vater als den Quell und Ursprung der ganzen Gottheit. Der ewige Ursprung des Heiligen Geistes ist jedoch nicht ohne Zusammenhang mit dem ewigen Ursprung des Sohnes. Der Heilige Geist ist ein und derselbe Gott mit Gott, dem Vater, und mit Gott, dem Sohne, von einer Substanz, von einer Natur. Gleichwohl wird er nicht nur der Geist des Vaters und nicht nur der Geist des Sohnes, sondern zugleich der Geist des Vaters und des Sohnes genannt. Er wird mit dem Vater zugleich angebetet und verherrlicht.

Um das Trinitätsdogma zu formulieren, musste die Kirche notwendig Anleihen bei der Begrifflichkeit der Philosophen machen. So hat sie das Wort „Substanz“ übernommen. Substanz ist so viel wie Wesen, Natur. Mit Substanz wurde das göttliche Wesen in seiner Einheit bezeichnet. Mit „Person“ wurden Vater, Sohn und Heiliger Geist in ihrer realen Verschiedenheit voneinander wiedergegeben. Der Begriff „Beziehung“ (Relation) wurde verwendet, um zu sagen, worin ihre Verschiedenheit liegt, nämlich in ihren gegenseitigen Beziehungen. Die Anwendung dieser Begriffe auf Gott kann selbstverständlich nur in analoger Weise geschehen, also in einer ähnlich/unähnlichen Weise. Gott ist weder Natur noch Person im geschöpflichen Sinne, sondern nur in einem ähnlichen Sinn, der alle Unvollkommenheiten ausschließt. Alle diese Begriffe sind inadäquat und doch in einem eminenten Sinne wahr. Wenn wir sie nicht gebrauchen würden, müssten wir aufhören, von der Dreifaltigkeit zu reden.

Die Dreifaltigkeit ist eine. Denn wir kennen nicht drei Götter, sondern einen einzigen Gott in drei Personen, die wesensgleiche Dreifaltigkeit. Die göttlichen Personen teilen die einzige Gottheit nicht untereinander auf, sondern jede von ihnen ist voll und ganz Gott. Der Vater ist dasselbe wie der Sohn; der Sohn ist dasselbe wie der Vater; der Geist ist dasselbe wie Vater und Sohn, nämlich ein Gott. Jede der drei Personen ist jene Wirklichkeit, d.h. göttliche Substanz, Wesenheit oder Natur. Die drei göttlichen Personen sind real, also wirklich, voneinander verschieden. Der eine Gott ist gleichsam nicht einsam für sich allein. Vater, Sohn und Geist sind nicht einfach Namen, welche Seinsweisen des göttlichen Seins bezeichnen, denn sie sind real voneinander verschieden. Der Vater ist nicht der derselbe wie der Sohn, noch ist der Sohn derselbe wie der Vater, noch ist der Heilige Geist derselbe wie Vater und Sohn, sie sind voneinander verschieden durch die Ursprungsbeziehung: Es ist der Vater, der zeugt; es ist der Sohn, der gezeugt wird; es ist der Geist, der hervorgeht. Die göttliche Einheit ist dreieinig. Die drei göttlichen Personen beziehen sich aufeinander, weil sie real verschieden sind, aber weil die göttliche Einheit nicht geteilt wird, liegt die Personalität allein in den gegenseitigen Beziehungen. Mit den Namen der Personen wird der Vater auf den Sohn, der Sohn auf den Vater und der Geist auf beide bezogen. Obwohl sie im Hinblick auf ihre Beziehung drei Personen genannt werden, sind sie doch eine Natur oder Substanz, d.h. in ihnen ist alles eins, wo sich keine Gegensätzlichkeit der Beziehungen entgegenstellt. Wegen dieser Einheit ist der Vater ganz im Sohn, der Sohn ganz im Vater, der Geist ganz im Vater und im Sohn. Sie können sich, meine lieben Freunde, diese Überlegungen anhand des Johannesevangeliums vor Augen führen, denn dort sind sie grundlegend ausgesprochen. Im Johannesevangelium sagt Jesus: „Ich bin nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat.“ An einer anderen Stelle: „Ich und der Vater sind eins.“ Und wieder an einer anderen Stelle: „Wer mich sieht, der sieht den Vater.“

Das ist die Grundlegung für die katholische Trinitätslehre. Das gesamte göttliche Wirken ist gemeinsames Werk der drei göttlichen Personen. Alle Wirkungen der Trinität nach außen geschehen durch alle drei göttlichen Personen. Wie die Dreifaltigkeit ein und dieselbe Natur hat, so hat sie auch

ein und dasselbe Wirken. Der Vater und der Sohn und der Heilige Geist sind nicht drei Ursprünge der Schöpfung, sondern ein Ursprung. Und doch wirkt jede göttliche Person das gemeinsame Werk gemäß ihrer persönlichen Besonderheit. „Es ist ein Gott und Vater, aus dem alles, ein Herr Jesus Christus, durch den alles, und ein Heiliger Geist, in dem alles ist“, so formulierte das Konzil von Konstantinopel im Jahre 553. Vor allem die göttlichen Sendungen der Menschwerdung und der Spendung des Heiligen Geistes lassen die Eigenart der göttlichen Personen zutage treten. Denn Mensch geworden ist nur der Sohn und herabgekommen am Pfingstfest ist nur der Heilige Geist. Es war ein großer Irrtum, als die Patri-Passianer auftraten, eine Sekte, die behauptete, der Vater habe gelitten. Da sieht man, wie wichtig die Unterscheidung ist, welche die Kirche mit ihren Begriffen vorgenommen hat. Nicht der Vater hat gelitten, sondern der Sohn. Als zugleich gemeinsames und persönliches Werk lässt das göttliche Wirken sowohl die Eigenart der göttlichen Personen als auch ihre einzige Natur erkennen.

Darum steht das ganze Leben von uns Christen in Gemeinschaft mit jeder der göttlichen Personen, ohne sie irgendwie zu trennen. Wer den Vater preist, tut es durch den Sohn im Heiligen Geist. Wer Christus nachfolgt, tut es, weil der Vater ihn zieht und der Geist ihn bewegt. Das letzte Ziel des göttlichen Wirkens ist die Aufnahme der Geschöpfe in die vollständige Vereinigung mit der glückseligen Dreifaltigkeit. Aber auch jetzt schon sind wir dazu berufen, eine Wohnstätte der heiligsten Dreifaltigkeit zu sein. Der Herr sagt: „Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten. Mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen.“ Meine lieben Freunde, ich bin mir bewusst, dass ich vom schwierigsten Dogma der katholischen Kirche spreche. Aber es macht mir keine intellektuellen Schwierigkeiten. Wenn wir Gott begreifen würden, wäre er nicht mehr Gott. Wir könnten ihn gewissermaßen nachbauen, wir könnten ihn angreifen. Atome können wir zertrümmern, wie man sagt, oder Kernschmelzen können wir vornehmen. Wir können die Gene entziffern und Genveränderungen vornehmen; das alles können wir. Wenn das Begreifen Gottes uns gegeben wäre, könnten wir Ähnliches mit Gott vornehmen. Nein, Gott muss unbegreiflich bleiben, wenn er Gott bleiben will. Die Menschen haben sich häufig Gott nach ihrem Bilde geschaffen. Aber der selbstgemachte Gott trägt die Züge derer, die ihn gebildet haben. Wir kennen Gott, weil wir ihn aus der Offenbarung kennengelernt haben. In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir. „O heiligste Dreifaltigkeit und ungeteilte Einheit, über jegliches Begreifen groß, Fruchtbarkeit, du, in der Gottheit Schoß, höchstes Licht und hellste Dunkelheit, o heiligste Dreifaltigkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Compelle intrare

03.06.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In allen drei Auflagen des katholischen Lexikons für Theologie und Kirche findet sich ein Artikel mit der Überschrift: „Compelle intrare“. Das bedeutet übersetzt: Nötige sie, einzukehren. Es handelt sich um einen Text, der aus dem Evangelium, das Sie eben gehört haben, entnommen ist. Es geht dort um ein Gastmahl, dem die Geladenen aber nicht folgen. Zum Ersatz wird allerlei Volk aus der Straße herbeigerufen. Das Gleichnis ist eine Kritik an den religiösen Führern des jüdischen Volkes. Ihnen wird der Ausschluss vom Gottesreich angedroht; die Armen, die Sünder und die Heiden gehen darin ein. Das Wort: Nötige sie, einzutreten, *compelle intrare*, sollte in der Geschichte der Kirche eine ungeahnte Bedeutung erlangen, und zwar durch das Verständnis, das der heilige Augustinus diesem Worte gab. Er wandte es auf die von der katholischen Kirche Abgewichenen, die Häretiker, die Ketzer an. In seiner Zeit zerriss das Schisma der Donatisten die afrikanische Kirche – und Augustinus lebte ja in Afrika. Augustinus lehnte zunächst jede Gewaltanwendung gegen die Häretiker ab und erkannte nur das Wort Gottes und die Vernunftgründe als berechnigte Mittel an, um sie wieder in die Kirche zurückzuführen. Aber als er die Aggressivität der Sektierer erkannte, als er ihre Bemühungen, die anderen (die Katholiken) auf ihre Seite zu ziehen, beobachtete, da änderte er seine Ansicht. Er verteidigte jetzt die Gewaltanwendung gegen vom katholischen Glauben Abgewichene. Er vertrat die Ansicht, dass die Gesetze der Fürsten mit Recht gegen die Feinde des Glaubens angerufen werden, wenn es nur in der Absicht geschieht, sie zu bessern und nicht zu strafen. Er machte geltend, dass der Staat ja Vergehen wie Ehebruch, Mord und andere Verbrechen bestraft und dass er daher die Sakrilegien, die Vergehen gegen Gott, nicht ungestraft lassen darf. In Berufung auf ihn wurde die Anwendung mit Gewalt gegen die Häretiker in das mittelalterliche Kirchenrechtsbuch, das *Decretum Gratiani*, aufgenommen: *haeretici ad salutem inviti sunt trahendi*– Häretiker sind auch gegen ihren Willen zum Heil zu ziehen.

Der Münchener Theologe Josef Schmitt behauptet nun, Augustinus sei der geistige Vater der Inquisition geworden. Was ist Inquisition? Inquisition ist eine Einrichtung zur Aufspürung, Belehrung bzw. Bestrafung von Christen, die vom Glauben der Kirche abgewichen sind. Die Einrichtung der Inquisition hatte mehrere Voraussetzungen, die heute nicht mehr gegeben sind. Das gesamte Volk, Regierende und Regierte, waren eine religiöse Einheit. Alle hingen dem katholischen Glauben an, und diese Einheit wurde als ein großes Gut, das man nicht aufs Spiel setzen könne, angesehen. Es war die Zeit der Kreuzzüge. Da wollte man nicht eine Spaltung innerhalb der Kirche zulassen. Die mittelalterliche Ordnung beruhte auf der ungetrennten Einheit von Staat und Kirche. Die Glaubenssätze waren gleichzeitig weltliche Gebote. Der katholische Glaube, die verbindliche Lehre galt den Menschen als höchstes Gut, seine Verletzung oder Preisgabe als das schwerste Verbrechen. Der hartnäckige oder rückfällige Ketzer galt als der schlimmste Fälscher, der den Pakt mit dem Teufel geschlossen hatte. Allen Menschen der damaligen Zeit stand fraglos fest, dass jeder Mensch eine geistige Seele hat, dass sie für die Unsterblichkeit bestimmt ist und dass ihr ewiges Los von ihrem Verhalten im Diesseits abhängt. Höher als das Leben und die Unversehrtheit des Leibes stand dem mittelalterlichen Menschen die Bewahrung der Seele für das ewige Leben. Der Verlust des irdischen Lebens wog gegenüber dem

Verlust des ewigen Lebens leicht. Die Todesstrafe hatte für den mittelalterlichen Menschen nicht den gleichen Schrecken wie für die Neuheiden unserer Zeit. Im Laufe der Kirchengeschichte entstanden nun Abfallbewegungen von der Kirche. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nahmen sie den Charakter von Volksbewegungen an und verbreiteten sich mit unheimlicher Schnelligkeit über einen großen Teil Europas. Die bedeutendste Sekte dieser Zeit waren die Katharer, die Reinen, wie sie sich nannten. Sie standen nicht mehr auf dem Boden des Christentums. Die Katharer vertraten zwei Götter: einen bösen Gott (im Alten Testament) und einen guten Gott (im Neuen Testament). Der böse Gott hat die materielle Welt erschaffen. Die Bosheit der Materie verkörperte sich am schlimmsten in der Sexualität und in der katholischen Kirche; wer darin stecke, der sei verdammt. Die Kirche wurde von ihnen verunglimpft als „Hure Babylon“ und „Synagoge Satans“. Die Katharer verwarfen mit großer Gehässigkeit alles äußere Kirchenwesen: Priestertum, Hierarchie, Altäre, Sakramente. Sie leugneten den freien Willen und die Auferstehung des Fleisches. Sie griffen Ehe, Familie und Eigentum an. Sie verwarfen den Eid und den Militärdienst, die Todesstrafe und die weltliche Obrigkeit. Teilweise stellten sich die Häresien als Massenpsychosen dar. Bei den Katharern gab es massenhafte Fälle von Selbsttötung durch Selbstverhungerung. Die Häretiker verhielten sich keineswegs still. Sie suchten ihre Ansichten möglichst weit zu verbreiten, Anhänger zu gewinnen. Sie bauten eine eigene religiöse Organisation auf; sie hatten Truppen.

Es waren deswegen zunächst die weltlichen Fürsten, die gegen die vom Glauben Abgefallenen mit ihren Mitteln einschritten. Sie sahen ihre Stellung, ihre Interessen, ihre Macht durch die Häretiker bedroht. Es war ein deutscher Kaiser, Kaiser Heinrich III., der im Jahre 1051 in Goslar mehrere Häretiker hängen ließ – *consensu cunctorum* – mit Zustimmung aller. Bald aber war es der berühmte und hochgeschätzte Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen, der im Jahre 1232 für das ganze Reich befahl, die Ketzer und ihre Anhänger durch staatliche Beamte aufsuchen zu lassen, die Verdächtigen vor ein kirchliches Gericht zu bringen und sie, wenn sie schuldig erfunden wurden und im Irrtum verharrten, dem Feuertode auszuliefern. Die Untersuchung, ob eine Häresie, also Irrlehre, vorlag, diese Untersuchung wurde selbstverständlich von der Kirche geführt. Zuständig waren die Bischöfe, aber sie waren lau wie meistens. Die bischöfliche Untersuchung und die Bekämpfung der Häresien erwiesen sich als wenig schlagkräftig. Und so sah sich Papst Gregor IX. veranlasst, diese Aufgabe dem Dominikanerorden zu übertragen. Dieser war nicht der lokalen Autorität der Bischöfe unterstellt, sondern dem Papst. Er war also europaweit einsetzbar wie die Häretiker auch, die von einem Land ins andere wanderten. Die Dominikaner waren der am besten ausgebildete katholische Orden: hochgebildet, sittenrein, fromm, gläubig; auch sie hatten ein Gewissen, und sie wurden überwacht von ihren Oberen. Der Geist akademischer Nüchternheit wehte im Dominikanerorden. Das ist das Gegenteil von Fanatismus. Sie vermochten die Irrlehren zu erkennen und ihnen argumentativ zu begegnen. Sie waren imstande, die Verirrten mit Argumenten zu überzeugen, dass der katholische Glaube der richtige ist.

Der Kreis der Vergehen, die durch die Inquisition zur Untersuchung, Abschwörung und Bestrafung kam, war weit gespannt, natürlich an erster Stelle Glaubensvergehen: Ketzerei, lesen und behalten häretischer Bücher, Blasphemie (also Gotteslästerung), Apostasie (Abfall vom Glauben überhaupt), Schisma (Trennung), Leugnung der Dreifaltigkeit, Schmähungen der Jungfräulichkeit Mariens, dauernde Unterlassung der kirchlichen Pflichten – das machte verdächtig –, Missbrauch der Sakramente, Missbrauch des priesterlichen Dienstes – es sind nicht wenige Priester und Bischöfe vor die Inquisition gezogen worden –, Verführung im Beichtstuhl, Abfall von der Weihe und vom Ordensstand, Zauberei, Magie, Wahrsagerei, Eheverfehlungen wie Doppelehe, Mehrfachehe, Sodomie (also Homosexualität). Alle diese Vergehen wurden von der Inquisition gerichtet. Die Inquisition wurde gegründet, um der Lynchjustiz des Volkes ein Ende zu machen. Denn bisher hatten Leute aus dem Volk sich der Häretiker bemächtigt und sie getötet, ohne Verfahren. Die Inquisition wollte diese Lynchjustiz ersetzen durch geordnete Gerechtigkeit. Gleiches Recht für alle, ohne Ansehen der Person, das war das erste Prinzip der Inquisition. Ein gerechtes, geregeltes und maßvolles Verfahren, das war das andere Prinzip. Der Inquisitionsprozess verzichtete auf ein Mittel der Erkenntnis, das im weltlichen Recht Gang und Gäbe war: das Gottesurteil. Was ist das Gottesurteil? Nun, wenn jemand verdächtig war, ein Verbrechen begangen zu haben, ließ man ihn z.B. über eine glühend gemachte metallene Fläche laufen. Wenn seine Füße verbrannten, war er schuldig, wenn sie nicht verbrannten, galt

er als unschuldig. Das war ein Gottesurteil. Man nahm an, dass Gott durch diese Vorgänge zeigen wolle, wer gerecht und wer nicht gerecht sei. Diese völlig verkehrte Weise, ein Urteil zu gewinnen, wurde von den Inquisitoren a limine abgelehnt. Ihr Prozessgang war ein normaler wie gegen Hochverrat. Der Inquisitionsprozess brauchte keine Ankläger. Im Mittelalter konnte ein Prozess nur in Gang gesetzt werden, wenn jemand sich als Kläger fand, und er ging ein hohes Risiko ein. Wenn er nämlich nicht beweisen konnte, was er als Anklage vorbrachte, dann wurde er zu derselben Strafe verurteilt wie der, gegen den er angetreten war. Dieses barbarische Verfahren lehnte die Inquisition ab. Sie brauchte keinen Ankläger. Hier wurde von Amtes wegen auch ohne Ankläger der objektive Sachverhalt erforscht, wie es ja noch heute in unseren Strafprozessen üblich ist. Wie beim Hochverrat war jedermann verpflichtet, die ihm bekannten Häretiker zur Anzeige zu bringen. Anzeigen wegen eines Verbrechens waren nicht selten, aber nur in einem von zehn Fällen wurde von der Inquisitionsbehörde ein Verfahren eingeleitet. Von denen, die dann noch verhaftet wurden, ließ man nach dem Verhör jeden Dritten ohne Prozess laufen. Die Beweislage war oft schwierig, denn die Menschen hatten häufig keine Lust, ihnen bekannte Häretiker anzugeben. Sie hatten auch Furcht, weil sie von den Häretikern möglicherweise umgebracht wurden, wenn sie Anzeige gegen sie erstatteten. Und deswegen hat die Inquisition die Fähigkeit zum Zeugnis ausgedehnt. Sie hat auch infame, meineidige, exkommunizierte Mitschuldige und Teilnehmer sowie Familienangehörige als Zeugen zugelassen. Anders glaubte man nicht zur Aufdeckung der Verbrechen kommen zu können.

Die Inquisition, meine lieben Freunde, wollte nicht töten. Sie wollte die Schuldigen richten und die Unschuldigen schrecken. So wenig Tote als möglich bei größtmöglicher Wirkung auf die Seelen aller, das war das Prinzip der Inquisition. Die strengste Inquisition war in Spanien. In Spanien deswegen, weil dort viele Juden lebten, die sich als Christen ausgaben, aber in Wirklichkeit ihr Judentum weiterbetrieben. Die spanische Inquisition war deswegen besonders wirksam, freilich auch besonders gefürchtet. Zahlreiche Prozesse der spanischen Inquisition wurden durchgeführt, aber nur in ein bis zwei Prozent kam es zum Todesurteil. Etwa ein Drittel aller Prozesse endete mit Freispruch. Die Inquisition in Spanien hat Ketzer hingerichtet – das ist keine Frage –, aber sie hat Zehntausende vor dem Tod durch die Lynchjustiz des Volkes gerettet. Und denken Sie daran, was den Menschen, was der Kirche, was den Tätern erspart blieb. Die Religionskriege in Frankreich und Deutschland, die ihren Ursprung ja im Abfall von der katholischen Religion hatten, diese Religionskriege haben tausendmal mehr Opfer gefordert als die Hinrichtungen von Ketzern. Die Bevölkerungsverluste im Dreißigjährigen Krieg beliefen sich im Reich auf 40% auf dem Lande und 33% in den Städten. In den am härtesten betroffenen Gegenden überlebte nur ein Drittel der Bevölkerung. Das war die Wirkung des Religionskrieges des Dreißigjährigen Krieges. Der Blutdurst der Inquisitoren ist eine Erfindung der Kirchenfeinde. Der englische Historiker Henry Kamen schreibt: „Die von den Feinden der Inquisition beschworenen blutrünstigen Szenen sind Legenden.“ Der Inquisitor Bernard Gui – den wir zufällig kennen, weil die Akten erhalten geblieben sind – fällte 930 Urteile, von denen 42 Todesurteile waren, 139 auf Freispruch lauteten. In Carcassonne (in Südfrankreich) wurden in einem Jahrzehnt 278 Urteile gefällt; fast alle gingen auf Dienst im Heiligen Land.

Es dürfte kaum eine geschichtliche Institution geben, über die so viel Schmähung gehäuft und Unwahrheit verbreitet worden ist, wie die Inquisition. Ihre Beurteilung hängt davon ab, welche Bedeutung man dem katholischen Glauben zuweist. Wer in ihm die absolute, gott-geoffenbarte Wahrheit sieht, wird das Abweichen davon als ein schweres Delikt einstufen. Die Kirche konnte dagegen nicht gleichgültig bleiben, weil sie sich sonst selbst aufgegeben hätte. Dass sie eingriff und sich bei der Abwehr des weltlichen Armes bediente, ergab sich aus den damaligen Verhältnissen: Einheit zwischen Staat und Kirche. Dass die Inquisitoren zuerst und nachweislich lange an der Gewinnung der Abgewichenen für den wahren Glauben arbeiteten, ergibt sich ebenso aus den ihnen gegebenen Anweisungen wie aus erhalten gebliebenen Akten. Ich habe sie gelesen, soweit sie mir zugänglich waren. Die Inquisitoren verrichteten ihren schweren Dienst nach den ihnen gegebenen Anweisungen nach bestem Wissen und Gewissen. Über einige von ihnen hat die Kirche ihr letztes Urteil gesprochen, indem sie sie in die Zahl ihrer Heiligen aufgenommen hat. Die bekanntesten sind Petrus von Verona und Michele Ghislieri, der als der große Reformpapst Pius V. in die Geschichte eingegangen ist.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Heiligstes Herz Jesu

10.06.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Freitag hat die Kirche das Fest des heiligsten Herzens Jesu gefeiert. Der ganze Juni, manchmal auch der Juli gelten als Herz-Jesu-Monate. Die Herz-Jesu-Verehrung wird nicht von allen verstanden. Mir sagte einmal ein Priester: „Ich bin kein Herz-Jesu-Onkel.“ Ein Politiker der FDP verspottete den Kölner Sender als Herz-Jesu-Sender, weil er auch kirchliche Sendungen bringt. Wie wir an diesen Beispielen sehen, besteht viel Unverständnis über die Herz-Jesu-Verehrung. Es ist ein Dogma katholischen Glaubens: Christus muss in der menschlichen Natur wegen ihrer Verbindung mit dem LOGOS, der zweiten Person in Gott, angebetet werden. Ich wiederhole noch einmal diesen fundamentalen Satz der Herz-Jesu-Verehrung: Christus muss auch in der menschlichen Natur wegen ihrer Verbindung mit dem LOGOS angebetet werden. So will es das andere Dogma von der hypostatischen Union. Fürchten Sie sich nicht vor diesem Wortungetüm, es ist harmloser als es scheint. Hypostatische Union besagt: Christus ist eine, und zwar eine göttliche Person, aber er hat zwei Naturen: eine göttliche und eine menschliche. Hypostatische Union ist also die Einheit einer Person in zwei Naturen. Und diese hypostatische Union ist die Grundlage der Herz-Jesu-Verehrung. Die hypostatische Union, also die Verbindung von Gottheit und Menschheit, begann im Augenblick der Empfängnis vom Heiligen Geist. Der ewige LOGOS blieb, was er war, aber er nahm auf, was er nicht hatte, nämlich die menschliche Natur. Beide Naturen bestehen unverändert und unvermischt fort. In der unversehrten und vollkommenen Natur eines wahren Menschen ist der wahre Gott gegeben, vollkommen in dem Seinigen (in seiner Gottheit) und vollkommen in dem Unsrigen (in der Menschheit). Die Anbetung ist die höchste Verehrung die Gott, und nur Gott allein, aufgrund seiner ewigen absoluten Vollkommenheiten, besonders seiner Aseität und Heiligkeit geleistet wird. Mit ein und derselben Anbetung wird die Gottheit und zugleich die mit ihr hypostatisch verbundene Menschheit verehrt. Die Menschheit Christi wird in und mit dem LOGOS angebetet, der LOGOS an sich und wegen seiner selbst, die Menschheit in sich aber wegen des LOGOS. Der theologische Grund der Anbetung liegt in der Einheit der Person.

Wenn wir vom Herzen Jesu sprechen, denken wir immer daran, es ist das Herz der göttlichen Person Jesus Christus. Gegenstand der Herz-Jesu-Verehrung ist das Herz des Herrn als Symbol seiner gottmenschlichen Liebe oder seine Liebe unter dem Symbol des Herzens. Die großen Geheimnisse Jesu, seine Handlungen, seine Tätigkeiten, seine Opferhingabe, die großen Geheimnisse des Lebens, Leidens und Sterbens Jesu wurzeln ja im Herzen. Das Herz ist nun einmal die Mitte, das Aktzentrum des Menschen. Dieses Herz ist gleichsam der physische Resonanzboden der Taten und der Leiden des Erlösers. Es ist auch der psychologische Brunnquell aller heiligen Affekte der Gottes- und der Menschenliebe Jesu. Es ist schließlich der kurze symbolische Ausdruck für alles, was Jesus in seiner Erlösertätigkeit gewollt und gewirkt hat. Aber noch einmal: Alle Verehrung, die dem Herzen Jesu erwiesen wird, gilt der Person des Herrn.

Die Übungen der Herz-Jesu-Verehrung sind mannigfaltig. Wir beten zum heiligsten Herzen Jesu. Ich vergesse nie, wie ich in den französischen Kirchen gelesen habe: Sacré coeur de Jésus, j'ai

confiance en Vous – Göttliches Herz Jesu, ich habe Vertrauen zu dir. Wir versuchen, seine Liebe und unsere Liebe zu verbinden. Wir bemühen uns, seine Tugenden nachzuahmen. „Herz Jesu, reich an Tugenden, bilde mein Herz nach deinem Herzen.“ Wir können uns dem Herzen Jesu weihen, d.h. ihm sich übergeben, ihm sich widmen. Wir sollen auch Sühne leisten, versuchen, Sühne zu leisten für die Frevel und Beleidigungen, die ihm und Gott zugefügt werden. Spezielle Übungen der Herz-Jesu-Verehrung sind das Herz-Jesu-Fest und das Weihegebet, das wir ja am Freitag gebetet haben. Jeder erste Freitag im Monat ist in besonderer Weise dem Herzen Jesu geweiht, im Andenken an sein Leiden, das am ersten Karfreitag stattgefunden hat. Der fromme Brauch geht auf die französische heilige Nonne Margareta Maria Alacoque zurück. Ihr hat der Heiland besondere Gnaden versprochen für alle diejenigen, die den Herz-Jesu-Freitag getreulich halten. Gute Mütter führen ihre Kinder am Herz-Jesu-Freitag in die heilige Messe und leiten sie an, am Herz-Jesu-Freitag die heilige Kommunion zu empfangen. Eng mit der Herz-Jesu-Verehrung verbunden ist der Gedanke und die Übung der Sühne. Was ist Sühne? Sühne bedeutet eine Leistung, die Gott für die Sünden, die ihn beleidigen, seiner Ehre Abbruch tun und ihm Unrecht zufügen, Abbitte, Genugtuung und Ersatz bieten soll. Das Bewusstsein unserer eigenen Sündhaftigkeit legt uns die Sühne für uns selbst nahe. Aber im gebräuchlichen Sinne besagt Sühne vor allem stellvertretende Genugtuung für die Sünden der Menschen, für die gleichgültigen und lauen Christen, für die Lästerer und Unkeuschen, für die Ungläubigen und die Kirchenfeinde. Der eigentliche innere Zweck der Sühne ist ein doppelter: erstens: Ersatzleistung für die dem verklärten Heiland zugefügte Beleidigung und Verunehrung, zweitens: Tröstung, insofern als der Heiland in seinem Erdenleben des Trostes bedürftig war und diesen Trost, der ihm gespendet wurde, voraussah und annahm. Damit verbindet sich ein äußerer Zweck, nämlich die Versöhnung Gottes, die Abwendung oder Milderung von Strafen und die Erlangung von Gnaden. In diesem Sinne wird die Sühne auch für die armen Seelen dargebracht. Wie der himmlische Vater die stellvertretende Genugtuung durch das sühnende Blut seines Sohnes anerkennt, so nimmt er auch die sühnende Ersatzleistung von Seiten der mit Christus verbundenen Menschen an. Alle derartige Sühneleistung – das müssen wir freilich zugeben – die wir vollbringen, empfängt ihren Wert und ihre Wirksamkeit aus der Verbindung mit der stellvertretenden Genugtuung Christi. Aus uns selbst können wir nichts tun, aber mit ihm können wir viel tun. Die Sühneleistung ist eine Betätigung der Liebe und Verehrung Gottes, der Liebe zu den unsterblichen Seelen und zur Kirche. Sie ist eine Betätigung des allgemeinen Priestertums, daher Aufgabe des Einzelnen wie der Gemeinschaft. Sie entspringt der dankbaren Liebe zum beleidigten Gott und der Gerechtigkeit, welche die Gott zugefügten Verunehrungen wiedergutmacht und die verletzte Ordnung wiederherstellt. Als Formen der Sühne kommen vor allem in Betracht eigentliche Sühnegebete, die Gebete der heiligen Stunde, das Herz-Jesu-Fest, öffentliche Sühneandachten und Sühneprozessionen, Sühnemessen, Sühnekommunionen, persönlich sühnende Opfer- und Tugendakte, besonders das heroische Selbstopfer jener Gläubigen, die ihr ganzes Leben der sühnenden Verehrung Christi weihen, auch in Sühnegemeinschaften. Es gibt Sühneschwestern; sie wissen, was Sühne bedeutet. Besonders wertvoll ist das Sühneleiden und das sühnende Leidensapostolat als Leidensgemeinschaft mit Christus. Wir können es selbst üben, indem wir unsere Leiden, Schmerzen aufopfern: Ich will diese Leiden tragen, mein Jesus, in Verbindung mit deinem sühnenden Leiden, für meine Schuld und für die Schuld der Menschheit.

Wir sollen und wollen Christus, unserem Gott, dienen ohne Berechnung, ohne Erwartung von Wiedervergeltung. Aber wir können und wollen ihn nicht hindern, uns mit seinen Gaben zu beschenken. Die heilige Margareta Maria Alacoque empfing eine Anzahl von Verheißungen Jesu für die Verehrer seines Herzens. Erstens: Ich werde ihnen alle ihrem Stande notwendigen Gnaden geben. Zweitens: Ich werde ihren Familien den Frieden geben. Drittens: Ich werde sie in ihrem Leid trösten. Viertens: Ich werde ihnen im Leben und im Tode eine Zuflucht sein. Fünftens: Ich werde allen ihren Unternehmen meinen Segen spenden. Sechstens: Die Sünder werden in meinem Herzen eine unerschöpfliche Quelle des Erbarmens finden. Siebtens: Die lauen Seelen werden eifrig werden. Achtens: Die eifrigen Seelen werden rasch zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit aufsteigen. Neuntens: Ich werde die Häuser segnen, in denen das Bild meines Herzens aufgestellt und verehrt wird. Zehntens: Ich werde den Priestern die Macht geben, auch verhärtete Herzen zu beugen. Elftens: Die Namen derer, die diese Andacht verbreiten, sollen in meinem Herzen eingeschrieben sein und nie daraus

gelöscht werden. Zwölftens: Ich werde meinen Gnadengaben kein Maß und keine Grenzen setzen für alle, die sie in meinem Herzen suchen.

Die Herz-Jesu-Verehrung, meine lieben Freunde, hat ihre Geschichte. Hauptsächlich dank der Kreuzzüge und der Christumystik des heiligen Bernhard von Clairvaux kam die Anbetung der Wunden Christi auf. Sie war eine gewisse Vorläuferin der Verehrung des Herzens Jesu. Ich will es mir nicht versagen, das Lied zu zitieren, das man in meiner Heimat singt: „Herr, ich küsse deine Füße, deiner heiligen Hände Mal. Hast die Wunden ja empfunden, auch für meiner Sünden Zahl! Voller Treue und mit Reue über meine Missetat küsst ich heute jene Seite, die man dir geöffnet hat. Und in Demut und mit Wehmut sei dein heiliges Haupt geküsst, das verhöhnet, dorngekrönt voller Blut und Wunden ist.“ Von da an entwickelte sich die Herz-Jesu-Verehrung in den mystischen Seelen: Tauler, Seuse und wie sie alle heißen, diese Mystiker, und hat ihren Gipfel erreicht in den Christusvisionen der heiligen Margareta Maria Alacoque im 17. Jahrhundert. Auf sie geht das Herz-Jesu-Fest zurück, auf sie geht der Herz-Jesu-Freitag zurück. Freilich hat sie diese Weisungen vom Herrn, vom dornengekrönten Herrn empfangen. Im Leben Jesu, meine lieben Freunde, des eingeborenen Sohnes Gottes, gibt es keinen Zufall. Vielmehr waltet über ihm die weise Vorsehung des himmlischen Vaters. Und so wollte Gott, dass sein Eingeborener am Kreuze von des Soldaten Lanze durchbohrt wurde, damit sein geöffnetes Herz Ströme des Erbarmens und der Gnade auf uns ergieße. Dieses Herz, in dem die Glut der Liebe nie erlischt, sollte den Frommen eine Stätte der Ruhe, den Büßenden eine rettende Zuflucht sein. Wenn irgendwo, so ist hier die Heimat der Menschen, der Ort, wo sie Ruhe finden für ihre Seelen. Nur durch sein Herz kann man Christus und seine Lehren verstehen. Denn das Herz ist das Symbol und das Organ der Liebe. In der Herz-Jesu-Litanei findet sich die Anrufung: „Heiligstes Herz Jesu, du Feuerherd der Liebe, erbarme dich unser.“ Der hat die größte Liebe, der ohne Grund liebt, der zuerst liebt, der mit voller Liebe liebt, der bis zum Tode liebt; das ist die Liebe unseres Heilandes. Einst erschien dem Kaiser Konstantin bei der Schlacht an der Milvischen Brücke das Kreuz als Unterpfand des Glaubens und als Zeichen des Sieges. Heute steht ein anderes Zeichen vor unseren Augen, ein Zeichen der Hoffnung, ein glückverheißendes, ganz göttliches Zeichen: das heiligste Herz Jesu, von Flammen umgeben, mit Dornen verziert. Dort hinein, meine lieben Freunde, müssen wir unsere Hoffnung versenken. Dort müssen wir unser Heil erleben. Dort müssen wir unsere Hilfe erbitten.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Kampf um Gott

17.06.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Geschichte der Menschen ist erfüllt mit dem Kampf um Gott. In der Neuzeit hat dieser Kampf eine besondere Dimension angenommen. Seit dem 17. Jahrhundert erhob sich die Irrlehre des Deismus. Danach hat Gott zwar die Welt erschaffen, aber sich dann zurückgezogen. Seitdem überlässt er die Welt ihrem Schicksal. Anders, so sagen die Deisten, sind persönliches Leid und Unglück, Konflikte und Katastrophen, die auch und manchmal besonders die Armen, Schwachen und Unschuldigen treffen, nicht zu erklären. Ein lenkender und liebender Gott würde so etwas niemals zulassen. Das sind schwere Vorwürfe gegen Gott, Vorwürfe, die manchem den Glauben an Gott genommen haben. Aber damit nicht genug. Das 19. Jahrhundert war die Zeit der offenen und weit verbreiteten Gottesleugnung. Der Anfang wurde gemacht von dem Schriftsteller oder Philosophen Ludwig Feuerbach. Nach ihm ist Gott das Ergebnis psychologischer Bedürfnisse des Menschen. Der Mensch projiziert seine ihm zunächst unerreichbaren Wünsche und Ideale, Sehnsüchte und Hoffnungen in eine höhere Welt, nennt diese Gott und bringt ihr Anbetung entgegen. Die Idee Gottes lebt nach dieser Ansicht vom Unglück und vom Elend dieser Welt. Werden diese beseitigt, kommt das Glück, dann verschwindet der Glaube. Diese Gottesleugnung macht auf viele Menschen, die in dürftigen und unglücklichen Verhältnissen leben, starken Eindruck. Vor allem die Arbeiterklasse hat sich zum Teil diesen Aufstellungen zugewandt. Ihr Führer war Karl Marx. Er hat sich an Feuerbach angeschlossen. Die Marxisten erklären die Gottesvorstellung als Entfremdung. Die Menschen projizieren nach ihrer Ansicht auf etwas Imaginäres, sie Entfremdendes, was sie dann Gott nennen, ihre Bedürfnisse, Ängste und Enttäuschungen. Nicht umsonst steht auf einem Standbild in Nürnberg: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde.“ Das ist die marxistische Auffassung. Die Religion ist nach diesen Leuten die erste und eigentliche Feindin der Menschheit. Sie ist der Vampir, der ihre besten Kräfte aussaugt. Marx stammt aus einer jüdischen Familie. Nachdem er den Glauben an die Ankunft des Messias verloren hatte, suchte er das messianische Reich in der Politik. Wenn man die sozialökonomischen Beziehungen verändert, wenn man die klassenlose Gesellschaft herbeiführt, dann verschwindet Gott von selbst und hört die Religion auf. Dass er widerlegt worden ist, zuletzt durch die Entwicklung in Russland, ist eine andere Frage. Aber diese Thesen haben auf viele Menschen einen starken Eindruck gemacht. Für diese Gottesleugner ist die Ablehnung Gottes, der Atheismus, nicht das Ergebnis einer geistigen Auseinandersetzung, sondern ein unbewiesenes Postulat, eine Forderung, von der auszugehen ist. Für diese Ideologen gibt es einfach keinen Gott, nicht, weil sie durch Überlegung zu diesem Ergebnis gekommen sind, sondern weil es ihn nicht geben darf. Gott ist für sie ein unbewiesenes Apriori, aber ihre Lehre erst recht. Auf diese Weise suchte auch Friedrich Nietzsche mit dem Glauben fertig zu werden. Gott bedeutet, nach ihm eine Einengung des Menschen; daher darf er nicht existieren. Er geht gegen den Geschmack. Seitdem er tot ist, sind dem Menschen alle Horizonte frei. Ähnlich argumentierte Michael Bakunin, der Anarchist. Er erklärte, wenn es Gott gibt, dann ist der Mensch ein Sklave. Der Mensch muss aber frei sein, also gibt es keinen Gott.

Was können wir, meine lieben Freunde, wir Gottesgläubigen, den Leugnern der Existenz Gottes entgegen? Zu der Überzeugung von der Wirklichkeit Gottes führen mannigfache Wege. Der Mensch ist nach seinem ganzen Sein von Gott her und auf Gott hin geschaffen. Er ist innerlichst bestimmt durch seine Herkunft von Gott. Dieser Sachverhalt spiegelt sich auch in seinem Bewusstsein. Er macht sich geltend als Drang, als Ahnen, als religiöser Trieb, wenn auch schwach und undeutlich. Die innerste Seinsverfasstheit leuchtet beim unverbildeten und unverdorbenen Menschen irgendwie im Bereich der Seele und des Geistes auf. Es gibt eine religiöse Naturanlage, ein Organ, mit dem er nach Gott auslangt. So erklärt sich, warum der Mensch nicht bei den Herrlichkeiten der Welt und des menschlichen Lebens stehenbleibt, warum er sich nicht mit dem Wissen um die Geschlechterfolge begnügt, warum er nach dem Sinn und Grund des Lebens fragt, nach dem letzten Sinn und Grund. Im Menschen ist eine geheimnisvolle innere Kraft, die ihn zu Gott hintreibt. Es ist die Sehnsucht, die mit der von Gott herkommenden und auf Gott hin geschaffenen menschlichen Natur wesenhaft gegeben ist. Sie äußert sich in Redewendungen, die man manchmal hört: Es muss doch etwas geben; es kann doch nicht alles sinnlos sein.

Die Vorstellung von Gott ist allgemein verbreitet. Die Religionsgeschichte zeigt, dass es ein Volk ohne Gott noch nicht gegeben hat. Die Gottheit als Mittelpunkt der Religion begegnet uns bei allen Völkern und zu allen Zeiten, nur wechselt die Art, wie die Menschen sich die Gotteswirklichkeit vorstellen. Die Gottesvorstellung stützt sich und ergibt sich aus der Uroffenbarung, hat sich durchgehalten durch die Generationen, durch die Zeiten. Sie stützt sich auch auf Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse. Mit Staunen, meine lieben Freunde, und Bewunderung stehen wir vor den erhaltenen Zeugnissen des Gottesglaubens bei den Völkern der Antike. Die Archäologie liefert uns die Beweise: Es hat noch kein Volk ohne Gott gegeben. Die Ägypter sahen das Göttliche in den fruchtbaren lebensschaffenden Naturkräften, vor allem in der Sonne. Den Assyrern enthüllte sich Gott im Sieg der Ordnung über das Chaos. Und die Perser fanden Gott in der lichten, guten Macht, die gegen das dunkle, finstere Böse angeht. Herrliche Zeugnisse der religiösen Naturanlage in den alten Völkern.

Die Menschen aller Zeiten haben auch nachgedacht über den ersten Ursprung des Seins und über das letzte Ziel. Doch kann man vernünftig, der Wirklichkeit angepasst über Gott nur reden, wenn Gott zuerst über sich selbst zum Menschen redet. Das hat er in der Tat getan. Gott hat zum Menschen gesprochen, und zwar auf zwei wesentlich verschiedene Weisen: durch das Werk der Schöpfung und durch die Offenbarung. Gott drückt in der Schöpfung seine Macht, seine Freiheit, seine Schönheit, seine Herrlichkeit und seine Majestät aus. Er stellt sich in der von ihm geschaffenen Welt wie in einem schwachen Abbild, wie in einem schwachen Spiegelbild selbst dar, so dass durch die Welt das von Gott Verborgene offenbar, das Unsichtbare sichtbar wird. Das Wort, das Gott an den Menschen richtet, dieses Wort wird gehört in der religiösen Erfahrung. Am Menschen, an den Dingen, an den Geschehnissen kann Gott erfahren werden als der, der in allem wirkt und waltet, als die eigentliche bleibende Wirklichkeit und Macht, als der unvergängliche Wert, als der unbedingt Fordernde und Verpflichtende, als der Andersartige, Geheimnisvolle, Heilige. Die vorwissenschaftliche Gotteserfahrung kann durch die Vernunft gedeutet, gehört, bestimmt und gerechtfertigt werden. Es gibt Gottesbeweise. Die wissenschaftliche Gotteserkenntnis beweist das Dasein Gottes aus den Werken Gottes. Die Gottesbeweise beruhen auf den Grundprinzipien des Seins und des Denkens, der Gesetze vom Widerspruch, vom ausgeschlossenen Dritten, vom hinreichenden Grunde, von der Kausalität. Die Beweise nehmen ihren Ausgang vom Sein und Wert der Welt. Sie fassen beides in seiner Begrenztheit. So kommen sie zu dem Ergebnis: Die Welt ist so verfasst, dass sie ohne die Annahme der Existenz Gottes nicht erklärt werden kann. Ein aufmerksamer Blick in die Natur, in die Geschichte und in das eigene Selbst führt dazu, Gottes Existenz herauszufühlen und zu finden. Die Freude an der Schönheit der Natur und das Staunen bzw. das Entsetzen über ihre Kraft kann den Menschen zu Gott hinführen. Aus der geschaffenen Macht und Schönheit kann die ungeschaffene Macht und Schönheit des Schöpfers erschlossen werden. Die bekanntesten Beweise schließen so: aus der erfahrungsmäßigen Existenz irgendeines Seins auf das Sein, das seinen Grund in sich selbst hat, das *ens a se*, wie schon die Griechen sagten, aus dem zufälligen Sein auf das absolut notwendige Sein, aus den Stufen des Seins auf das unendliche Sein, aus der Bewegung auf den unbewegten Beweger, aus der Ordnung der Welt auf den unendlich weisen und mächtigen Weltbaumeister, aus dem naturnotwendigen Drang des

Menschen nach dem Vollkommenen, Wahren und Guten auf das unendlich wahre und gute Wesen und aus dem Gewissen auf den obersten Gesetzgeber. Ein anderer Beweis geht von der Sozialnatur des Menschen aus. Der Mensch ist ja auf die Gemeinschaft angewiesen, hat einen wesenhaften Bezug zu der Gemeinschaft. Und dieser Gemeinschaftsbezug findet seine reelle Erklärung, Sinnerfüllung und Sicherung nur, wenn das letzte Du des Menschen der unwandelbare, ewige personale Gott ist, in dem alle irdische Gemeinschaft verankert ist. Nur in Gott und durch Gott gewinnt der Mensch jene Selbstlosigkeit, jene Bereitschaft zum Gehorsam und zur dienenden Hingabe, ohne welche eine Gemeinschaft dauernd nicht bestehen kann. Nur durch Gott besitzt das menschliche Du jene unzerstörbare personale Würde, die selbst dann bleibt, wenn der Mensch versagt.

Gott hat aber nicht nur durch die Schöpfung zum Menschen gesprochen, sondern auch durch die Offenbarung. Er hat sich in einer Weise an die Menschen gewandt, die über die Selbsterschließung in der Schöpfung hinausgeht. Er hat ein Wort an die Menschen gerichtet, in dem sich eine Wirklichkeit erschließt, welche die Möglichkeiten der Schöpfung übersteigt. Auch diese Selbsterschließung ist zwar an die Formen und Ausdrucksmöglichkeiten der Welt gebunden – sie muss an sie gebunden sein, denn sonst würden wir sie nicht verstehen –, Gott erschließt sich in Vorgängen und Zeichen, in Sinnbildern und Wortgestalten, die der Welt entnommen sind, aber er erfüllt sie mit einem anderen Inhalt, mit dem Inhalt, den uns die Offenbarung zugänglich macht. Die übernatürliche Offenbarung stammt unmittelbar von Gott. Die durch sie gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen steigen nicht aus dem Innern des Menschen empor, sie sind nicht der menschlichen Intuition zu verdanken, sondern der gnädigen Einwirkung Gottes auf den Menschen, der die Propheten, die von Gott berufenen Männer und Frauen, in seiner Weise belehrt und führt. Gottes Existenz lässt sich mithin auch aus übernatürlichen Tatsachen beweisen. Der Mensch schließt aus den historisch feststehenden übernatürlichen Tatsachen, berichtet im Alten und Neuen Testament, auf eine überweltliche, heilige, mächtige und weise Ursache. Sie muss für einige dieser Tatsachen ein unendliches Wesen sein, weil sie die zukünftigen freien Handlungen sicher vorherweiß und weil sie ohne Aufhebung der Freiheit unfehlbar lenken kann.

Ein eindrucksvoller Hinweis auf die Existenz Gottes ist die Tatsache, dass die Verweigerung der Hingabe und der Unterwerfung unter Gott die Zerstörung des Menschen und der Welt nach sich zieht, also ein menschenunwürdiges Leben heraufbeschwört. Wenn Gott für den Menschen bedeutungslos wird, dann verliert er seine Orientierung. Die Orientierungslosigkeit bezieht sich auf das Leben des Geistes, des Willens und des Gefühles. Der orientierungslos gewordene Mensch weiß nicht mehr, woher er kommt und wohin er geht. Er lebt in der transzendentalen Obdachlosigkeit, in der radikalen Sinnlosigkeit und Absurdität der Welt und des menschlichen Verhaltens. In diesem Sinne sagt der atheistische Philosoph Jean-Paul Sartre: Der Mensch ist eine sinnlose Leidenschaft. Der gottlos gewordene Mensch verfällt der Selbstsucht, der Lüge und dem Hass. Wenn Gott nicht den Menschen garantiert, vermag keine Philosophie und keine Rechtsordnung sein Leben und seine Unantastbarkeit zu verbürgen. In der Politik und in der Rechtswissenschaft ist häufig die Rede von der Würde des Menschen. Meine lieben Freunde, diesen Deklamationen fehlt die Begründung. Woher kommt denn diese Würde? Es wird nicht gesagt, worin die Würde begründet ist. Sie ist aber – und das wissen wir aus unserem Glauben – begründet in der Gottebenbildlichkeit, weil der Mensch nach Gottes Bild geschaffen ist und weil Gott ihn garantiert. Wenn diese Begründung der Gottebenbildlichkeit entfällt, dann bleiben nur kraftlose Redensarten von der Menschenwürde. Sie sind nicht mehr wert als das Papier, auf dem sie geschrieben sind. Die Gottlosigkeit zerstört nicht nur den einzelnen Menschen, sondern auch die Gemeinschaft, denn sie beraubt den Menschen seiner Würde. Der seiner göttlichen Würde beraubte Mensch sinkt auf die Stufe der Sache, des Menschenmaterials herab und wird als solche behandelt, gebraucht und verbraucht. Von Josef Stalin wird berichtet, dass ihn die Millionen Verluste der sowjetischen Armeen und der Zivilbevölkerung völlig unberührt ließen. Ihm war nur daran gelegen, eine Stadt zu halten oder wiederzuerobern.

Indem sich der Mensch von Gott freimacht, gerät er in eisige Einsamkeit. Er geht der Geborgenheit verlustig; er verliert den letzten Sinn des Daseins; er muss im Angesicht einer letzten Sinnlosigkeit leben, d.h. der Gottlose wird Nihilist. Er verliert sein wahres Selbst – Gottverlust ist Selbstverlust. Friedrich Nietzsche hat diese Lage des Menschen beschrieben: Du wirst niemals mehr beten, niemals

mehr anbeten, niemals mehr in endlosem Vertrauen ausruhen. Du hast keinen fortwährenden Wächter und Freund für deine sieben Einsamkeiten. Es gibt für dich keinen Vergelter, keine verbessernde letzte Hand mehr. Deinem Herzen steht keine Ruhestatt mehr offen. Mensch, in alledem willst du entsagen? Wer wird dir die Kraft dazu geben? Noch hatte niemand diese Kraft.

In der durch Gott nicht mehr gebundenen Gemeinschaft ist der Mensch den Mächten des Hasses und der Selbstsucht ausgeliefert. Er wird zum Raubtier. Das Untermenschentum ruft nach der Diktatur, durch welche die einander bekämpfenden und vernichtenden menschlichen Raubtiere gebändigt werden. Die Diktatur wiederum ruft nach dem Revolutionär, der die Versklavung abzuschütteln versucht. So wächst das Verhängnis unabsehbar weiter. Der Mensch braucht Gott, um Mensch zu bleiben und nicht zum Unmenschen zu entarten. Angesichts der Schrecken dieser Welt ist schon manchem Menschen die Einsicht gekommen: Es geht nicht ohne Gott, ohne den Glauben an Gott, ohne den Gehorsam gegen Gott. Der sozialdemokratische Politiker Carlo Mierendorff befand sich von 1933 bis 1938, fünf Jahre, im Konzentrationslager Buchenwald. Als er herauskam, sagte er einem Freund: „Ich bin als Atheist in das KZ gekommen. Nach dem, was ich dort erlebt habe, verlasse ich es als gläubiger Christ. Es ist mir klargeworden, dass ein Volk ohne metaphysische Bindung, ohne Bindung an Gott weder regiert werden noch auf die Dauer blühen kann“ – so Carlo Mierendorff.

In der Gottlosigkeit wird auch die Erde zerstört, die dem Menschen als Stätte der Wohnung, der Nahrung und der Kleidung dienen soll. Die Gottlosigkeit entfesselt im Menschen die Instinkte der Zerstörung. Die Zerstörung, die der Mensch an der Welt, an der Erde verübt, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Sie ist ein irreversibler Prozess. So besteht die Gefahr, dass die gottlos gewordene Menschheit auf der Erde nicht mehr in hinreichendem Maße findet, was sie zum Wohnen, Kleiden und Ernähren braucht. Solche Feststellungen sind nicht das Ergebnis spekulativer Überlegungen, sie werden durch die Geschichte selbst bewiesen. Die Erfahrung der Geschichte stellt einen mittelbaren Gottesbeweis dar.

Meine lieben Freunde, Gott kann durch die menschliche Vernunft aus den geschaffenen Dingen erkannt werden. Wir besitzen die Fähigkeit, Wege ausfindig zu machen, die zu Gott hinführen. Aus der Betrachtung der Schöpfung lassen sich gültige Gründe für das Dasein Gottes namhaft machen. Und der Mensch ist auch nicht blind für die Möglichkeit, Gott zu finden. Er hat eine innere Befähigung für Gott bewahrt. Er vermag Gott mit der ihm verbliebenen Fähigkeit zu erkennen. Der Atheismus kann sich bemühen, wie er will, er wird nie beweisen können, dass der Glaube an Gott falsch und er selbst wahr ist. Die Behauptung eines wissenschaftlichen Atheismus ist eine widersinnige Annahme. Ich habe es 1952 in der DDR, wo ich damals tätig war, erlebt, wie ein junger Mann zu mir ins Pfarramt kam, er wolle aus der Kirche austreten, er habe jetzt eine wissenschaftliche Weltanschauung, nämlich den Marxismus. Niemand kann behaupten, er wisse im eigentlichen Sinne, dass Gott nicht existiert. Es gibt keinen Beweis für die Behauptung, dass Gott nicht existiert. Die Grenzen der Wissenschaft dürfen nicht mit den Grenzen unserer Existenz überhaupt verwechselt werden. Das wäre ein Missverständnis der Wissenschaft. Wo Wissenschaft den Anspruch erhebt, die Grenzen menschlicher Erkenntnis auszuschöpfen, wird sie unwissenschaftlich. Niemand kann die Totalität des Seins und seine Bedingungen experimentell erfassen. Der Atheismus, meine lieben Freunde, ist nicht das Ergebnis wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern eine irrationale Glaubensauffassung. Sie verlangt von der Vernunft größere Opfer als der Glaube an Gott. Es gibt nur für denjenigen keinen Gott, der ihn nicht sucht. „Fange nur an, ihn zu suchen, und schon ist er in dir und du bist in ihm“, schrieb einmal der russische Schriftsteller Leo Tolstoi. Der große Naturforscher Francis Bacon erklärt am Ende seines Lebens: „Ein bisschen Philosophie kann von Gott entfernen, aber viel Philosophie führt zu ihm.“ Wir Gläubigen, meine lieben Freunde, brauchen nicht besorgt zu sein, dass die Religion zu Ende ginge. Die Christenheit hat eine Reihe von Umwälzungen durchlaufen, und in jeder dieser Revolutionen hat man es totgesagt, ist es angeblich gestorben. Jedes Mal aber ist das Christentum wieder auferstanden, denn es besitzt einen Gott, dem der Weg aus dem Grabe vertraut ist.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die heiligmachende Gnade

24.06.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Kommunionvers der heutigen heiligen Messe lesen wir: „Eines nur erbat ich mir vom Herrn, nur dies begehre ich: im Hause des Herrn zu weilen alle Tage meines Lebens.“ Die Frommen des Alten Bundes waren von großer Dankbarkeit und Sehnsucht nach dem Tempel erfüllt. Der Tempel war ihnen der Bürge der Nähe Gottes. In der ersehnten Nähe zum Hause Gottes drückte sich ihre Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott selbst aus. Paulus korrigierte in Athen die verbreitete Ansicht, dass Gott in Tempeln wohne, die von Menschenhänden gemacht sind. „Nein“, sagte er, „Gott hat die Welt und alles was in ihr ist geschaffen. Er gibt allem Leben, Odem und alles. Und er ist nicht ferne einem jeden von uns. In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“ Seit der Menschwerdung des LOGOS, des Sohnes Gottes, kann die Gegenwart Gottes erfahren und die Gemeinschaft mit Gott gewonnen werden durch den Anschluss an den auf Erden erschienenen Gottessohn, durch den Glauben an ihn. Christus nannte das von ihm gebrachte neue Leben der an ihn glaubenden Menschen eine Wiedergeburt, eine neue Geburt aus Gott. Dem Nikodemus erklärte er: „Wer nicht wiedergeboren wird aus Wasser und Geist, der kann das Reich Gottes nicht erben.“ Die Apostel meinten dasselbe, wenn sie von einer neuen Schöpfung sprachen – *Kaine ktisis* heißt es im griechischen Text, eine neue Schöpfung ist der Mensch, der in Christus ist. Er hat eine Geburt aus Gott erfahren. Er ist vom Samen Gottes. Und deswegen sind die Christen, die getauften Christen Kinder des Vaters, lebendige Glieder am Leibe Christi, besiegelt mit dem Heiligen Geiste, der göttlichen Natur teilhaftig, Erben Gottes. Alle diese Bezeichnungen sind richtig und sagen etwas Wichtiges aus.

Wir sind gewohnt, von der heiligmachenden Gnade zu sprechen. Wir wissen, was die heiligmachende Gnade ist. Sie heißt so, weil sie uns heilig, d.h. Gott wohlgefällig macht. Sie ist das übernatürliche Leben der Seele. Wenn wir den Begriff heiligmachende Gnade definieren wollen, dann müssen wir sagen: Die heiligmachende Gnade ist eine geschaffene übernatürliche Wirklichkeit, die der Seele von Gott eingegossen wird und als Seinsbeschaffenheit oder Qualität ihr bleibend anhaftet. Ich wiederhole noch einmal diese Definition: Die heiligmachende Gnade ist eine geschaffene übernatürliche Wirklichkeit, die der Seele von Gott eingegossen wird und als Seinsbeschaffenheit oder Qualität ihr bleibend anhaftet.

Die nächste formale Wirkung der heiligmachenden Gnade, die zum Menschen kommt, ist die bleibende übernatürliche Heiligkeit, Gerechtigkeit und Schönheit der Seele. Wenn wir eine Wirklichkeit verstehen wollen, ist es immer nützlich, sich die Abweichungen davon, die Verirrungen davon vorzustellen, und die finden wir ja in reichem Maße bei den Glaubensneuerern des 16. Jahrhunderts. Für Luther ist die heiligmachende Gnade nichts anderes als die Huld Gottes, also die gnädige Gesinnung Gottes; im Menschen ändert sich nichts. Die heiligmachende Gnade ist für Luther die Zudeckung der Sünde, nicht die Wegnahme der Sünde, sondern die Zudeckung; sie ist also weiter da. Die heiligmachende Gnade ist für Luther die forensische Gerechterklärung, die forensische Gerechterklärung. Der Mensch wird gerecht erklärt, obwohl er es gar nicht ist. Im begnadeten Menschen, meine lieben Freunde, das ist die katholische Lehre, im begnadeten Menschen findet nicht bloß ein Gesinnungs-



wandel, sondern ein Seinswandel statt. Im Sein des Menschen ändert sich etwas, nicht nur in der Gesinnung oder auch nur in der Gesinnung Gottes. Weitere Formalwirkungen der heiligmachenden Gnade sind die Gotteskindschaft, die Freundschaft Gottes, die Einwohnung des Heiligen Geistes. Die Teilnahme am Gotteswesen bedeutet eine Verbundenheit mit Gott. Sie bedeutet sodann eine Verähnlichung mit Gott. Es entsteht eine übernatürliche Gottebenbildlichkeit. Gott gestaltet im benedeten Menschen sein eigenes dreipersönliches Leben, soweit dies die Endlichkeit des Geschöpfes zulässt. Unsere Seele trägt ein wahres, vollendetes Ebenbild Gottes. Das göttliche Leben ist Lebensgemeinschaft mit dem verklärten Christus, Teilnahme am dreipersönlichen Leben Gottes, Verwandlung der menschlichen Natur, Freundschaft mit Gott, Gemeinschaft mit dem Heiligen Geist. Jawohl, der Heilige Geist bringt uns die heiligmachende Gnade und er zieht zugleich mit ihr in die Seele ein, um darin zu wohnen. „Wisst ihr nicht“, fragt Paulus die Korinther, „dass ihr Gottes Tempel seid und dass der Geist Gottes in euch wohnt?“ Der Gerechtfertigte ist Träger des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist ist die personhafte himmlische Kraft, den die Christusgläubigen infolge der Freigebigkeit des himmlischen Vaters als eine kostbare Gabe besitzen. Jawohl, der Besitz des Geistes gehört zur normalen christlichen Existenz. Die Christen sind Geisträger. Das unterscheidet sie von denen, die nicht in der heiligmachenden Gnade leben.

Die heiligmachende Gnade hat sodann eine übernatürliche Gefolgschaft, in erster Linie die drei eingegossenen göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe. Unser Erkenntnis- und Willensvermögen wird innerlich vergöttlicht und auf Gott hin gerichtet. Im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe strecken wir uns durch Christus im Heiligen Geist dem Vater entgegen. Der Glaube als eingegossene Tugend, also als Geschenk Gottes, ist eine von Gott gegebene Befähigung des Erkenntnisvermögens, die in der Offenbarung geschehene Selbstmitteilung Gottes zu verstehen und zu bejahen. Durch die eingegossene Tugend der Hoffnung wird jene Haltung, in der wir uns der Zukunft entgegenstrecken, christusförmig. Wir hoffen auf das, was Christus uns versprochen hat: Vergebung der Sünden, die Gnade und die ewige Seligkeit. Und die eingegossene Tugend der Liebe durchströmt den Menschen mit der Liebe, die Gott ist. Der Gerechtfertigte ist eine Epiphanie der himmlischen Liebe. Seine neue Existenz ist von der Liebe geprägt.

Die heiligmachende Gnade bringt uns auch eine Vermehrung der sittlichen Tugenden, also Gerechtigkeit, Tapferkeit, Keuschheit. Die eingegossenen sittlichen Tugenden befähigen den Menschen, sein Leben in Christus jeweils so zu vollziehen, wie es die Christusverbundenheit verlangt. Das Verhalten bekommt dadurch ein christliches Gepräge, dass es in der Gemeinschaft mit Christus vollzogen wird.

Zu der Begleitschaft der heiligmachenden Gnade gehören auch die sieben Gaben des Heiligen Geistes. Das sind bleibende Zuständlichkeiten, durch die der Mensch befähigt wird, den göttlichen Einsprechungen und Erleuchtungen leicht und schnell zu folgen. Die Gaben des Heiligen Geistes geben uns ein besonderes Gehör für Gott, ein besonderes Gespür für Gott, für seine Stimme, für seine Hand.

Nun haben die heiligmachende Gnade und ihre Gefolgschaft bestimmte Eigenschaften. Sie sind ungewiss, ungleich und verlierbar. Ungewissheit, Ungleichheit und Verlierbarkeit sind Eigenschaften der heiligmachenden Gnade. Die heiligmachende Gnade ist ungewiss. Das hängt damit zusammen, dass wir die Glaubensgewissheit von der Lehre nicht auf das Verhalten des Menschen übertragen können. Wir dürfen die Glaubensgewissheit von der Rechtfertigungslehre nicht auf unsere persönlichen Leistungen ausdehnen. Ohne besondere Offenbarung ist es niemandem mit Glaubensgewissheit gewiss, dass er gerettet ist und dass er im Stande der heiligmachenden Gnade ist. Die heiligmachende Gnade kann nicht mit den Sinnen des Körpers und nicht mit den Augen des Geistes wahrgenommen werden. Wir können sie nicht berühren, nicht betasten; sie ist unanschaulich. Das ist vielleicht ein Kummer, den wir haben, denn wir möchten die heiligmachende Gnade fassen, greifen, erleben. Die Gnade als Ausfluss der göttlichen Güte teilt ihre Unanschaulichkeit mit der Unanschaulichkeit Gottes. Gott hat niemand gesehen, Gott kann niemand schauen in diesem Pilgerstande, so lehrt die Heilige Schrift. Und davon ist auch die heiligmachende Gnade geprägt. Es ist eine Wesenseigenschaft Gottes, dass er vom Menschen im Pilgerstand nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden kann. Er kann auch nicht mit dem Geiste begriffen werden. Er ist unbegreiflich, und das macht seine Göttlichkeit

aus. Ebenso wenig ist dies bezüglich der Gnade möglich. Gott und sein Wirken, seine Führung und seine Geschenke sind dem Menschen zugänglich und erreichbar, aber nicht auf natürlichem Wege, sondern nur durch die übernatürliche Sehkraft des Glaubens. Es muss so sein, meine Freunde, es muss so sein. Wenn die heiligmachende Gnade nicht unanschaulich wäre, dann könnten wir uns ihrer bemächtigen, wir könnten sie messen, wiegen, einfangen. D.h. Gott geriete in Abhängigkeit, in die Verfügbarkeit von Menschen, und dann er hörte auf, Gott zu sein. Nein, das christliche Leben verläuft in der Spannung von Gewissheit und Ungewissheit. Die Furcht bewahrt die Liebe vor Sorglosigkeit, die Liebe bewahrt die Furcht vor Verzweiflung. Eine gut begründete, normale moralische Gewissheit von der Gnade ist dagegen möglich. Sie ist nicht ausgeschlossen, sie ist vielmehr gefordert. Wir dürfen darauf vertrauen, dass wir im Gnadenstande sind. Worauf gründet sich dieses Vertrauen? Auf die Zusage Christi und auf die Früchte des Geistes. Wie ein Mensch sich verhält, daraus kann man schließen, ob er im Gnadenstande ist. Paulus hat uns ja in den Lasterkatalogen die Verhaltensweisen angegeben, die vom Gnadenstand ausschließen. Trunksüchtige, Unkeusche, Mörder, Habsüchtige, das sind Menschen, die fern der heiligmachenden Gnade leben. Aber es gibt eben Zeichen der Christusgemeinschaft, der heiligmachenden Gnade, eben die Befolgung der Gebote Gottes, die Ergebung in Gottes Willen, die Furcht vor der Sünde, vor allem aber die opferbereite Liebe. Jawohl, man kann an diesen Zeichen erkennen, dass jemand im Gnadenstande ist.

Die heiligmachende Gnade ist auch ungleich. Gott ist in seiner Schenkungs Liebe frei. Er kann dem einen mehr, dem anderen weniger geben. In seiner unergründlichen Weisheit und Gerechtigkeit verteilt er die Gnade so, wie er will. Die Empfängnisbereitschaft spielt natürlich auch eine Rolle, ob einer bereit ist, die Gnade aufzunehmen, ob er die Disposition hat für die Gnade. Dem Wesen nach ist der Gnadenstand bei allen gleich, aber nach dem Grade der Verwirklichung ist er verschieden. Die Teilnahme am Heilsmysterium ist deswegen verschieden, weil die Aufnahmefähigkeit des einzelnen Menschen verschieden ist. Der Intensitätsgrad der Aufnahme hängt von dem Maß an Aufgeschlossenheit für Gottes Wirken ab.

Die heiligmachende Gnade ist verlierbar. Luther und Calvin behaupteten das Gegenteil. Calvin erklärte: Die Rechtfertigungsgnade ist unverlierbar. Und Luther sagte: Sie ist nur verlierbar durch den Unglauben, also alle anderen Sünden trennen nicht von Gott, trennen nicht von der heiligmachenden Gnade. Das war eine Botschaft, die die Menschen gern hörten, aber sie ist falsch. Der katholische Glaube lautet anders. Die heiligmachende Gnade ist verlierbar und wird tatsächlich durch jede schwere Sünde verloren. Der Gerechtfertigte kann sündigen. Die Christusgemeinschaft, die heiligmachende Gnade, ist gefährdet durch die Versuchungen der Welt und durch die Versuchlichkeit in der eigenen Brust. Die Formen der selbstherrlichen Welt drängen sich in die Augen und in die Herzen der Gerechtfertigten. Sie bilden für sie eine immerwährende Versuchung, mehr an die Erde zu glauben als an den Himmel. Die Versuchung durch die Herrlichkeit der Welt verbindet sich mit der Versuchlichkeit des Menschen.

Wenn der Mensch die heiligmachende Gnade verliert, kann er sie wiedergewinnen. Sie wird wiedererlangt durch den reumütigen Empfang des Bußsakramentes oder durch eine vollkommene Reue. Der normale Weg, wieder in die Gnadengemeinschaft mit Gott zu kommen, ist die reumütige Beicht. Es kann aber Umstände und Zeiten geben, unter denen die Ablegung der Beicht nicht möglich ist. Der Sünder muss dann nicht im Zustand der schweren Sünde verharren. Er kann in den Gnadenstand gelangen, wenn er vollkommene Reue erweckt, die Gott bewegt, die Sünden wegzunehmen und die Gnade zu spenden. Vollkommene Reue ist jene Gesinnung, die aus der vollkommenen Liebe zu Gott hervorgeht. „O Gott, dich liebt mein ganzes Herz, und dies ist mir der größte Schmerz, dass ich erzürnt dich, höchstes Gut. Ach, wasch mich rein in deinem Blut!“ – das ist die vollkommene Reue. Wer sie erweckt, kann aus dem Unrechtsstand in den Gnadenstand zurückkehren. Die Pflicht, die Sünden im Bußgericht zu bekennen, bleibt bestehen.

„Eines nur erbat ich mir vom Herrn, nur dies begehre ich: im Hause des Herrn zu weilen alle Tage meines Lebens“, so beteten die Frommen des Alten Bundes. Das Christusereignis hat die räumliche Enge des Alten Testamentes gesprengt. Die Sehnsucht und das Verlangen des Christen richten sich nicht mehr auf ein gottgeweihtes Gebäude, sondern auf einen gottgeweihten Zustand, den Stand der heiligmachenden Gnade. Die heiligmachende Gnade ist die den Menschen anhaftende innere Heilig-

keit und Gerechtigkeit, der Frieden mit Gott, die Freundschaft Gottes, die Kindschaft Gottes. Gottes Sache, meine lieben Freunde, ist es, die Gnade zu verleihen. Unsere Sache ist es, die Gnade aufzunehmen und zu bewahren. So ergeht an uns die Mahnung: „Christ, erkenne deine Würde! Da du teilhaftig geworden bist der göttlichen Natur, so kehre nicht durch ein entartetes Leben zu der Armseligkeit zurück, aus der du gehoben wurdest. Halte, was du hast!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Gottes Gebote

01.07.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott ist der Schöpfer Himmels und der Erde. Er hat seiner Schöpfung Gesetze gegeben, die sie einhalten muss, wenn sie einen gedeihlichen Verlauf nehmen will: einerseits die Naturgesetze, andererseits das Sittengesetz, die Gebote. Gebot bedeutet die verpflichtende Willensäußerung eines rechtmäßigen Oberen. Fordert das Gebot eine Unterlassung, spricht man von Verbot. Gott ist Gesetzgeber, der heilige, ewige, universale und höchste Gesetzgeber. Das Sittengesetz ist Ausdruck seines gebietenden Willens. Wenn wir von den Geboten Gottes sprechen, denken wir meistens an das Zehn-Gebote-Gesetz, an den Dekalog. Und das ist richtig, denn das Zehn-Gebote-Gesetz vom Berge Sinai ist grundlegend. Es ist die Summe des natürlichen Sittengesetzes. Es hat verpflichtende Kraft für Menschen aller Zeiten und aller Zonen. Christus hat dieses Gesetz zu dem seinen gemacht und es vertieft. Auch das dritte Gebot ist ein Naturgesetz. Der Mensch ist nämlich verpflichtet, eine bestimmte Spanne der Zeit Gott zu widmen. Im Alten Bund war das der Sabbat, im Neuen ist es der Sonntag. Die Kirche hat die Verfügung darüber, wann dieses Gebot zu erfüllen ist. Die Juden haben ihr Gesetz sehr ernst genommen. Sie haben 365 Verbote und 248 Gebote aufgestellt. Der Mensch ist zum Gehorsam gegen Gottes Gebot verpflichtet. Gehorsam ist die von der Gerechtigkeit geforderte sittliche Tugend, die geneigt macht, den Anordnungen der rechtmäßigen Obrigkeit zu folgen. Wir schulden Gott Gehorsam. Unser Gehorsam ehrt Gott. Er zeigt, dass wir ihm unterworfen sind und dass wir uns ihm unterwerfen. Der Gehorsam zeigt, dass wir ihm die zukommende Anerkennung zollen. Das Geschöpf verhält sich seinsgerecht, wenn es sich seinem Schöpfer unterordnet. Gott ist der Herr; die Menschen sind seine Diener. Die erste Pflicht ist die gewissenhafte Erfüllung des Willens Gottes. Dafür sind wir auf der Welt: seinen Willen zu tun. Wer Gott gehorsam ist und seine Gebote hält, wird gleichsam ein Mitarbeiter Gottes in seinem Vorsehungsplan. Er gliedert sich ein in die Absichten, die Gott über die Welt hat. Das Mittun des Menschen ehrt Gott und zeigt unsere Verehrung seiner Majestät. Der Gehorsam gegen Gott zeigt an, dass der Mensch seinen Schöpfer und Erlöser kennt. Das bloße theoretische Wissen um Gott genügt nicht. Das echte Wissen um Gott, die erste und echte Erkenntnis führt zum Anschluss an ihn mit Herz und Hand. So schreibt der Apostel Johannes: „Daran erkennen wir, dass wir ihn kennen, wenn wir seine Gebote halten.“ Also die Erfüllung der Gebote Gottes zeigt, dass wir ihn kennen. Und nicht nur das. Wenn wir seine Gebote halten, zeigen wir auch unsere Liebe zu ihm. „Die Liebe zu Gott besteht darin“, sagt Johannes, „dass wir seine Gebote halten.“ Sie ist also kein Gefühl, sie ist eine Tat. Nicht kalter, sondern liebender Gehorsam soll die Quelle unserer Gebotserfüllung sein.

Die Beobachtung der Gebote Gottes hat zahlreiche wohltätige Wirkungen. Die Gebote machen uns klug. „Es macht mich dein Gebot viel klüger als meine Feinde“, heißt es im Psalm 118, den wir Priester an jedem Sonntag beten. Es macht mich dein Gebot viel klüger als meine Feinde. Die Gebote machen klug, weil sie uns Einblick geben in den Willen Gottes. Sie sagen uns, was Gott von uns erwartet. Sie lassen uns die Skala der Werte erkennen. Die Gebote lehren uns die rechte Einschätzung der irdischen Dinge. Sie zeigen uns, was wichtig und was unwichtig ist. Die Gebote geben uns Orien-

tierung für unser Wollen, Denken und Handeln. Sie lehren uns, wie es in einem Kirchengebet heißt, durch die irdischen Dinge hindurchzugehen, ohne die ewigen zu verlieren. Die Gebote lehren uns, wie wir mit unserer Seele umgehen müssen, was wir tun müssen, damit sie ein würdiger Tempel des Heiligen Geistes ist. Sie lehren uns die Mittel kennen, die wir gebrauchen müssen, um die Tugenden zu erwerben, die unsere Seele schmücken. Die Gebote machen uns auch auf die Gefahren aufmerksam, die den Adel der Seele gefährden. Die Gebote Gottes sind ein Halt, eine Stütze, ein Anker in unserem Leben. Sie sind dem Wechsel enthoben, denn Gott bleibt sich selbst treu. Seine Gebote ändern sich nicht. Solange sich die menschliche Natur nicht ändert, ändern sich auch die Gebote Gottes nicht; das sei all diesen verkehrten Moraltheologen gesagt, die von einem Wandel der Gebote sprechen. Die Gebote, die das sittliche Verhalten des Menschen betreffen, bleiben dieselben, weil die Natur des Menschen dieselbe bleibt. Es ist ein Ausfluss der Treue Gottes, dass seine Gebote Bestand haben. Wer sich an sie hält, irrt sich nicht. Er weiß: Gott ist die ewige Wahrheit; er täuscht nicht und er kann nicht getäuscht werden. Wer sich an die Gebote Gottes hält, findet Halt im Leben und im Sterben. Sie sind ein Schutz gegen die Versuchung. Sie zeigen uns, wie minderwertig das ist, was die Versuchung uns vorstellt. Die Gebote stärken unseren Willen zur Abwehr. In Trübsal und Bedrängnis versichern sie uns der Hilfe und der Nähe Gottes. „Mich trafen Angst und Not, doch deine Vorschriften sind meine Wonne“, haben wir Priester heute morgen im Psalm 118 gebetet. Die Treue zu Gottes Geboten macht den Gläubigen unerschütterlich. Am 16. Oktober 1946 wurde in Nürnberg der ehemalige Generaloberst Alfred Jodl durch den Strang hingerichtet. Seine Frau, eine gläubige Christin, betete angesichts des furchtbaren Schicksals ihres Mannes den Psalm 118. „Wenn dein Gesetz nicht meine Wonne wäre; in meinem Elend wäre ich längst vergangen“, so schreibt sie in ihrer Biographie. Wenn dein Gesetz nicht meine Wonne wäre; in meinem Elend wäre ich längst vergangen.

Alle Gebote Gottes sind verbindlich, denn alle haben die Autorität Gottes für sich. An der Spitze der Gebote steht das Liebesgebot: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit deiner ganzen Seele und mit all deinen Gedanken.“ Das ist das erste Gebot; ein zweites ist ihm gleich: „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.“ An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz. Christus hat es bekräftigt und vertieft und zum Kennzeichen der Seinigen gemacht: „Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe.“ Im Christentum ist die Liebe zu Gott aufs Innigste mit der Liebe zu den Menschen verknüpft. Wir haben dieses Gebot von ihm. Wer Gott liebt, liebt auch seinen Bruder; und nicht nur seinen Bruder, er liebt auch seinen Feind: „Liebet eure Feinde und betet für eure Verfolger.“ Es gibt keine Religion auf dieser Erde, meine lieben Freunde, die sich zu einer solchen Höhe der Sittlichkeit erhoben hätte wie das katholische Christentum. Unter den übrigen Geboten ist eines, das von besonderer Tiefenwirkung und überragender Bedeutung ist: das Gebot des rechten Gebrauches der menschlichen Geschlechtlichkeit. Der Schöpfer der Natur hat auf die heimlichste und unheimlichste Naturkraft ein Werk der Gnade aufgebaut und damit diese Naturkraft gebändigt und geweiht. Die Gebote Gottes lehren uns den gottgewollten Umgang mit der geschlechtlichen Anlage des Menschen. Sie zeigen uns den rechten Gebrauch der geschlechtlichen Kräfte und wehren dem Missbrauch. Die Gebote entsprechen der Vernunft und der Natur des Menschen. Was ist es ein Gewinn, meine lieben Freunde, die außereheliche und die voreheliche Keuschheit zu bewahren, was ist das ein Gewinn – das Gebot Gottes verlangt es. Was bringt es einen Segen, das Begehren des Fleisches in der Ehe zu zügeln – Gott fordert es. Nicht so, wie mir einmal ein Chefarzt sagte: „Nach dem Essen soll man rauchen oder seine Frau gebrauchen“ – nach diesem Prinzip hat er offenbar gelebt. Wie geeignet und wie gesegnet sind Eheleute, die Kindern, die aus ihrer Gemeinschaft entspringen, das Leben schenken – Gott will es: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Aber kaum ein anderes Gebiet der Ausstattung des Menschen wird so häufig missbraucht wie die Anlage zur Fortpflanzung. Kaum ein Missbrauch ist so gefährlich wie die Verkehrung der Geschlechtskraft. Ich erinnere an den heiligen Augustinus, von dem das Wort stammt: „Die Welt wäre nicht ungläubig, wenn sie nicht unkeusch wäre.“ Wie viel Gehässigkeit und Tücke, wie viel Hass und Streit würden vermieden, wenn die Menschen sich auf geschlechtlichem Gebiete dem Willen Gottes unterordnen würden. Wie viel Unglück, Elend und Qualen würden vermieden, wenn die Menschen sich an die Gebote Gottes über die Geschlechtskraft halten würden. Es war bisher ein Kennzeichen aller nichtchristlichen Religionen, aber auch aller Abspaltungen von der katholischen Kirche, dass sie

Gottes Willen über dem Geschlechtsleben missachten. Der Protestantismus gibt die Selbstbefriedigung frei, er hat nichts gegen den vorehelichen Geschlechtsverkehr, er gestattet die beliebige Empfängnisverhütung, er ist auch bereit, die Abtreibung zuzugestehen, und hat keine Einwände gegen die homosexuelle Betätigung. Der Protestantismus ist auf der ganzen Linie vom Gesetz Gottes abgefallen. Der so genannte Reformator Martin Luther hat das protestantische Dogma von der Unwiderstehlichkeit des Sexualtriebs aufgebracht. Damit hat er der Menschheit ein willkommenes Alibi für ihre Zügellosigkeit gegeben. Der Trieb ist nicht unwiderstehlich, der Trieb ist so stark, wie man ihn werden lässt. Phantasien, Lektüre, Bilder, Gespräche, Speise und Trank können ihn nähren. Es gibt Mittel, ihn zu bändigen, aber man muss sie anwenden.

Die Erfüllung des Willens Gottes, das Halten seiner Gebote erfüllt den Menschen mit Befriedigung und Freude. Der Gehorsam gegen Gottes Willen verschafft dem Menschen Ruhe. Das Gewissen, das sich Gott unterordnet, ist im Frieden. Wer die Gebote Gottes beobachtet, weiß sich im Einklang mit seinem Willen. Es ist beruhigend und beglückend, das eigene Tun mit dem Willen Gottes in Übereinstimmung zu wissen. „Wer deine Lehre liebt, hat tiefen Frieden“, heißt es in einem Psalm. Wer deine Lehre liebt, hat tiefen Frieden. Die Beobachtung der Gebote bewahrt unsere Würde als Menschen. Die Sünde ist ja nicht nur eine Auflehnung gegen den gesetzgeberischen Willen Gottes, die Sünde ist auch ein Verstoß gegen die Würde des Menschen. Im Ungehorsam stört oder zerstört der Mensch seine Gottebenbildlichkeit. Die Gebote appellieren an die Einsicht und die Vernunft des Menschen, die ihn vom Tier unterscheiden, die Gebote bändigen die Begierde und die Triebhaftigkeit, die den Menschen verschlingen können. Ich höre den Einwand: Die Gebote oder manche Gebote sind schwer, ja zu schwer, sie gehen über die Menschenkraft hinaus. Besonders häufig beklagen sich Menschen über die Normen der geschlechtlichen Sittlichkeit, wie sie die katholische Kirche vorlegt. Nach dem Kriege besuchte mich einer meiner früheren Gymnasiallehrer. Es war die Zeit, in der Papst Paul VI. die Enzyklika „Humanae vitae“ vorlegte. Sie brachte nichts Neues, sie hat nur die immerwährende Lehre der Kirche von Neuem vorgelegt. Mein Lehrer erklärte, die Befolgung dieser Gebote sei unmöglich. Was ist dazu zu sagen, meine lieben Freunde? Gott wäre ungerecht und grausam, wenn er jemanden zu einem Gebote verpflichten wollte, das dieser nicht erfüllen kann. Augustinus hat schon die Antwort auf den Einwand gegeben: „Gott gebietet nicht Unmögliches, sondern Vollkommenes.“ Was ein Mensch leisten, aber auch was er aushalten kann, sieht man, wenn er in eine Zwangslage gestellt wird. Denken wir an schwere Krankheit, Siechtum, an den Krieg, an Unglück. Nicht umsonst schreibt Immanuel Kant: „Du kannst, wenn du willst. Du kannst, weil du musst.“ Beherrschung, Beschränkung, Maßhalten sind auf allen Gebieten des menschlichen Lebens unverzichtbar. Auch ohne Gottes gebietenden Willen vermag der Mensch einzusehen, dass Ordnung und Zucht nützlich und hilfreich, ja unentbehrlich sind. Gott gebietet nicht Unmögliches, sondern Vollkommenes. Christus selbst sagt: „Mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht.“ Und der heilige Johannes, sein Lieblingsjünger, schreibt: „Seine Gebote sind nicht schwer.“

Der Mensch ist also fähig, sich an sie zu halten. Warum? Johannes gibt die Lösung an. „Alles, was aus Gott geboren ist, überwindet die Welt; und das ist der Sieg, der die Welt überwindet: unser Glaube.“ Im Glauben ist es möglich, Gottes Gebote zu erfüllen. Der Glaube gibt die Kraft, Schweres zu tragen. Er lehrt uns, dass die Leiden dieser Zeit – und man kann ja an den Geboten leiden – nicht zu vergleichen sind mit der Herrlichkeit, die einst an uns offenbar werden soll. „Alles, was in den Geboten Gottes dir schwer scheint, wird leicht, wenn du die Liebe hast“, hat Antonius von Padua gepredigt. Alles, was in den Geboten Gottes dir schwer erscheint, wird leicht, wenn du die Liebe hast. Wir wissen, was wir, wenn wir die Liebe haben, für einen Menschen leisten können, was die Liebe fertig bringt, welche Opfer sie zu erbringen fähig ist. Die Liebe zu Gott nährt unsere Kraft und stärkt unseren Willen.

Gottes Gebote, meine lieben Freunde, gelten für den Einzelnen, sie gelten auch für die menschlichen Gemeinschaften: für die Gesellschaft, für den Staat. Aber die gesetzgebenden Organe der meisten Staaten setzen sich über den gebietenden Willen Gottes hinweg. Ihre Gesetzgebung vollzieht sich gewissermaßen unter Ausschluss Gottes. Die einzige Begründung, die sie geben: Die Mehrheit will es so. Diese Begründung ist unhaltbar. Keine noch so hohe Mehrheit von Menschen darf sich über den gesetzgebenden Willen Gottes hinwegsetzen. Vor einigen Monaten hat sich eine überwälti-

gende Mehrheit des irischen, einst katholischen Volkes für die Freigabe der Abtreibung ausgesprochen, mit  $\frac{2}{3}$  Mehrheit. Wohin ist das katholische Irland gekommen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil? Wohin ist es gekommen? Wie soll, meine lieben Freunde, auf einem Land und Volk der Segen Gottes ruhen, dessen Staatsorgane fortwährend das Gesetz Gottes missachten und seine Gebote mit Füßen treten? Es kann einem Volke nicht zum Heile sein, wenn der Staat die Gebote Gottes verwirft. Gott ist kein Schattenkönig. Er lässt seiner nicht spotten. Er hat zwar nicht alle Tage Zahltag, aber wenn er einmal Zahltag hat, dann trifft es den Schuldigen mit dem Unschuldigen. Wir haben Grund, meine lieben Freunde, Gott für seine Gebote zu danken. Sie sind Ausdruck seiner Liebe zu den Geschöpfen. Wir haben Grund, seine Gebote zu schätzen. Sie schützen uns als Geschöpfe und Kinder Gottes. Wir Gläubigen gehen nicht in die Irre. Wir verlaufen uns nicht. Wir verirren uns nicht. Wir schreiten auf der Bahn Gottes, denn wir spüren seine führende Hand. Es ist ein unsagbares Glück, Gottes Willen über unserem Leben zu kennen. In Psalmen heißt es: „Wie habe ich dein Gesetz so lieb gewonnen; den ganzen Tag sinne ich darüber nach. Des Herrn Gesetze sind gerecht. Sie machen froh die Herzen.“ Wenn wir am Ende unseres Lebens, meine lieben Freunde, auf unsere irdische Laufbahn zurückschauen und wenn wir uns erinnern, wie die Gebote Gottes durch uns erfüllt worden sind, dann werden wir mit Paulus sprechen können: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Außerhalb der Kirche kein Heil

08.07.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Es gibt nur einen Gott und einen Mittler zwischen Gott und den Menschen: den Menschen Jesus Christus, der sich für uns alle als Lösegeld hingegeben hat“, so schreibt Paulus in seinem 1. Brief an Timotheus. Der Herr bestätigt diese Feststellung: „Niemand kommt zum Vater außer durch mich.“ Die junge Kirche sagt es auf ihre Weise: „Es ist in keinem anderen Namen Heil als in Jesus Christus. Es ist kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, in dem wir selig werden können, als der Name Jesu Christi.“ Der universale Heilswille Gottes ist ein für allemal in Menschwerdung, Tod und Auferstehung des Sohnes Gottes angeboten und Wirklichkeit geworden. Der Einzigkeit des Erlösers entspricht die Einzigkeit der Gemeinschaft der Erlösten. „Es ist nur ein Leib und ein Geist, eine Glaube, eine Taufe“, schreibt Paulus nach Ephesus. Und Jesus spricht: „Ich will meine Kirche bauen“ – eine Kirche, nicht mehrere. Es darf nur eine wahre Kirche geben, weil Christus bloß eine gestiftet hat. Sonst müssten ja die Menschen zugleich durch Wahrheit und Irrtum gerettet werden. Der Anschluss an Christus ist notwendig zum ewigen Heil. Die Eingliederung in die Kirche ist ebenfalls notwendig zum Heil. Warum? Die Kirche ist heilsnotwendig, weil sie der Quell der Wahrheit, die Wohnung des Glaubens, der Tempel Gottes ist. Nur in dieser einen Kirche ist die Offenbarung Gottes vollgültig und endgültig bewahrt. Die Kirche ist heilsnotwendig, weil sie den Auftrag Christi hat, die Offenbarung weiterzutragen, zu vermitteln, zu bewahren und zu erklären. Er selbst ist in der Kirche und die Kirche ist in ihm. Jesus setzt seine Gegenwart als heilsnotwendig in der Kirche fort. Die katholische Kirche heißt mit Recht allein seligmachend, weil sie nach dem Willen ihres Stifters allein zur Fortsetzung des Erlösungswerkes und zur fortwährenden Vermittlung des Heiles, der Heilswahrheit und der Heilsgnade betraut worden ist. Die Kirche ist als sichtbare Heilsanstalt von Christus gestiftet worden, als die ordentliche Vermittlerin des Heils für alle Menschen, ohne Ausnahme. Und das fasst die Kirche in dem Dogma zusammen: Außerhalb der Kirche ist kein Heil. Das kirchliche Gesetzbuch von 1917 erklärt kurz und bündig: „Der wahren Kirche sich anzuschließen, sind alle Menschen durch göttliches Gesetz gehalten.“ Der Grundsatz „außerhalb der Kirche kein Heil“ stimmt. Er ist ein Dogma des Glaubens. Man muss innerhalb der Kirche sein, wenn man die Seligkeit des Himmels erlangen will.

Aber jetzt erhebt sich die Frage: Wann ist man innerhalb dieser Kirche? Sicher gehört man zur Kirche, wenn man sich durch Glaube und Taufe ihr angeschlossen und sich nicht durch Abfall von ihr getrennt hat. Dies ist die wirkliche, die aktuelle Zugehörigkeit zur Kirche. Aber gibt es vielleicht noch eine andere Weise, wie man ihr angehören kann? Was ist mit denen, welche diese Zugehörigkeit nicht erlangen können, weil sie davon nicht gehört haben? Wer die Kirche kennt und um die Notwendigkeit, ihr anzugehören, weiß, sich aber dem Gnadenruf Gottes zu dieser Kirche verschließt, von dem muss befürchtet werden, dass er das Heil nicht erlangt. Denn er hat keine Beziehung zu der Kirche, die die einzige Arche des Heiles ist. Nun gibt es aber viele Menschen, welche die wahre Kirche nicht kennen und um ihre Heilsnotwendigkeit nicht wissen. Sie leiden an Unkenntnis der wahren Religion und sie haben kein Mittel, diese Unkenntnis zu überwinden. Wer an unüberwindlicher Un-



kenntnis der wahren Religion leidet, ist deswegen ohne Schuld vor Gott. Aber er ist deswegen noch nicht für das Heil bestimmt, noch nicht gerettet, noch nicht zur Seligkeit berufen. Gott stellt auch an die Menschen, die an unüberwindlicher Unkenntnis leiden, Forderungen. Er verweist sie an das sittliche Naturgesetz, also an das, was aus den Strukturen der Welt an Sitten, an Sittengeboten zu erkennen ist. Er hat ihm das Gewissen gegeben, das ihn mahnt, Gott Gehorsam zu leisten und seine Gebote zu erfüllen. Wer auf dieser Grundlage ein ordentliches Leben führt und die Bereitschaft hat, sich der wahren Kirche anzuschließen, wenn er sie als solche erkennt, der steht innerlich nicht mehr außerhalb der Kirche – innerlich steht er nicht mehr außerhalb der Kirche. In dem Verlangen (Votum), Gottes Willen zu erfüllen, von dem er nur nicht weiß, dass alle Menschen durch diesen Willen zu seiner Kirche gerufen werden, in diesem Verlangen gehört er in verborgener Weise der Kirche an. Er stellt mit seiner Gehorsamsbereitschaft eine Person dar, die bereits innerlich in der Kirche steht. Solche Menschen können mit Hilfe der göttlichen Erleuchtung und Gnade das ewige Leben erlangen. Gott durchschaut ja ihr Herz, ihre Gesinnung, ihre Gedanken, ihre ganze Einstellung. Er kann und will nicht zulassen, dass jemand mit ewiger Pein bestraft wird, der sich keine freiwillige Schuld zugezogen hat. Wie freilich diese Menschen innerlich zur Kirche gehören und wie das geschehen kann, das wissen wir nicht. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt bezüglich der Weise, in der die heilbringende Gnade die einzelnen Nichtchristen erreicht, sie geschehe „auf Wegen, die Gott allein weiß.“ Der Satz „außerhalb der Kirche kein Heil“ bedeutet also, dass in der gegenwärtigen Heilsordnung alle Erlösungsgnaden nur mit Hinblick auf Christus und seine wahre Kirche gespendet werden. Dass somit alle, die gerettet werden, wenigstens innerlich, also mit der Bereitschaft alles zu tun, was Gott verordnet hat, zur Kirche gehören müssen. Damit aber die innerliche Zugehörigkeit zur Kirche hinreicht, müssen gewisse Forderungen erfüllt werden. Erstens: Heilsnotwendig ist der Glaube. Im Hebräerbrief steht ein für allemal geschrieben: „Wer zu Gott kommen will, muss glauben, das er ist und denen, die ihn suchen, Vergelter wird.“ Also unbedingt notwendig zum Heil ist der Glaube an die Existenz Gottes und an sein Gericht. Wer mit Hilfe der Gnade das natürliche Sittengesetz erfüllt, der wird durch irgendein Mittel seiner göttlichen Vorsehung auch die Gnade erlangen, den Glauben zu finden. Der Glaube, von dem ich eben sprach, ist aufgrund des allgemeinen göttlichen Heilswillens für jeden Erwachsenen erreichbar. Zweitens: Ebenso ist für alle, die noch die Erbsünde oder eine andere Todsünde auf sich haben, bei physischer Unmöglichkeit, das Sakrament der Taufe oder das Sakrament der Buße zu empfangen, oder bei unüberwindlicher Unkenntnis derselben eine vollkommene Liebe bzw. Reue zur Erlangung der Rechtfertigung notwendig. Niemand kann gerechtfertigt werden ohne Reue über seine Sünden und Liebe zu Gott. Mit dieser Reue und Liebe ist der Vorsatz verbunden, alles zu tun, was Gott zum Heil fordert. Und damit ist auch eingeschlossen das Verlangen, zur wahren Kirche zu gehören, wenn es möglich sein sollte. Das wirkt ohne den tatsächlichen Empfang der Taufe die heiligmachende Gnade. Diese ist unbedingt notwendig zum Heile und zur Zugehörigkeit zur Seele der Kirche, die der Heilige Geist ist.

Man wird zugeben, dass die Bedingungen dafür, dass ohne tatsächlichen Anschluss an die Kirche jemand das Heil erlangt, nicht leicht zu erfüllen sind. Wenn wir die Menschen unserer Umgebung betrachten und ihr Verhalten gegen Gott und seine Gebote, dann kann uns leicht der Gedanke kommen: Wie sollen sie den Anforderungen nachkommen, die für die innerliche, verborgene Zugehörigkeit zur Kirche unerlässlich sind: das Suchen nach Gott, der Glaube an Gott, der Gehorsam gegen Gebot Gottes, die Achtung vor dem sittlichen Naturgesetz? Es ist ja schon für uns gläubige Kirchenglieder nicht leicht, trotz des rechten Glaubens, trotz des Empfanges der heiligen Eucharistie und trotz zahlreicher Gnadenhilfen auf dem Weg der Gebote zu wandeln und das Ziel des Himmels zu erreichen. Wie werden die Menschen, die all dessen entbehren, die Bedingungen erfüllen können, die zur Gewinnung des Heiles unentbehrlich sind? Ich weiß es nicht. Aber auch hier gilt der Grundsatz: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Die Lehre von der innerlichen, unbewussten Zugehörigkeit zur Kirche Gottes darf nicht missverstanden werden. Die Bedeutung der Kirche und der Zugehörigkeit zu ihr werden dadurch nicht herabgemindert, es wird nur ein Ausgleich geschaffen zwischen der Pflicht, sich dem Leibe Christi anzuschließen, und dem allgemeinen Heilswillen Gottes. Es bleibt bestehen: Die Nichtchristen befinden sich objektiv in einer schwer defizitären Situation. Sie dürfen sich nicht mit der Zugehörigkeit zu irgendeiner Religion zufriedengeben. Es ist Ausdruck eines

relativistischen Denkens, den katholischen, den christlichen Glauben und die religiösen Ansichten der anderen Religionen auf eine Ebene zu stellen. Die verschiedenen Religionen als gleichwertige Wege zum Göttlichen zu bezeichnen, ist Indifferenz, also Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit.

Man spricht heute viel von Toleranz. Toleranz gilt dem Menschen, nicht seinem Irrtum. Es gibt keine Toleranz bspw. gegenüber dem Lehrsatz des Pythagoras. Das Quadrat über der Hypotenuse ist die Summe der Quadrate über den Katheten. Dieser Satz hat hundert Beweise für sich. Wer ihn leugnet, der ist im Irrtum und dagegen gibt es keine Toleranz. Der Satz des Pythagoras stimmt, er ist unumstößlich. Ähnlich ist es mit der Wahrheit, mit der religiösen Wahrheit. Die Kirche lehrt und wahrt die dogmatische Intoleranz. Gegenüber dem Irrtum gibt es keine Duldung, gegenüber dem irrenden Menschen jawohl, wegen seiner Würde, wegen seines irrenden Gewissens. Aber gegenüber dem Irrtum kann es keine Toleranz geben. Das Prinzip der Toleranz wird somit überschritten, wenn behauptet wird, dass alle Inhalte der verschiedenen Religionen den gleichen Wert hätten und eine objektive und allgemeine Wahrheit nicht existiert. Dieses falsche Toleranzverständnis hängt zusammen mit dem Verzicht auf die Wahrheitsfrage. Toleranz ist die Haltung, andere Anschauungen, Einstellungen, Sitten, Gewohnheiten zu dulden, sie ungestört zu lassen, weil es eben die Würde des Menschen verlangt, dass man ihnen nicht mit Gewalt eine Wahrheit aufzwingt. Aber man darf das Prinzip der Toleranz nicht übertreiben. Die deutsche Bundeskanzlerin, Frau Merkel, erklärte im europäischen Parlament zu Straßburg: „Die Seele Europas ist die Toleranz“ – die Seele Europas ist die Toleranz. Stimmt das? Die Seele ist das Lebensprinzip in einem Organismus. Toleranz ist aber kein Lebensprinzip, sondern ein Ordnungsprinzip. Toleranz ist ja inhaltlos. Sie besagt nur, dass man den Inhalt anderer gelten lassen soll, aber nicht, dass sie selbst einen Inhalt gibt. Aus der Toleranz kann man nicht leben, denn sie hat keinen Inhalt, der den Menschen lehrt, wie er sich gegen Gott und seinen Willen verhalten soll. Das europäische Lebensprinzip ist nicht die Toleranz, sondern das Christentum. Was Frau Merkel mit ihrer Äußerung tut, bedeutet: Sie ersetzt das Christentum als Kern der europäischen Identität durch die Duldung jeder Beliebigkeit. Toleranz ist religiöse und ethische Inhaltlosigkeit. Das soll die Seele Europas sein? Wir haben das Glück, meine lieben Freunde, der einen, wahren Kirche Gottes anzugehören. Wir wurden durch die Taufe in sie hineingeboren. Wir haben uns durch Glaubensgehorsam fest und bleibend an sie gebunden. Wir sind entschlossen, in dieser Kirche zu verharren und unser Leben zu vollziehen. Wir sind gewiss, dass wir dadurch auf der gottgewollten Bahn wandeln und dass unser Weg in das unverhüllte dreifaltige Leben Gottes hineinführt. Wir wissen um das Menschliche und allzu Menschliche in unserer Kirche, denn wir leiden darunter. Aber wir wissen auch, dass Jesus im Ölgarten zu Jerusalem zu der im Keim vorhandenen Kirche gesagt hat: „Kommt, lasst uns gehen. Ihr geht, und ich gehe mit euch, wir gehen miteinander.“ Da sehe ich dein Geheimnis, katholische Kirche: Du bist ein Ärgernis, du bist eine Unzulänglichkeit! Aber Jesus hat zu dir gesagt: Wir gehen miteinander. Und so wollen wir auch mit dir gehen und dich nicht verlassen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der gerechte Gott

15.07.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Verkündigung der Kirche nimmt eine Eigenschaft Gottes eine hervorragende, eine überragende Stellung ein. Es ist die Liebe – mit Recht. Denn das Evangelium ist die frohe Botschaft von der Liebe und der Barmherzigkeit Gottes. So beglückend es sein mag, wenn der Apostel Johannes schreibt: „Gott ist die Liebe“, so muss doch diese Wirklichkeit im Zusammenhang mit anderen Eigenschaften Gottes gesehen werden. Denn die Liebe Gottes ist sachgerecht, seinsgerecht, d.h. sie vollzieht sich in der Weise der Gerechtigkeit. Gott ist in sich unendlich gerecht. Diese Aussage besagt, dass Gott seinen eigenen absoluten Wert sachgerecht würdigt und bejaht. Es tut das nicht, indem er seinen eigenen Wert vorfindet, sich zum Bewusstsein bringt, durchschaut und ebenbürtig schätzt, vielmehr ist seine Vollkommenheit und deren ebenbürtige Schätzung ein und dieselbe Wirklichkeit. Das personale göttliche Selbst, also Gott, existiert als Gerechtigkeit, insofern es als personhafter, sich selbst mit unantastbarer Festigkeit und Kraft behauptender Wert existiert. Gott hat keine Norm und kein Gesetz über sich. Er ist selbst Norm und Gesetz. Er ist Gesetz als Person.

Die Gerechtigkeit Gottes äußert sich im außergöttlichen Bereich in dreifacher Weise, nämlich als schöpferische, als gesetzgeberische und als vergeltende Gerechtigkeit. Die schöpferische Gerechtigkeit Gottes besagt, dass er durch die Erschaffung der außergöttlichen Dinge den absoluten Wert, den er selbst darstellt, in mannigfachen Brechungen auf endliche Weise offenbart. Die Gerechtigkeit Gottes verlangt, dass er in den Geschöpfen sich selbst als den absoluten Wert in endlicher Weise zur Darstellung bringt. Sie verlangt, dass nichts existiert, das nicht den absoluten Wert offenbart. Es ist kein Verstoß gegen die Gerechtigkeit, wenn Gott dem einen Ding ein größeres Seinsmaß zuweist als dem anderen. Er ist absoluter Herr, er ist frei, er bestimmt in voller Freiheit und Oberhoheit jedem Geschöpf sein Seinsmaß. Er schätzt und würdigt jedes Ding in strenger Sachgerechtigkeit. Jedes Ding ist von ihm gesetzt und besteht durch ihn. Der erschaffende Gott schafft in Gerechtigkeit. Die gesetzgeberische Gerechtigkeit Gottes besteht darin, dass er in jedes Ding jene Kräfte und Neigungen legt, durch die sein keimhaftes Wesen zur vollen, von Gott gewollten Gestalt entwickelt werden soll. Dem vernünftigen Geschöpf werden durch göttliche Gesetze die Wege gewiesen, die zu der von Gott gewollten Vollendung führen. Sie legen den vernunftbegabten Geschöpfen nicht wesensfremde Pflichten auf, sondern sind Anweisungen zur Verwirklichung des natürlichen oder übernatürlichen Zieles, auf das hin Gott sie angelegt hat. Sie führen zur letzten Verwirklichung des menschlichen Wesens. Der Gehorsam gegen sie bedeutet deswegen wesensgemäßes Handeln; der Ungehorsam bedeutet wesenswidriges Handeln. Die Gebote Gottes enthüllen als Offenbarungen Gottes seine Liebe, jene Liebe, welche die Menschen zur Fülle und Kraft des Lebens und der Existenz ruft. Es ist daher die Freude verständlich, mit der im Alten Bunde die frommen Beter Gottes Gesetze preisen. „Keinem anderen Volke“, heißt es im Psalm 147, „hat er seine Gesetze geoffenbart wie uns.“ Eine andere Gerechtigkeit, die wir auf Erden sehr schätzen, kommt für Gott nicht in Frage. Es ist die Tauschgerechtigkeit, die auf Leistung und Gegenleistung beruht. Wer eine Ware erwirbt, muss den Kaufpreis entrichten. Wer einen anderen zur Arbeit verpflichtet, muss den vereinbarten Lohn zahlen. Das nennt man die Tauschgerechtigkeit. Sie kann von Gott nicht ausgesagt werden, denn Gott gegenüber gibt es

keine Rechtspflicht. „Wer hat ihm zuerst etwas gegeben, dass es ihm vergolten werden müsste? Was hast du, das du nicht empfangen hast? Hast du es aber empfangen, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“, so schreibt Paulus und schließt damit die Tauschgerechtigkeit aus.

Die uns gewöhnlich am meisten beschäftigende Gerechtigkeit ist die vergeltende Gerechtigkeit Gottes. Sie besteht darin, dass Gott das Gute belohnt und das Böse bestraft. Gott hat angeordnet, dass mit dem guten Tun der Lohn und mit dem bösen Tun die Strafe verbunden sein soll. Im Alten Testament ist oft von der belohnenden und strafenden Gerechtigkeit Gottes die Rede. Jahwe, also der alttestamentliche Gott, ist Ursprung und Hort aller Gerechtigkeit und sittlichen Ordnung. Wer sie beobachtet, empfängt Segen und Lohn, wer sie verletzt, empfängt Fluch und Strafe. Gott bestraft das Böse. Er verhängt Abschreckungs- und Besserungsstrafen, aber auch Vergeltungsstrafen. So wird die gestörte Gerechtigkeit wiederhergestellt. Wenn Gott auch als strenger Richter geschildert wird, so liegt ihm doch Laune und Willkür fern. Maßstab für seine Gerichte ist seine eigene Vollkommenheit, die er freilich mit Unerbittlichkeit behauptet. „Glück und Unglück“, heißt es im Buche Sirach, „Armut und Reichtum kommen vom Herrn.“ Der Prophet Sophonias kündigt den Tag des Herrn an, das ist der Tag des Gerichtes: „Ein Tag des Grimmes, der Angst und der Bedrängnis, ein Tag der Verwüstung, der Finsternis und des Dunkels, ein Tag des Zornes des Herrn.“ Auch die Psalmen wissen vom Gericht Gottes zu künden. Im Psalm 94 heißt es: „Gott zahlt den Frevlern ihr Unrecht heim. Er lässt sie verderben ob ihrer Bosheit. Vertilgen wird sie der Herr, unser Gott.“ Im Psalm 11 heißt es: „Der Herr prüft Fromme und Frevler. Er lässt auf die Frevler Glutkohlen und Schwefel regnen. Ihr Lohn ist flammende Lohe.“ Beim Propheten Jeremias steht sogar der furchtbare Satz: „Die Schuld der Väter zahlt Gott den Kindern heim.“ Aber gerecht bleibt Gott, selbst in diesem Falle. Auch das Neue Testament kennt Gottes richtende und strafende Gerechtigkeit. Jesus Christus spricht häufig vom Gericht. In der Bergpredigt kündigt er das Gericht an: „Jeder, der seinem Bruder zürnt, wird dem Gericht verfallen.“ Immer wieder weist er auf den Tag des Gerichtes hin und fordert dazu auf, den zu fürchten, der die Macht hat, in die Hölle zu stoßen: „Ja, sage ich euch, den sollt ihr fürchten.“ Die Apostel folgen seiner Verkündigung. Auf dem Areopag in Athen kündigt Paulus an: „Gott hat einen Tag festgesetzt, an dem er den Erdkreis in Gerechtigkeit richten wird, durch einen Mann, den er bestimmt und durch die Auferweckung von den Toten beglaubigt hat.“ Er kündigt an, dass der Herr kommen wird, der auch das Verborgene der Finsternis aufhellen und die Entschlüsse des Herzens offenbaren wird. An die Gemeinde von Korinth schreibt Paulus: „Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, damit ein jeder erhalte, was er bei Lebzeiten verdient hat: Gutes oder Böses.“ Gott belohnt die kleinste gute Handlung, er bestraft aber auch die kleinste Sünde. Christus verspricht selbst jeden Becher frischen Wassers zu belohnen, den wir den Seinigen reichen, sagt aber auch: „Die Menschen werden über jedes unnütze Wort, das sie reden, am Tage des Gerichtes Rechenschaft geben müssen.“ Gott bestraft den Menschen zumeist in derselben Weise, wie er gesündigt hat. Womit einer sündigt, damit wird er bestraft. Worin der sündige Mensch seine größte Lust sucht, darin wird er auch die schwerste Strafe finden. Gott nimmt beim Belohnen und Strafen genau auf alle Verhältnisse des Menschen Rücksicht. Er schaut in das Innere, er beurteilt die Absichten, er untersucht die Talente, die einer bekommen hat, aber er kennt kein Ansehen der Person. Viele, die hier die Ersten sind, werden im Jenseits die Letzten sein. Gott belohnt und bestraft den Menschen teilweise schon auf Erden, vollkommen aber erst nach dem Tode. So muss es sein. Augustinus hat es in wunderbarer Weise ausgedrückt, warum es so sein muss: „Würde Gott jede Sünde in diesem Leben strafen, dann möchten die Menschen meinen, dass dem letzten Gericht nichts vorbehalten bliebe. Würde aber Gott keine Sünde in diesem Leben strafen, dann würden die Menschen meinen, es gäbe keine Vorsehung Gottes.“ Weil Gott höchst gerecht ist, sollen wir ihn fürchten. Christus fordert dazu auf: „Fürchtet den, der Leib und Seele ins Verderben der Hölle stoßen kann.“ Unsere Furcht soll freilich keine knechtische sein. Sie soll sich nicht so sehr auf die Strafe richten als darauf, dass wir Gott nicht betrüben wollen. Die Furcht soll der Beleidigung Gottes gelten und nicht so sehr der Strafe. „Doch tue zumindest aus Furcht vor der Strafe, was du aus Liebe zu Gott noch nicht tun kannst.“ Ich denke manchmal darüber nach, was sein wird, wenn Gott einmal am Ende der Tage das Tun und Lassen, das Tollen und Treiben der Menschen richten wird. Lange Zeit haben die Menschen Zeit gehabt, sich nach Gottes Willen zu richten. Aber sie haben seinen Willen missachtet, verspottet und

verhöhnt. Gott hat ihnen Zeit gelassen zur Bekehrung. Einmal aber ist die Geduld Gottes zu Ende. Dann bricht sein furchtbares Strafgericht herein. Dann wird die Erde sich aufbäumen gegen den Menschen, der sie geschändet und missbraucht hat. Dürre und Trockenheit und Brausen und Schäumen des Meeres werden dann eintreten. Dann trifft der Zorn Gottes den Schuldigen mit dem Unschuldigen, den Gerechten und den Ungerechten. Aber auch das wird ohne Verletzung der göttlichen Gerechtigkeit vor sich gehen. Dann werden die Menschen fragen: Wie haben wir das verdient? Aber vorher haben sie nie gefragt: Wie lange wird Gott sich die Herausforderung der gottvergessenen Menschen noch ansehen können?

Liebe und Gerechtigkeit Gottes widersprechen sich nicht. Im Alten Testament trat der Zug der herben Strenge Gottes stärker in den Vordergrund als die Liebe. Das geschah in heilspädagogischem Interesse. Das bedeutet nicht, dass sich Gott im Laufe der Zeit etwa milder gemacht habe, dass er milder geworden sei und seine Liebe allmählich die Gerechtigkeit zurückgedrängt habe, nein, nein, im Alten Testament fehlt die Offenbarung der Liebe Gottes nicht. Sie geschieht vielmehr in einer für das Auge des Gläubigen so deutlichen Weise, dass sein Herz vor Freude überströmt. Sie erreicht nur nicht die Klarheit und die Kraft des Neuen Testaments. Liebe und Gerechtigkeit liegen bei Gott nicht im Kampfe. Die Liebe äußert sich nicht darin, dass sie die Gerechtigkeit schwächt oder zum Schweigen bringt, vielmehr durchdringen sich Liebe und Gerechtigkeit. Liebe und Gerechtigkeit laufen auch nicht nebeneinander her wie zwei Haltungen, nein, sie sind vielmehr eine Tatwirklichkeit. Gott umfasst jedes Geschöpf mit gerechter Liebe und mit liebender Gerechtigkeit. Indem er jedes gerecht behandelt, liebt er es; indem er es liebt, behandelt er es gerecht. Die Liebe äußert sich in der Achtung vor dem freien Willen des Menschen. Gott drängt ihm seine Liebe nicht auf. Er lässt ihm seinen Willen, mit dem er vor der Liebe Gottes fliehen kann. Die Flucht vor Gott, die Flucht vor Gottes Liebe, d.h. die Auflehnung gegen Gott hat für den Einzelnen, für die Gemeinschaft und für die Erde zerstörerische Folgen. Der Sünder ist der Selbsterstörer und der Erdzerstörer. Gott lässt den Sünder in dem Unheil, dass er über ihn hereinbrechen lässt, den Widersinn der Sünde, der Auflehnung gegen die Liebe spüren; darin behandelt er den Sünder gerecht. So greifen Liebe und Gerechtigkeit Gottes ineinander. Die Liebe wird für den, der sich ihr öffnet, zur belohnenden, für den, der sich ihr verschließt, zur verurteilenden Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist die Form der Liebe und die Liebe ist die Form der Gerechtigkeit. Die Behauptung, dass die Gerechtigkeit in Gott formell mit der Liebe zusammenfällt, widerspricht nicht der Tatsache der Hölle. Diese Lebensform ist von der Liebe getragen, die zugleich Gerechtigkeit ist. Gott zwingt nämlich demjenigen, der das Los der Liebe und das Leben der Liebe und der Anbetung endgültig verschmäht, eine solche Existenz nicht auf. Er will die menschliche Freiheit nicht antasten, er betrachtet ihn als ein für sein Tun verantwortliches Wesen. Indem der Mensch sich von Gott wendet, den absoluten Wert also ablehnt, gibt er der Selbstmitteilung der göttlichen Liebe keinen Raum. Und Gott gewährt ihm, was er will: ein Leben der radikalen Autonomie. Es ist sachgerecht, dass er die Ferne von Gott, der die Liebe ist, als eisige Einsamkeit und endgültige Hoffnungslosigkeit erfährt. Der Verdammte bekehrt sich aber trotzdem nicht. Er kann sich nicht bekehren. Er zieht das Leben der Auflehnung dem Leben der Anbetung vor und nimmt die Folgen in Kauf. Wenn er seine Lebenserfüllung nur um den Preis der Unterwerfung unter Gott gewinnen kann, verzichtet er darauf.

Meine lieben Freunde, wir fürchten Gottes Gerechtigkeit und wir fürchten sie mit Recht. Jesus hat diese Furcht nicht von uns genommen, sie vielmehr eingeschärft und den Hinweis gegeben, dass Gott Leib und Seele in der Hölle verdammen kann. Rufen wir nicht mit Jesu Jüngern in Samaria das Feuer der Gerechtigkeit auf andere herab, denn ihr wird doch nichts entgehen. Wir brauchen Gott nicht zu mahnen, dass er nach seiner Natur handelt, denn er kann gar nicht anders. Der Maßstab, womit Gott die geschöpfliche Sittlichkeit bemisst, ist kein menschlicher, sondern ein göttlicher. Ein Nachmessen, ein Nachurteilen ist uns auf Erden unmöglich. Deswegen mahnt die Heilige Schrift, nicht zu hadern mit Gott. Im Übrigen, meine lieben Freunde, leben wir alle viel mehr von Gottes Barmherzigkeit als von seiner Gerechtigkeit. Das göttliche Richteramt maßen wir uns zwar oft über andere an, aber es ist uns im Alten wie im Neuen Testament wiederholt und nachdrücklich verboten worden. Vereinigen wir uns in dem Gebet: „Gott, lass uns, die wir mit Recht für unsere Missetaten gezüchtigt werden, durch den Trost deiner Gnade das ewige Leben erlangen.“ Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Wirkung des Messopfers

22.07.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Gabengebet der heutigen heiligen Messe lesen wir: „Sooft man das Gedächtnis dieses Opfers feiert, wird das Werk unserer Erlösung vollzogen.“ Ich wiederhole: Sooft man das Gedächtnis dieses Opfers feiert, wird das Werk unserer Erlösung vollzogen. Die Messe ist also nicht eine bloße Gedächtnisfeier des Opfertodes Christi, sie ist dessen wahre und wunderbare, wenngleich unblutige und geheimnisvolle Erneuerung, Darstellung, Wiederherstellung, Repräsentation. Wenn das Messopfer das Kreuzesopfer vergegenwärtigt, und wir auf diese Weise uns in Verbindung bringen mit dem Opfer Christi am Kreuz, wird dadurch das Heil in uns gewirkt, welches das Kreuzesopfer für uns erworben hat. Das Erlösungswerk Christi diente der Verherrlichung Gottes in einer zweifachen Weise: in einer mehr gegenständlichen und in einer mehr subjektiven Weise. Der Kreuzestod Christi bedeutet eine von Gott selbst vorgenommene Darstellung und Verwirklichung der göttlichen Herrlichkeit. Angesichts des vom Vater in den Tod hingegebenen Gottessohnes können und müssen wir sagen: So ist Gott. So ist er, dass er dies wirkt, was hier geschieht. In diesem Geschehen wird er uns sichtbar als der Gnädige und Barmherzige, als der Heilige und Gerechte. Dadurch, dass Gott seinen eigenen Sohn in den Tod hineingab, offenbarte er sich als die gerechte und heilige Liebe. Dadurch, dass er ihn in das Grauen und in die Schande dieses Todes hineinstieß, offenbarte er sich als den gnädigen Richter über die Sünde. Die göttliche Selbstdarstellung erfolgt in der Weise, dass der menschengewordene Sohn Gottes dessen Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst in sein Herz aufnahm und in seinem Leben und Sterben vollzog. Das geschah in der Hingabe an den Willen des Vaters, im Lob und Preise Gottes, im Gehorsam gegen den Auftrag des Vaters. Durch seine Liebe und seinen Gehorsam hat Christus die Selbstherrlichkeit und den Ungehorsam des sündigen Menschen überwunden. Durch seinen Tod hat er die Menschen mit Gott versöhnt. Er hat die Sünden gesühnt, indem er den Fluch (den Fluch der Sünde) in vorbehaltloser Hingabe auf sich nahm und so von innen her aufarbeitete und überwand. In seiner Liebe und in seinem Gehorsam hat er den ewigen Heilswillen des gerechten und gnädigen Gottes vollstreckt.

Die Messfeier ist also eine Verkündigung des Todes Jesu. Dieser aber ist an sich und in seinen Wirkungen der höchste Anbetungsakt, der Gott gezollt werden kann, weil er die rückhaltlose Anerkennung seiner Majestät ist. Was vom Kreuzesopfer gibt, das gilt auch vom Messopfer. Es ist Anbetung und Lob, Danksagung und Sühne. Das Messopfer ist zuerst verleiblichte Anbetung. Was da in der Eucharistie geschieht, ist Teilnahme an dem Heiliggruf, in dem die Engel und Heiligen des Himmels ihre Hingabe an Gott ausströmen. Im eucharistischen Opfer tritt die Kirche durch Christus und mit Christus vor das Antlitz des Vaters und huldigt ihm als dem Herrn des Himmels und der Erde. Achten Sie auf das Gebet nach der Wandlung. Da heißt es: „...dass durch Christus dem Vater im Heiligen Geist alle Ehre und Verherrlichung dargebracht werde.“ Die Anbetung wirkt sich aus im Rühmen und Preisen Gottes und im Dank für die Teilnahme, die er uns an seiner Herrlichkeit gewährt. Das Messopfer ist verleiblichtes Loben und Danken. Die Danksagung geschieht für das Werk der Erlösung und der Schöpfung. Die Wirkung eines Lob- und Dankopfers erreicht das

Messopfer objektiv durch sich selbst, weil es die heiligste und gottgefälligste Gabe ist, die Gott dargebracht werden kann, nämlich sein eingeborener Sohn. Als Opfer der Kirche verbindet sich mit ihr noch der sekundäre Lobpreis und Dank der opfernden Gläubigen. Also die Danksagung geschieht durch die Opferdarbringung selbst, deswegen Eucharistie – Danksagung. Aber was im Opfervorgang geschieht, wird in einer Folge von wirksamen Gebeten in das gläubige Bewusstsein aufgenommen und vor dem Vater im Himmel ausgesprochen.

Christus hat seinem Kreuzesopfer Sühnewert beigelegt. Besonders deutlich beim Blut, er kennzeichnete es als für die Vergebung der Sünden zu vergießendes. Wie das Kreuzesopfer ist auch dessen Repräsentation ein Sühnopfer. Die Messe ist ein Sühnopfer, weil das Kreuzesopfer in ihr lebendig ist. Die Anbetung des sündigen Menschen wird zur Sühne, also zur Wiedergutmachung, zur Ersatzleistung, für die Sünden angesichts der eigenen Unzulänglichkeit und Sündhaftigkeit. So bittet die Kirche um die Verzeihung der Sünden und um die Kräftigung des göttlichen Lebens in uns. Tatsächlich hat das eucharistische Opfer die Kraft, die Sünde zu überwinden. Aber es tilgt nicht, wie Luther meinte, die Sünde unmittelbar, sondern erwirkt die Gnade der Bekehrung und vermehrt die Liebe. Ich wiederhole diesen wichtigen Satz: Es erwirkt die Gnade der Bekehrung und vermehrt die Liebe. Die Vertilgung der Sünden gehört in das Bußsakrament, nicht in die Opferfeier. So überwindet das eucharistische Opfersakrament immer wieder von Neuem die auch im Getauften verbleibende und sich regende Unvollkommenheit und Sündhaftigkeit. Durch das eucharistische Opfer wird die Kirche immer stärker in das Herrlichkeitsleben Gottes hineingezogen. In der Hingabe an den Vater, die die Kirche im eucharistischen Opfer vollzieht, geht die Selbstsucht und die Selbstherrlichkeit des Menschen immer wieder unter, wird die Heiligkeit und die Liebe stets neu gewirkt und gefestigt. Weil jede Generation in der Kirche von der Sünde bedroht ist, bedarf es immer wieder der Reinigung und Entsündigung, der Heiligung und Vervollkommnung durch das eucharistische Opfer.

Die eucharistische Opferhandlung ist schließlich eine an den Vater gerichtete Bitte um das Heil. Es wird für alle mit Christus durch die Taufe Verbundenen, für die Glieder des Leibes Christi, ja für alle Menschen, sogar für die Verklärung des Weltalls dargebracht. Die in der Welt verborgener Weise gegenwärtige Herrlichkeit Christi soll einmal in unverhülltem Glanz hervortreten; und das erbitten wir im Messopfer. In besonderer Weise wird es dargebracht für die Verstorbenen. Das eucharistische Opfer ist eine von der Kirche Gott dargebrachte Bitte, er möge um des Leidens und Sterbens Christi willen – das in der Eucharistie vergegenwärtigt wird – den Verstorbenen gnädig sein, sie von allen Mängeln befreien und zur Teilnahme an seiner unverhüllten Herrlichkeit führen. Wir opfern den für unsere Sünden geschlachteten Christus und dadurch versöhnen wir den barmherzigen Gott mit ihnen und uns.

Das Messopfer ist nicht nur das objektive Selbstopfer Christi, es ist auch ein subjektives Mitopfern des Priesters und der Gläubigen. Das Opfer Christi ist zugleich das Opfer der Kirche. Christi Opfer ist objektiv und stets wirksam, aber es kann nur in wahrhaft fruchtbringender Weise wirksam sein, wenn die Gläubigen sich an die Opfergesinnung und an die Opfertätigkeit ihres Hauptes und Hohenpriesters anschließen; und das soll nach allen vier Seiten geschehen: in Lob, Dank, Sühne, Bitte. Das Sich-Opfern ist von Anfang an ein in der Kirche betonter Gedanke. Am Kreuze opferte Christus allein, in der Messe aber soll der ganze mystische Leib Christi mit ihm sich Gott darbringen. Keine Gelegenheit und keine dringendere Einladung zum persönlichen Opfer gibt es als im Messopfer. Ich wiederhole: Es ist kein edleres, kein würdigeres Sühnopfer für unsere Sünden als sich selbst, ganz und unbedingt mit dem Opfer des Leibes Christi in der Messe und in der Kommunion hinzugeben.

Der Wert des Messopfers ist unendlich, weil er identisch ist mit dem Kreuzesopfer. Die Unendlichkeit ergibt sich aus der Würde der Opfergabe und des primären Opferpriesters, nämlich Christus. Opfergabe und Opferpriester ist der vom Himmel herabgestiegene Sohn Gottes, der aus der Jungfrau Maria eine menschliche Natur angenommen hat. Deswegen ist das Genügen des Messopfers unendlich. Es wird auch durch noch so viele Gläubige nicht erschöpft. Der Wert des einzelnen Messopfers wird durch die Zahl der subjektiven Teilnehmer nicht berührt; er ist in sich unendlich. Die Wirkungen freilich, die sich auf den Menschen beziehen, sind endlich, weil der Mensch das Unendliche nicht fassen kann. Diejenigen Wirkungen, die das Messopfer objektiv für die Menschen hervorbringt, heißen Früchte des Messopfers. Man unterscheidet eine vierfache Opferfrucht. Erstens: Die Opferfrucht

des zelebrierenden Priesters; sie ist eine ganz besondere. Er dient dem himmlischen Hohenpriester als stellvertretendes Organ, als Werkzeug kraft seiner Ausrüstung und Bestellung durch die Weihe. Dafür gebührt ihm aufgrund seines Dienstes eine ganz besondere Messfrucht. Auch deswegen verlangt die Kirche von den Priestern die tägliche Feier des Messopfers. Ich habe nie begriffen, wie Priester das Messopfer unterlassen können, weil keine Gemeinde da ist oder weil sie sich etwas anderes vornehmen. Zweitens: Die Opferfrucht der Gläubigen, die der Messe beiwohnen, ist eine besondere im Gegensatz zu den Früchten, die allen Gläubigen zukommen. Die besondere Frucht der Messteilnehmer entspricht ihrer besonderen inneren und äußeren Teilnahme am Messopfer. Jeder, der die Messe in entsprechender Gesinnung mitfeiert, geht beschenkt und bereichert nach Hause. Drittens: Die Opferfrucht der Gesamtheit der Gläubigen ist eine allgemeine, universale. An ihr partizipieren kraft der Gemeinschaft der Heiligen alle Gläubigen der Kirche. Jedes Messopfer ist ja ein Opfer der Gesamtkirche. Und auch wenn der Priester allein oder mit wenigen Gläubigen die Messe feiert, es ist ein Opfer der Gesamtkirche, weil es das Opfer Christi ist, des für die Menschheit von Gott bestellten Mittlers. Deshalb darf diese Frucht sogar auf die ganze Welt ausgedehnt oder doch für sie erhofft werden. Es ist ein uralter Brauch der Kirche, für alle Menschen zu beten. Die Erde, meine lieben Freunde, die Erde dürstet nach der Feier des Messopfers. Die Kirche, die Menschheit bedarf ihrer. Viertens: Diejenigen, für welche die Messe appliziert, zugewendet wird, empfangen die Hauptfrucht. Es ist jene Frucht, über die der Priester als Diener Christi ein freies Verfügungsrecht empfängt, sodass er sie demjenigen oder denjenigen zuwenden kann, den oder die er in der Messintention vor Gott benennt. Die Applikation der heiligen Messe ist ein außerordentlich wichtiges Seelsorgsmittel und eine außerordentlich wichtige Hilfe für die, die in dieser Intention mit dem Segen des Messopfers, des Kreuzesopfers, beschenkt werden. Die Gläubigen dürfen an den Priester herantreten und ihn bitten, das Messopfer in einer bestimmten Meinung, Intention genannt, darzubringen. Es ist üblich, die an den Priester gerichtete Bitte, das Messopfer in einer bestimmten Absicht darzubringen, mit einer Opfergabe zu verbinden. Diese Opfergabe nennt man das Messstipendium, ein Geldopfer. Nur gegen Überforderung hat die Kirche festgelegt, dass es in unseren Breiten 5 Euro sein sollen. Der Priester übernimmt dabei die Verpflichtung, das Opfer in dieser Meinung zu feiern. Das Geld, das dabei anfällt, verwende ich ohne Abzug für gute Zwecke. Ich behalte nicht einen Cent von den Messstipendien. Wer nicht in der Lage ist, das Geldopfer darzubringen, für den feiert der Priester das Opfer dennoch auch ohne Messstipendium in dessen Meinung. Ich erkläre ausdrücklich: Ich appliziere viele Messen auch ohne Annahme eines Messstipendiums. Da muss ich noch ein Missverständnis klären, nämlich: dadurch dass dem Stipendiengeber eine spezielle Frucht des Messopfers zugewendet wird, wird den übrigen Messteilnehmern und Empfängern der Opferfrucht nichts entzogen. Der Reichtum der Gabe Gottes ist unendlich; endlich ist lediglich unsere Aufnahmefähigkeit. Sooft man das Gedächtnis dieses Opfers feiert, wird das Werk unserer Erlösung vollzogen. Dieser fundamentale Satz steht im Gabengebet der heutigen heiligen Messe. Wir sind keine Zeitgenossen Jesu, wir haben sein Opfer am Kreuze nicht miterlebt wie die Jünger, die Frauen aus Galiläa und seine Mutter, aber der Herr hat uns ein Denkmal seines Leidens hinterlassen: die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers in der heiligen Messe. Das Messopfer ist das Kreuzesopfer in sakramentaler Gestalt. Das Messopfer ist eine Epiphanie von Golgotha. Es wendet uns die Gnaden des Kreuzesopfers zu. Das Buch von der „Nachfolge Christi“, in dem ich täglich lese, beschreibt den Segen des Messopfers wie folgt: „Wenn der Priester das heilige Messopfer darbringt, ehrt er Gott, erfreut er die Engel, erbaut er die Kirche, hilft den Lebenden, verschafft den Verstorbenen Ruhe macht sich selbst aller Güter teilhaftig.“ So ist es. Es ist das größte Glück, meine lieben Freunde, es ist das größte Glück des katholischen Priesters, täglich das heilige Messopfer feiern zu dürfen; nichts darf ihm vorgezogen werden. Es ist aber auch ein unbeschreibliches Glück, das Messopfer mitfeiern zu können, mitopfern zu dürfen. Es gibt Gläubige, die täglich an der Feier des Messopfers teilnehmen. Sie wissen: Besser können sie den Tag nicht heiligen als dadurch, dass sie sich in die sakramentale Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers eingliedern. Mehr können sie den Menschen auf dieser Erde und im Reinigungszustand nicht schenken als die Frucht dieses heiligen Geschehens. Sooft man das Gedächtnis dieses Opfers feiert, wird das Werk unserer Erlösung vollzogen.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Unterscheidung der Geister

29.07.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In der Epistel der Messe des heutigen Sonntags zählt der Apostel Paulus eine Reihe von Gaben auf, die der Heilige Geist in den empfangsbereiten Seelen weckt. Dabei nennt er auch die Gabe der Unterscheidung der Geister. Was hat es mit dieser Gabe auf sich? Unterscheidung der Geister lässt uns in geistlichen Dingen bei Gefahr der Täuschung Wahres und Falsches, Gutes und Böses auseinanderhalten. Es muss sich immer um eine besondere Schwierigkeit handeln, Rechtes oder Verkehrtes zu erkennen, um die Gabe der Unterscheidung der Geister wirksam werden zu lassen. Der Gegenstand der Unterscheidung sind die Geister. Damit sind in erster Linie die Antriebe in uns gemeint, die Antriebe zu einem religiösen Fürwahrhalten, zu einem einzelnen Gewissensurteil oder zu einer Pflicht oder zu einem allgemeinen sittlichen Urteil. Dieser Antrieb in uns kann von außen oder von innen kommen, er kann gut und er kann böse sein. Man unterscheidet nämlich gewöhnlich zwei verschiedene Arten von Geistern, also Antrieben: den guten Geist und den bösen Geist; unter dem guten versteht man alle guten Antriebe, unter dem bösen alle verwerflichen Antriebe. Unter den Wirkungen der verschiedenen Geister versteht man Zustände und Erlebnisse der Seele, von denen man wissen will, ob sie gut oder böse sind. Unter Geistern versteht man aber auch Menschen, Menschen, die uns begegnen und die uns umgeben. Auch über sie müssen wir uns ein Urteil bilden. Wir müssen ja mit ihnen umgehen und wir müssen uns klar werden, mit wem wir es zu tun haben. Wir müssen also ihre Charaktere und ihre Einstellung kennen. Wir müssen uns bereiten auf das, was von ihnen ausgeht und auf uns zukommt. Diese Form der Unterscheidung der Geister ist unentbehrlich. Schon der Herr hat seine Jünger gemahnt, sich vor den Menschen in Acht zunehmen: „Hütet euch vor den Menschen!“ Seinen Aposteln legte er nahe, wenn sie ausgesandt würden, darauf zu achten, dass sie wie Schafe unter die Wölfe gesandt werden. Sie müssen also fähig sein, Schafe und Wölfe zu unterscheiden. Das Alte Testament weiß viel von echten und unechten, von falschen und wahren Propheten. Die von Gott ausgesandten Boten, die echten Propheten, beziehen furchtlos Stellung gegen Lügner und Betrüger, üben die ihnen gewonnene Gabe der Unterscheidung der Geister. Beim Propheten Michäas heißt es: „Für Bestechung sprechen Recht ihre Häupter, ihre Priester lehren um Lohn, ihre Propheten weis-sagen um Geld“ – sie sind also käuflich. Der Prophet Jeremias spricht ähnlich: „Propheten wie Priester, alle treiben Betrug. Meines Volkes Zusammenbruch wollen sie heilen, indem sie leichthin: Friede, Friede! reden. Es ist aber kein Friede.“ Jesus, unser Herr, unterscheidet scharf zwischen den Menschen, die Gott im Munde führen, und anderen, die Gottes Willen tun. „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters im Himmel tut.“ Er spricht auch von falschen Propheten: „Hütet euch vor den falschen Propheten. Sie kommen zu euch in Schafsfellen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe.“ Der Herr gibt ein Mittel an, sie zu durchschauen: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen oder Feigen von den Disteln? So trägt jeder gute Baum gute Früchte, aber der schlechte Baum trägt schlechte Früchte. An ihren Früchten also werdet ihr sie erkennen.“ Also die Menschen

erkennt man daran, was sie vollbringen, was sie bewältigen, an dem Guten, das sie schaffen, oder an dem Bösen, das sie tun. Die Apostel trugen die Lehre des Herrn weiter. Unter den mannigfaltigen Gaben, die aus dem einen Geist den Gläubigen der Gemeinde in Korinth zukommen, wird ausdrücklich die Gabe der Unterscheidung der Geister gelehrt, wie wir heute in der Epistel gehört haben. Vom Zusammenhang des Textes ist hier die Fähigkeit gemeint, zu unterscheiden, ob aus einem Ekstater der Geist Gottes oder der Geist eines Dämons spricht. Aber damit erschöpft sich nicht die Gabe der Unterscheidung der Geister. Die Briefe der Apostel sind angefüllt mit Warnungen vor Verführern und Irrlehrern. Wo Paulus von den überstandenen Verfolgungen und Leiden spricht, da erwähnt er auch die Gefahren von falschen Brüdern. Im 2. Brief an die Korinther spricht er von Predigern, die einen anderen Jesus verkünden, als er es getan hat, die ein anderes Evangelium bringen, als sie von ihm empfangen haben. Und dann sagt er offen: „Diese Leute sind Lügenapostel, heimtückische Arbeiter, die sich in Apostel Christi verkleidet haben.“ Die Korinther sollen sich darüber nicht verwundern, denn selbst der Satan verkleidet sich in einen Lichtengel. Der Antichrist ist ein Meister der Verführung. Er tritt auf mit allerlei Macht, Zeichen und Lügenwundern. Wir sehen, die Gabe der Unterscheidung der Geister ist uns allen dringend notwendig, ja unentbehrlich. Wir sind mannigfachen Verirrungen und Täuschungen ausgesetzt. Und deswegen mahnt uns der Liebesapostel Johannes: „Glaubet nicht jedem Geist. Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind.“ Er unterscheidet den Geist der Wahrheit und den Geist der Lüge. Diese Unterscheidung ist fundamental. Er gibt auch ein Kriterium an für die Unterscheidung der Geister: „Darin soll ihr den Geist Gottes erkennen: Jeder Geist, der bekennt, dass Jesus Christus im Fleische gekommen ist, ist aus Gott. Und jeder Geist, der Jesus nicht bekennt, ist nicht aus Gott.“ Hier geht es also um die Menschwerdung. Wer leugnet, dass der LOGOS Mensch geworden ist, der spricht aus dem Geiste des Dämons. Das Christentum ruht auf der Menschwerdung Gottes. Johannes warnt auch vor den Brüdern, die abgefallen sind: „Von uns sind sie ausgegangen, aber sie gehörten nicht zu uns. Denn wenn sie zu uns gehört hätten, wären sie bei uns geblieben. Es sollte offenbar werden, dass sie nicht zu uns gehören.“ Die Kirche hat in ihrer langen Geschichte ausgiebige Erfahrungen mit Fälschern und Täuschern, mit Eigennützigern und Selbstsüchtigen gemacht. In einer uralten Schrift, der Zwölf-Apostel-Lehre aus dem 2. Jahrhundert, heißt es: „Hütet euch vor solchen, die mit dem Christentum Geschäfte machen.“ Damit sind Personen gemeint, die vorgeben, für Glauben und Kirche zu arbeiten, in Wahrheit aber das Christentum benutzen, um Geld und Vorteile für sich selbst zu gewinnen. Den Irrlehrern handelt es sich nie um die Reinheit des Glaubens, sondern um die Befriedigung der schlechten Begierden wie der Hoffart und der sinnlichen Lust. Die religiösen Lehren sind nur der Vorwand, dessen sie sich bedienen, um ihre schlechten Ziele zu erreichen. So hat es Luther gemacht. Luther versprach den Fürsten und Städten den Besitz der Kirche; er versprach den Priestern die Ehe; er versprach den Mönchen die Befreiung aus dem Kloster; er versprach den Laien die Scheidung in der Ehe. Seine maßlose Selbstüberschätzung kann schwerlich überboten werden. Er behauptete, 1500 Jahre vor ihm sei die Bibel missverstanden worden, erst er habe sie unter der Bank hervorgezogen.

Die Gabe der Unterscheidung der Geister lehrt den Menschen, sich und andere zu erkennen. In diesem Charisma wird gleichsam instinkthaft durchschaut, ob das jeweils Vorgestellte und den Willen Antreibende zu Gott führt oder von ihm abführt. Wie erkennen wir, was von uns und was von außen kommt? Das ist die grundlegende Unterscheidung: was von uns innen und was von außen kommt. Was aus uns ist, also was in uns aufsteht, können wir frei anfangen, fortsetzen und vollenden, tun oder lassen. Es wirkt sanft, unserer Anlage entsprechend, und lässt die natürlichen Ansätze erkennen. Auch widersteht es hartnäckig dem Gebet, während die von außen herwirkenden Teufel auf Anrufung der himmlischen Mächte hin rasch Kraft und Mut zu verlieren pflegen. Was von außen eingegeben ist, kommt entweder von Gott oder vom Teufel. Wie erkennt man es, ob es der gute oder der böse Geist ist, der uns anrührt? Man erkennt es aus dem Inhalt der Eingebung. Merkmale des guten Geistes auf dem Gebiete der Erkenntnis sind die Wahrheit, er widerspricht nie dem Glauben; die Erleuchtung, er bringt nie Verwirrung; die Geringachtung seiner selbst und die Gelehrigkeit und Diskretion. Der gute Geist regt nur an, was sich uns schickt und was wohl bemessen ist. Ob der gute oder böse Geist uns angeht, erkennt man auch aus der Art, wie die Eingebungen den Umständen angepasst sind. Jene Einsprechung und Anregung ist verdächtig, die nach ihrem Inhalt dem Stande, dem Beruf, dem Alter,

dem Geschlecht, der gewöhnlich als vollkommen geltenden Auffassung widerspricht. Das ist verdächtig, was die Körperkraft übersteigt, was die Vollkommenheit nicht stufenweise, sondern sprunghaft zu erreichen sucht. Auch jene Süßigkeit, die manche zu empfinden meinen, jene unvollkommenen Menschen beim Gebet, auch jene Süßigkeit ist verdächtig. Ob der gute oder böse Geist uns eingeht, erkennt man auch aus der Art, wie die Einsprechung sich äußert. Der gute Geist ist ein Freund und tritt als solcher auf. Zwar kann er auch durch seine Forderung erschrecken, aber die Seele, die das Opfer bringt, wird von ihm getröstet. Schließlich, um noch einmal zu fragen: Wie erkennen wir, ob der gute oder der böse Geist in uns spricht? Wir erkennen es aus der Wirkung. Der gute Geist bringt guten Mut, wahren Frieden, reiche geistige Freude. Wo Unruhe hervorgerufen wird, da ist es gewöhnlich der böse Geist, der entmutigt. Er macht unruhig, er schafft Betrübniß. Gottes Geist bringt Friede und Ruhe, der böse Geist ist heftig, ungestüm. Menschen, die seiner Täuschung anheimfallen, erkennt man daran, dass sie ungeduldig, eigensinnig, stolz, verschlagen, stürmisch sind. Unter dem Vorwand des Eifers wollen sie alles ändern, umstürzen. Niemand ist, den sie nicht kritisierten, nichts, was sie nicht schmäheten. Sie lassen den Leidenschaften ihrer Eigenliebe die Zügel schießen.

Das oberste Kriterium für die Unterscheidung der Geister ist die Offenbarung in ihren beiden Gestalten: der Bibel und der Überlieferung. Vom katholischen Christen, zumal vom Priester und von den ehrenamtlichen in der Kirche Tätigen, wird erwartet, dass sie im Glauben der Kirche stehen, die Lehre der Kirche teilen und die Ordnung der Kirche beobachten. Abweichungen von der Lehre und der Ordnung der Kirche machen verdächtig. An dem Urteil ändert es nichts, wenn diese Änderungen im Namen des Ökumenismus vorgetragen werden. Das Bemühen, die getrennten Christen wieder zu der einen Herde des Herrn zurückzuholen, wird nicht dadurch gefördert, dass man ihre Irrlehren teilt. „Ich ermahne euch, Brüder“, schreibt Paulus, „habt Acht auf die, welche Zwistigkeiten und Verstöße gegen die Lehre, die ihr gelernt habt, verursachen und geht ihnen aus dem Wege. Denn diese Leute dienen nicht unserem Herrn, sondern ihrem Bauch. Und durch ihre sanften und schönen Reden täuschen sie die Herzen der Arglosen.“ Geistliche und Laien im kirchlichen Dienst werden bestellt, um Gottes Sache in der Welt voranzubringen. Äußerlich gesehen, scheinen sie alle in den vorgeschriebenen Bahnen zu laufen, aber innerlich gesehen, können fundamentale Unterschiede in ihrem Wirken bestehen. Die einen arbeiten allein oder jedenfalls hauptsächlich für Gottes Ehre und das Heil der Menschen, die anderen suchen sich zu profilieren, in den Mittelpunkt zu stellen, den eigenen Vorteil zu finden. Jeder, der in der Kirche tätig ist, muss in sein eigenes Inneres schauen und seine Antriebe und Beweggründe im Lichte Gottes prüfen. „Prüfe dich genau“, schreibt das Buch von der „Nachfolge Christi“, „was dich denn eigentlich entzündet und treibt, ob Gottes Ehre oder dein Nutzen. Ist es Gottes Ehre, die dich antreibt, so wirst du jedes Mal zufrieden sein, ich mag es so ordnen oder anders, liegt aber in deinem Streben Eigennutz verborgen, so ist es gerade dieses, was dich hemmt und beschwert.“ Wir haben die Natur mit allen Menschen gemeinsam, gute und böse Menschen haben dieselbe Natur. Die Natur hat das zum Inhalt, was der Mensch vom Schöpfer mitbekommen hat. Die Gnade beinhaltet das, was er auf übernatürliche Weise erhalten hat. Wie lassen sich Gnade und Natur in einem Menschen unterscheiden? Wir alle machen das Gute zum Vorwand bei unserem Reden und Handlungen, aber der Schein des Guten trübt nur zu viele. Die Natur arbeitet immer nur für ihren Vorteil. Sie sucht scharf, das zu gewinnen, was ihr Nutzen bringt. Die Gnade sucht nicht das, was ihr Vorteil bringt und bequem ist, sondern was andern heilsam ist. Hilfsmittel zur Unterscheidung des guten Geistes und des bösen Geistes sind Gebet – wir müssen immer um Erleuchtung, um Führung bitten –, Studium – ja nicht aufhören, Wissen zu sammeln und das Gelernte zu durchdringen –, Erfahrung – Erfahrung ist durch nichts zu ersetzen, meine lieben Freunde –, Selbsterkenntnis – man muss also schonungslos mit sich selbst ins Gericht gehen, schonungslos –, eigene Übung im geistlichen Leben. Bei Eingebungen von wichtigen oder außerordentlichen Dingen ist es empfehlenswert, sich mit einem erfahrenen Seelenkenner und Seelenführer zu beraten. Unerlässlich ist die Demut. Sie vertraut nicht auf sich, sondern sucht das göttliche Licht und befragt andere gern. Es ist immer leichter, sich raten zu lassen, als anderen zu raten. Auch ist notwendig die Reinheit der Absicht, sowohl im Bezug auf sich selbst als auch bei der Seelenleitung anderer. Reinheit der Absicht, d.h. man darf sich die Absicht nicht trüben lassen durch Voreingenommenheit, durch Anhänglichkeit an andere. Man darf nicht gefallen wollen, sondern muss die Ehre Gottes lauter und selbstlos suchen. Selten, meine

lieben Freunde, war die Unterscheidung der Geister so notwendig wie in unserer Zeit. Papst Paul VI. hat davon gesprochen, dass der Rauch Satans in die Kirche eingedrungen ist – der Rauch Satans! Es ist uns also aufgegeben, den Hauch des Heiligen Geistes vom Qualm des Dämons zu unterscheiden. Das Kriterium für Prediger und Gläubige ist das Festhalten am rechten Glauben. „Keiner, der im Geiste redet, sagt: Verflucht sei Jesus! Und keiner kann sagen: Jesus ist Herr, außer im Heiligen Geist.“ Die Botschaft von der Rettung und vom Heil ist fest verknüpft mit dem Glauben an den menschgewordenen Gott. „Und wenn ein Engel vom Himmel käme“, schreibt Paulus an die Galater, „und euch ein anderes Evangelium verkündigte, als wir verkündigt haben, der sei verflucht!“ Das Richtmaß der Beurteilung der Geister ist immer der verbindliche Glaube der Kirche und die Auferbauung der Gemeinde. Es ist die Eigenart und das Erfolgsrezept der falschen Propheten, dass sie den Wünschen und Begehlichkeiten der Menschen Erfüllung versprechen. Die falschen Propheten reden den Menschen nach dem Munde. Die echten Propheten stoßen auf Widerspruch. Wir haben einmal einen solchen Propheten erlebt: den Bischof von Fulda, Bischof Dyba. Und wie ist es ihm ergangen? In der Universitätsstadt Marburg wurde er angespuckt, angerempelt, geschlagen; so geht es dem echten Propheten. Die falschen Propheten sind darin erkennbar, dass sie den Christen ein entschärftes Evangelium und eine verbilligte Gnade vorlegen und dass sie darum in der Welt beliebt sind. Deswegen, meine lieben Brüder und Schwestern, halten wir uns an Johannes: „Glaubet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Wirkungen der heiligen Eucharistie

05.08.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Schlussgebet der heutigen heiligen Messe heißt es: „Wir bitten dich, Herr, durch den Empfang deines Sakramentes lass uns eine Kräftigung der Seele und des Leibes verspüren, auf dass wir, an beiden gesundet, der vollen Kraft des himmlischen Heilmittels uns erfreuen dürfen.“ In diesem Gebet ist die Rede von den Wirkungen der heiligen Eucharistie. Und damit wollen wir uns heute beschäftigen: Welches sind die Wirkungen der heiligen Kommunion? Die Hauptwirkung der heiligen Kommunion ist die Vertiefung und Verinnerlichung unserer Gemeinschaft mit Christus. Wer die Kommunion empfängt, der nimmt Christus, der nimmt das Fleisch Christi in leibhafter Wirklichkeit in sich auf. Er isst das Fleisch in der Gestalt des Brotes und trinkt das Blut in der Gestalt des Weines. Gewiss, Christus kommt zu uns in einer fremden Gestalt. Leib und Blut Christi sind nicht in ihrer eigenen, sondern in einer fremden Gestalt, nämlich in der Gestalt des Brotes und des Weines gegenwärtig. Das hat einen guten Grund: So soll auch uns die Annahme dieses Geschenkes erleichtert werden. Es soll der Anschein vermieden werden, es gehe hier um Menschenfresserei, um Kannibalismus. Es soll das kapharnaitische Missverständnis vermieden werden. Christus ist in wahrer, wirklicher Leiblichkeit zugegen, aber in einer gänzlich verborgenen Weise. Er kann wegen seiner geistartigen Daseinsweise in der Hostie nicht wahrgenommen werden. Christus ist wahrhaft leiblich, aber nach dem Wesenskern, nach der Substanz zugegen. Auch der Auferstehungsleib Jesu ist ein wahrer Leib, und doch war er ein verklärter Leib, der durch verschlossene Türen ging. So müssen wir uns auch den Leib des Herrn in der Eucharistie vorstellen. Der Leib Christi ist in der Eucharistie nicht nach Art ausgedehnter Körper, sondern in einer geistförmigen Existenzweise gegenwärtig. Er ist ohne räumliche Ausdehnung, also nach Art des Geistes gegenwärtig. Es fällt uns das Begreifen nicht schwer, wenn wir an den Auferstehungsleib des Herrn denken.

Christus selbst schenkt uns sein Fleisch und sein Blut. Man kann sich seinen Leib nicht nehmen, wie man einen Gegenstand nimmt, man kann ihn nur von ihm entgegennehmen. Letztlich ist es der himmlische Vater selbst, der den Tisch deckt und das verwandelte Brot an seine Kinder verteilt. Wie der Vater seinen Sohn in den Tod des Kreuzes hineingab, so gibt er in der Eucharistie als Speise ihn uns hin, indem er den geopfert Leib und das geopfert Blut seines Sohnes in der Gestalt des Brotes und des Weines gegenwärtig setzt. Die Selbstschenkung des Herrn in der heiligen Kommunion geht über alle uns bekannten Formen der Selbstschenkung hinaus. Er schenkt sich uns in leibhafter Wirklichkeit. Er wählte, um die vorbehaltlose Selbstschenkung vollziehen zu können, die äußere Form des Brotes und des Weines, durch deren Vermittlung genießen wir seinen Leib und sein Blut. Diese Selbstschenkung ist Ausdruck der göttlichen Liebe. Hier erreicht die Liebe, was sie sonst immer erreichen möchte, aber nicht erreichen kann, nämlich das völlige Einswerden. Christus schenkt uns nicht seinen toten, sondern seinen lebendigen Leib. Aufgrund des sakramentalen Geschehens: „Dies ist mein Leib ..., dies ist mein Blut...“ ist unter der Gestalt des Brotes nur der Leib und unter der Gestalt des Weines nur das Blut gegenwärtig. Aber Christus ist lebendig, deswegen ist infolge der innigen Verbundenheit aller Teile des Leibes des einen Christus der Leib vom Blut durchströmt und

ist das Blut vom Leib umgeben. Durch die Konkomitanz, wie die Theologen diese geheimnisvolle Wirklichkeit nennen, durch die innere Verbindung ist in der heiligen Hostie auch das Blut des Herrn enthalten, weil es ein lebendiger Leib ist.

So wird die Hingabe des Leibes Christi tatsächlich die Hingabe seiner selbst. Denn Leib und Blut sind verbunden mit der Gottheit, mit dem LOGOS. Was da gegessen wird, ist nicht eine Sache. Das eucharistische Brot, die eucharistische Nahrung kann man nicht essen wie sonstiges Brot. Die Rede vom Brot ist gefährlich. Man könnte die Gestalten für die Wirklichkeit nehmen, aber die Gestalten verbergen ja nur die Wirklichkeit. „Brot“, sagte mir einmal ein biederer Handwerker, „habe ich auch zuhause.“ Der Kommunizierende nimmt den personhaften Christus auf. Die sich hier vollziehende Einigung mit Christus ist eine personale Begegnung mit Christus von größter Tiefe und Innigkeit. So kann er sagen: „Ich bin das Brot des Lebens“ – Ich! bin das Brot des Lebens. So kann er das Essen seines Fleisches und das Trinken seines Blutes gleichsetzen mit dem Essen seiner selbst: „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“ In der Kommunion geht Christus wirklich und leibhaftig in den Kommunizierenden ein. Die Begegnung geschieht in der Form des Essens. Das Essen aber erfolgt in der Weise personhafter Begegnung. Das Essen bleibt so bewahrt vor jeder unpersönlichen Verdinglichung. Es bleibt bewahrt vor einer zauberhaften Aneignung höherer Kräfte. Das ist es nicht.

Die Vereinigung mit Christus ist eine zweifache: eine sakramentale und eine mystische. Man empfängt zunächst das Sakrament und genießt es; das ist die äußerlich leibliche Vereinigung. Sie soll sich aber sofort umsetzen in die innerlich mystische, mit der der Empfänger in die an das Sakrament geknüpfte Gnade eintritt. Die zuerst genannte sakramentale Vereinigung, also das Essen der Hostie, hört nach einiger Zeit auf, wenn nämlich die Gestalt verschwindet, dann dauert auch die Gegenwart Christi nicht fort. Aber die mystische Vereinigung dauert fort durch die Gnade, durch die heiligmachende Gnade. Das ist der reale Grund, warum der Gerechte, der Empfänger, aus der Gnade Christi lebt.

Die heilige Kommunion steigert die Verbundenheit und die Ähnlichkeit des Kommunizierenden mit Christus. Er wird weiter in die Herrlichkeit des Herrn hineingezogen. Er wird in neuer Mächtigkeit in seinen Tod und seine Auferstehung hineingenommen. Dadurch gewinnt auch die Beziehung des Kommunizierenden zum Vater im Himmel wie zum Heiligen Geist eine größere Lebendigkeit. Der Vater sieht in dem Kommunizierenden deutlicher die Züge seines Sohnes und umfängt ihn daher mit größerer Liebe. Ähnlich wird der Kommunizierende stärker vom Heiligen Geist erfasst. Er ist die personhafte Innigkeit, in der Christus und der Kommunizierende zueinander stehen. Die Kommunion steigert also die Verbundenheit mit dem dreipersönlichen Gott. Die durch die Kommunion gewirkte Vertiefung der Teilnahme am Leben des dreipersonalen Gottes wird vom Kommunikanten gelegentlich in geistlicher Freude empfunden. Wenn der heilige Pfarrer von Berlin, Lichtenberg, daran dachte, dass er Priester ist und konsekrieren kann, da kamen ihm die Tränen: „Ich kann jetzt den Heiland auf den Altar herabrufen.“ Infolge der Unanschaulichkeit des göttlichen Lebens ist jedoch diese Erfahrung der Freude nicht notwendig mit der Kommunion verbunden. Christus betont die Wirkung der Erhaltung des übernatürlichen Lebens sehr stark. Er sagt: „Mein Fleisch ist wahrhaft eine Speise. Mein Blut ist wahrhaft ein Trank. Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt – der bleibt! – in mir und ich in ihm.“

Die Stärkung der Christusgemeinschaft hat eine Kräftigung der Gemeinschaft der Kommunizierenden untereinander zur Folge. Diejenigen, welche die eucharistische Speise in sich aufnehmen, werden dadurch zu Blutsverwandten Christi, sie werden untereinander Brüder und Schwestern. Die Kommunion vereinigt sie miteinander und vereinigt sie mit der Kirche. Ja, das ist die Kommunion: das Sakrament des mystischen Leibes Christi. Sie ist der Bürge der kirchlichen Einheit. Die hier zusammen den Leib Christi aufnehmen, sind wahrhaft Brüder und Schwestern. Im eucharistischen Mahle verwirklicht die Kirche immer von Neuem ihr Wesen als der Leib Christi. Die Teilnehmer an dem eucharistischen Mahl wachsen dadurch immer stärker zu einem Leibe zusammen. Christus wird nicht durch die vielen Kommunizierenden verteilt, sondern sammelt sie in sich zu einem Leibe. Die Gemeinschaft mit Christus ist Wurzel und Bürgschaft für die Gemeinschaft der Heiligen. Die Kommunion ist nicht nur eine mystische Vereinigung der Einzelseele mit Christus zum Zweck der Selbstheiligung, sie ist auch das gemeinsame Opfermahl derer, die durch Christus in einem Geiste

Zugang zum Vater erlangt haben. Aus diesem Zusammenhang sieht man, dass die Kommunion nur jenen gereicht werden kann, nur gereicht werden darf, die sich im mystischen Leibe Christi in voller Kirchengemeinschaft befinden. Kommuniongemeinschaft und Kirchengemeinschaft hängen untrennbar zusammen, auch wenn der Bischof von München, Herr Marx, sie trennen will. An der zentralen Kultfeier der Kirche dürfen nur jene teilnehmen, die zu dieser Kirche als Glieder gehören. Die Teilnahme an der heiligen Kommunion ist Ausdruck der bestehenden Einheit den Kommunizierenden, nicht der zu erlangenden Einheit, sondern der bestehenden Einheit. Die Eucharistiefeier ist das Zentralgeschehen in jeder Ortskirche. Sie verbindet die verschiedenen Ortskirchen zur Einheit der größeren Teilkirche, die vom Bischof geleitet wird, die Teilkirchen vereinigen sich zur Gesamtkirche, die dem Papst als dem sichtbaren Vertreter des unsichtbaren Hauptes der Kirche unterstellt ist. Die Gemeinschaft, die durch die Eucharistie gewirkt wird, drängt zur Auswirkung in der Gemeinschaftsgesinnung, in der Gemeinschaftstat, d.h. in der Nächstenliebe. Die Kommunion stärkt die übernatürliche Liebeskraft und entfacht das Feuer der Liebesglut, die sich im Tun der Liebe auswirkt. Wer Christus aufnimmt, wird von der Bewegung der Liebe erfasst, in der Christus existiert, in der er sich dem Kommunizierenden schenkt. Es ist die dienende, es ist die opfernde Liebe. Wer ihrem Wirken keinen Widerstand entgegengesetzt, der betätigt seine Gemeinschaft mit Christus im Dienst an seinen Brüdern und Schwestern.

Die Kommunion ist geistliche Nahrung. Sie bringt das übernatürliche Leben zum Wachsen, dadurch schwächt sie das Ungöttliche und Widergöttliche im Menschen; sie mindert die Neigung zum Bösen; sie stärkt die Widerstandskraft gegen die Sünde; sie nährt die Freude an Gott, den Eifer und die Treue für Christus; sie vernichtet die lässlichen Sünden, indem sie die Liebe und die Liebesreue entzündet und sie bewahrt vor Todsünden; sie drängt alles, was den Menschen von Gott trennt, zurück. Die Eucharistie ist nach dem Konzil von Trient ein Gegenmittel, *antidotum*, wodurch wir befreit werden von den alltäglichen Fehlern und bewahrt werden vor den Todsünden. Doch Todsünden tilgt die Kommunion nicht; das ist der Irrtum Luthers. Der Protestantismus lehrt, das Abendmahl diene der Vergebung der Sünden; das ist falsch. Das Konzil von Trient hat dagegen formuliert: „Wer sagt, dass entweder die vorzüglichste Frucht der Eucharistie in der Sündenvergebung bestehe oder aus ihr keine anderen Wirkungen entspringen, der sei ausgeschlossen.“ In den Einsetzungsworten ist die Sündenvergebung erwähnt, aber als Frucht des geopferten, nicht als Frucht des genossenen Leibes. Christus sagt nicht: Das ist mein Blut, das von euch genossen wird zur Vergebung der Sünden, sondern das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden.

Die Eucharistie ist endlich Unterpfand des ewigen Lebens in der Vollendung in Gott. „Wer dieses Brot isst, wird ewig leben“, sagt unser Herr und Heiland. Die Eucharistie verleiht nicht bloß ein Anrecht auf die einstige Auferstehung, sie wirkt vielmehr verklärend auf den ganzen, in leibhaftiger Wirklichkeit existierenden Menschen und nährt ihn zur Unverweslichkeit. Sie senkt einen Keim der leiblichen Unsterblichkeit in den Menschen. Die Eucharistie ist hingeordnet auf die himmlische Herrlichkeit. Ja, die eucharistische Mahlgemeinschaft ist die Wurzel der himmlischen Gemeinschaft, in der die vollendeten Menschen mit Christus im Heiligen Geist um den Vater versammelt sind. Vor einiger Zeit wurde ein Matrose schwerkrank. Er empfing die heiligen Sakramente. Nach dem Empfang der heiligen Kommunion wurde er heiter und sagte: „Jetzt bin ich bereit zur großen Überfahrt.“ Als der Priester nach dem Grund seiner Heiterkeit fragte, entgegnete der Matrose: „Jetzt brauch ich mich nicht mehr zu fürchten, denn der Steuermann ist an Bord.“ Dabei zeigt er auf seine Brust, um auf die empfangene heilige Kommunion hinzudeuten. Wer in Todesgefahr den Leib des Herrn empfängt, gleicht einem Manne, der eine Fahrkarte für die letzte Fahrt gelöst hat.

Man hat die Frage gestellt, ob man die Kommunion für andere aufopfern kann. Die Antwort lautet: Die Kommunion ist eine geistliche Speise. Niemand kann für einen anderen essen und niemand kann für einen anderen kommunizieren. Was die Eucharistie als geistliche Nahrung wirkt, kann sie nur im Kommunizierenden wirken. Niemand kann für einen anderen ein Sakrament empfangen. Aber: Nun kann man unter Aufopferung der Kommunion die Bitte verstehen, Gott möge um der beim Empfang des Herrenleibes vollzogenen Akte des Glaubens und der Liebe einem anderen Gnade erweisen, das ist möglich. Gegen eine solche Erklärung kann man keine Einwände erheben. Es wird aber dadurch nicht die Kommunion aufgeopfert, sondern das menschliche Mühen anlässlich der Kommu-

nion. Wenn durch den Empfang des Herrenleibes das göttliche Leben im Kommunizierenden wächst, darf dieser hoffen, dass Gott auch seine Freunde inniger mit sich verbindet. Die Vereinigung des Kommunizierenden mit Christus und Gott ist die primäre und eigentlich sakramentale Wirkung der heiligen Kommunion. Christus wollte, dass dieses Sakrament genossen wird als geistige Speise der Seelen, auf dass dadurch die Lebenden genährt und gestärkt werden durch das Leben dessen, der gesagt hat: „Wer mich isst, der wird leben um meinetwillen.“ Daher lautet auch das Gebet der Kirche bei der Darreichung der heiligen Hostie: „Der Leib unseres Herrn Jesus Christus bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der heilige Gott

12.08.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott ist heilig. Wir bekennen ihn als den dreimal Heiligen. Damit ist eine Seinsbestimmtheit Gottes ausgesagt. Die Seinsbestimmtheit der Heiligkeit ist die exklusive Existenzweise Gottes. Wenn wir von Gott sagen, dass er heilig ist, so wollen wir damit ausdrücken, dass er anders ist als jedes Geschöpf, anders als alles, was uns aus der Erfahrung bekannt ist, dass er über Menschen und Dinge erhaben ist, dass er in freiem herrscherlichen Handeln die Natur und die Geschichte formt. Die Andersartigkeit Gottes wirkt sich in zweifacher Weise aus: als unverletzliche, unnahbare, ja drohende und schreckende Majestät und als anziehende, beglückende, geistige und segnende Macht, als Gericht und Begnadung, als Gerechtigkeit und Liebe. Gottes Heiligkeit ruft demgemäß im Menschen Furcht und Liebe, Schauder und Entzücken hervor, sie hält ihn von Gott zurück und zieht ihn zu ihm hin. Diese Haltungen und Stimmungen vereinigen und steigern sich in der Anbetung Gottes. In der Anbetung liegt unser Bekenntnis zu der Aseität Gottes. Aseität heißt: das Aus-sich-selber-Sein. Wir sind nicht aus uns selber, sondern wir sind von anderen. Gott aber ist „a se“; er besitzt das Wesen, das seine Notwendigkeit in sich trägt. In der alttestamentlichen Offenbarung tritt die Heiligkeit Gottes als seine hervorragende, hervorstechendste Eigenschaft hervor. Sie besteht in seiner machtvollen Allerhabenheit, in der völligen Unabhängigkeit Gottes. Sie ist nicht eine Eigentümlichkeit neben anderen Eigentümlichkeiten, nein, sie ist vielmehr die Eigentümlichkeit, die Gott als Gott erscheinen lässt. Sie durchdringt alles andere. Die Heiligkeit drückt sich vor allem aus in dem Bilde von seinem Thronen in der Höhe, von seinem Wohnen im Himmel. In dieser räumlichen Vorstellung wird nicht etwa eine Raumgebundenheit Gottes ausgesagt, sondern seine Weltüberlegenheit. Hier wird nicht eine Quantität, sondern eine Qualität ausgesagt. Der in seinem Glauben verunglückte evangelische Theologe David Friedrich Strauß spottete, dass Gott infolge der Fortschritte der Naturwissenschaft und der Technik seinen Wohnraum im Himmel verloren habe, weil das, was ihm bisher gehört habe, nun der Mensch für sich erobert habe. Und der russische Raumfahrer Gagarin erklärte, er habe bei seiner Raumfahrt Gott nicht angetroffen. Dieser Spott ist nicht nur unangebracht, sondern er ist töricht. In der Vorstellung vom Himmel drückt sich gerade jene Weltüberlegenheit Gottes aus, die es den Menschen verwehrt, Gott mit den Mitteln der Naturwissenschaft und der Technik zu suchen und zu finden. Gott ist nicht nur über die Erde, er ist auch über den Wolkenhimmel, über die Stratosphäre und über die Sternenwelt erhaben. Er lebt in einer Wirklichkeit, die jenseits aller Erfahrung liegt.

Gottes Heiligkeit enthüllt sich in seinem Handeln. Durch sein Tun erweist sich Gott als derjenige, der alles Geschöpfliche überschreitet; er ist transzendent. Der innerlich und wesentlich vom Menschen Verschiedene, der vom Geheimnis Umgebene, der Gott, der Gericht hält und Gnade schenkt, den der Mensch verehren, ja fürchten, aber zugleich lieben muss: nichts kann ihm verglichen werden. Sein Handeln ist von jedem menschlichen Handeln verschieden. Überall, wo Gott als Wirker der Geschichte hervortritt, müssen die Menschen einsehen und bekennen: Das hat der Herr getan. In solchem Handeln tut er sich als der Heilige, d.h. als der von den Menschen Gesonderte hervor. Da offenbart er, dass er Gott ist und nicht ein Mensch, der Heilige in der Mitte seines Volkes. Die Offen-

barung der Heiligkeit ist also die Offenbarung seiner Göttlichkeit. Die Heiligkeit ist das Geheimnis Gottes. Gottes Name, d.h. sein im Menschen erschlossenes Wesen, ist heilig. Wenn daher Gott sein Wort an die Menschen richtet, wenn er ihnen seinen Geist sendet, d.h. wenn er aus seiner Unzugänglichkeit hervortritt, dann erfahren diese ihn als den Heiligen, als den, der heilt und beglückt, der rettet und richtet. Die Heiligkeit Gottes wird im Alten Testament erlebt als die Rettung vor dem Pharao, als der Heilige, der in der Wüste Wasser spendet, der aber auch das Volk straft, indem er Schlangen kommen lässt. Aber auch gleichzeitig offenbart sich die Heiligkeit in seiner Treue und in seinem Erbarmen, erschreckend und ergreifend zugleich. Wenn Gott seine Gegenwart bekundet, da erfasst den Menschen Furcht und Schrecken. Vor dem heiligen Gott fällt der Mensch nieder, um anzubeten und zu preisen. „Der Herr ist König“, so heißt es in einem Psalm, „die Völker beben, die Erde wankt. Groß ist der Herr, über alle Völker erhaben. Preisen sollen sie seinen Namen, den großen und hehren, heilig ist er.“ Gott ist nicht nur an sich heilig, auch seine Wirkungen sind es, sein Gesetz, seine Werke, sein Arm, alle seine Wege. Die Heiligkeit Gottes offenbart sich auch im Sittengesetz, das er den Menschen gibt. Es offenbart sich die Heiligkeit im Sündenfall, in den Strafgerichten über die Sünde, in der Verkündigung der Gebote.

Gottes Heiligkeit ist zunächst eine Seinsbestimmtheit, aber sie ist auch eine sittliche Qualität. Die Heiligkeit ist eine Qualität seines Willens, d.h. sein Wille stimmt wesenhaft überein mit der Norm der Sittlichkeit. Er hat nicht zu ringen, um die Gebote zu erfüllen, die er selber gegeben hat, ja, die er ist, sondern seine wesenhafte Übereinstimmung mit der Norm der Sittlichkeit, die unendliche Liebe zu seiner eigenen Güte und die unendliche Liebe zu seiner Sündlosigkeit, das ist die sittliche Heiligkeit Gottes. Gott ist dadurch heilig, dass er seinem heiligen Wesen nach gemäß handelt. Er handelt in sittlicher Vollkommenheit. Gott ist der Inbegriff dessen, was wir sittliche Vollendung nennen. Er ist der Widerspruch zu alledem, was wir unter Sünde verstehen. Gott ist der Heilige sowohl als Rächer der Sünde wie als Erlöser von Schuld. Das ganze Neue Testament erzählt von dem Kampf, den Gott durch Christus gegen das Böse führt. Christus selbst ist die sichtbar gewordene Heiligkeit Gottes. Er ist der verleblichte Widerspruch gegen die Sünde, gegen Ungerechtigkeit und Selbstsucht, gegen Lüge und Heuchelei. Sein Werk dient der Vernichtung des Bösen und der Aufrichtung der Herrschaft des Guten.

In der Heiligen Schrift, meine lieben Freunde, ist häufig vom Zorne Gottes die Rede. Was will damit gesagt sein? Die Rede vom Zorn Gottes ist Ausdruck der wesenhaften Heiligkeit Gottes. Der Zorn Gottes besagt den heiligen Widerwillen Gottes gegen das Böse. Er ist die Reaktion Gottes auf die Verletzung seines absoluten Herrschaftsanspruches gegenüber den Völkern und den Menschen. Er ist die Antwort Gottes auf die Verletzung seines liebenden Bundes. In der Bibel ist häufig die Rede, wie der Zorn Gottes gegen die Menschen entbrannte. Einer der schlimmsten Könige Israels war Manasse. Dieser König errichtete falschen Götzen Altäre, trieb Zauberei und Wahrsagerei. Er bestellte Totenbeschwörer und Zeichendeuter, und so tat er vieles, was dem Herrn missfiel, und reizte ihn zum Zorne. Der Zorn Gottes entbrannte. Es kam ein Strafgericht über Israel. Verwüstung und Verheerung, Hunger und Schwert; das sind Auswirkungen des Zornes Gottes. Auch das Neue Testament kennt den Zorn Gottes. Es versteht ihn als Widerwillen gegen alles Böse und als richterliches Eingreifen. Der Zorn Gottes entsteht an der Sündhaftigkeit der Menschen, die den Willen Gottes ignorieren. Erfahren wir etwa, meine lieben Freunde, heute den Zorn Gottes in der monatelangen Trockenheit? Ist das vielleicht die Sprache Gottes, die viele nicht verstehen wollen? Wir klagen über den Priestermangel. Ist das vielleicht auch ein Ausdruck des Zornes Gottes? Die Menschen brauchen den Priester nicht mehr. Von hundert Katholiken gehen zehn am Sonntag in die Kirche. Will Gott uns mit dem Priestermangel zeigen, dass sein Zorn gegen dieses Volk entbrannt ist?

Gott wird gepriesen im Neuen Testament als der Allherrscher, der da war und der da ist, der da sein wird. Allmacht und Ewigkeit sind Wesenszüge seiner Heiligkeit. Der Heilige wird das Blut der Martyrer rächen. Wenn er noch schweigt und die Dinge ihren Weg gehen lässt, als wäre er nicht, so geschieht das nur, um die Zahl der Opfer vollzumachen. Sichtbar erschienen ist Gottes Heiligkeit in Christus Jesus; er ist der Heilige Gottes, d.h. der zu Gott Gehörige und von Gott Gesandte. In dieser Bezeichnung kommt zum Ausdruck, dass Christus von „oben“, nicht von „unten“ ist, dass er alles Menschenmaß überschreitet, dass er von der Art Gottes ist. Das Wort „heilig“ bezeugt die Göttlich-

keit Christi. Er ist auch der heilige Knecht. Das besagt, dass er geheiligt ist, um einen Auftrag Gottes auszuführen, dass er ein heiliges Opfer ist für die Schuld der Menschen. Die Heiligkeit Gottes wird bezeugt vom Heiligen Geist, den er sendet. Dieser Geist ist heilig, weil er Gottes Geist ist, nicht der Menschen Geist. Der Heilige Geist hat am Pfingstfest die in Jerusalem Versammelten erfüllt, sodass sie sein heiliger Tempel wurden. Er hat in ihnen das Leben Christi gestaltet. Dadurch entstand eine neue Gemeinschaft, die geheiligt ist in Christus Jesus. Paulus spricht nicht umsonst seine Briefpartner als die Heiligen Gottes an. Diese Gemeinschaft ist heilig, weil sie von Gott aus der Welt ausgesondert ist für ihn. Heilig ist die Gemeinschaft der Christusgläubigen, das Volk, das Gott erwählt hat, das neutestamentliche Gottesvolk. Es ist ein heiliges Volk, weil es nicht nach den Gesetzen der irdischen Geschichte entstanden ist und lebt, sondern vom Vater durch Christus im Heiligen Geist gebildet wurde. Seine Glieder, also wir, sind durch die Zugehörigkeit zur geheiligten Gemeinschaft selbst heilig. Sie werden vom Heiligen Geist in der Taufe mit dem Siegel Christi bezeichnet. Die Heiligen bilden eine Opfergemeinschaft, die im Opfer Christi geschaffen wird. Wer zu ihr gehört, ist als Opfergabe geweiht. Die Heiligen, die von Gott Berufenen und für ihn Geweihten haben Anteil an der Heiligkeit Gottes. Meine lieben Freunde, wir wollen den heiligen Gott ernst nehmen, wollen einstimmen mit Herz und Mund in den Lobgesang der Engel: Heilig, heilig bist du, Herr der Herrscharen! Wir wollen rufen: Heiliger Gott, heiliger starker Gott, heiliger unsterblicher Gott, erbarme dich unser!

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

O Gott, warum verwirfst du uns gänzlich?

19.08.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Eingangslied der heutigen heiligen Messe lässt uns die Kirche beten: „O Gott, warum verwirfst du uns gänzlich? Warum wütet dein Zorn gegen die Schäflein deiner Weide?“ Mich dünkt, dass diese Klage und diese Frage in unserer Zeit eine besondere Berechtigung haben. Die Kirche Gottes ist in einem beklagenswerten Zustand. Darüber sind sich alle einig, die wissen, wie sie sein sollte und sein könnte. Wir Alten wissen zudem, wie sie einmal war, etwa vor 70 Jahren. Viele Christen sind im Glauben unsicher geworden. Aus Gläubigen sind Skeptiker und Zweifler geworden. Das Glaubenswissen der meisten katholischen Christen ist minimal. Sie kennen weder die Glaubensgesetze noch die Sittengebote Gottes. Die Masse der Katholiken hat sich nichtkatholischen Vorstellungen angenähert, ja sie übernommen; sie sind protestantisiert. Hunderttausende sagen sich seit Jahrzehnten von der Stiftung Christi los. Die katholische Kirche verliert jedes Jahr Gläubige im Umfang einer Großstadt. Kinder und Jugendliche sind in weitem Umfang der Kirche und dem Glauben entfremdet; ihre religiöse Praxis tendiert gegen null. Eifrige und fromme Heranwachsende existieren nur noch in Gruppen und Gegenden, wo der zersetzende Einfluss der modernistischen Theologie ferngehalten wird. Die Beichtstühle ziehen die Menschen nicht mehr an. Der Empfang des Bußsakramentes hat für die meisten Katholiken aufgehört. Das Bußsakrament ist zu einem verlorenen Sakrament geworden. Der Ausfall des Beichtens hat verheerende Folgen: Die Reinigung der Seelen unterbleibt; der Kampf gegen die Sünde wird nicht mehr geführt; die Seelen verkommen im Sumpf der Sünde. Die einst gefüllten, an hohen Festtagen überfüllten Gotteshäuser haben sich geleert. Zahllose katholische Christen haben den regelmäßigen Besuch des Sonntagsgottesdienstes aufgegeben; über 90% der Katholiken bleiben dem Messopfer am Sonntag fern. In den Empfang des Herrenleibes ist die Unbedenklichkeit eingezogen. Die Selbstprüfung der Kommunionwürdigkeit hat aufgehört. Ganze Reihen schreiten unbedenklich zur Entgegennahme dessen, was die Gläubigen als das allerhöchste Gut ansehen. Der Priesterberuf hat seine Anziehung verloren; die Priesterseminare sind leer. Der Priestermangel nimmt erschreckende Ausmaße an. Priester, die jahrelang ihren Dienst gewissenhaft und zuverlässig ausgeübt haben, werden auf einmal unsicher, geben die tägliche Feier des Messopfers auf, unterlassen das Stundengebet, desertieren von ihren Gemeinden und suchen ihr vermeintliches Glück in den Armen einer Frau. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat die Gesamtkirche hunderttausend Priester verloren. Noch heute geben jedes Jahr in Deutschland hundert Priester ihren Dienst auf. Die Verbleibenden sind weithin verunsichert. Ein deutscher Erzbischof hat einem Bekannten von mir erklärt, dass die Mehrzahl seiner Priester nicht mehr an die Wesensverwandlung glaubt. Pfarreien werden zusammengelegt, aufgehoben, Gotteshäuser werden aufgeben, fremden Religionsgemeinschaften ausgeliefert. Die guten Gläubigen fragen voller Bangnis: Wer wird die Jesu Sendung weitertragen, wenn die Priesterschaft so weiter zusammenschmilzt? Wer wird seine Lehre den Menschen unterbreiten? Wer wird sein heiliges Opfer feiern? Die meisten religiösen Verbände sind nur noch ein Schatten ihrer selbst. Sie sind drastisch zusammengeschmolzen, haben Zehntausende von Mitgliedern verloren und leiden an katastrophalem Mangel an Nachwuchs. Nicht wenige Orden und Kongregationen

stehen vor dem Aussterben. Der Wille, Gott in Armut, Keuschheit und Gehorsam zu dienen, ist im deutschen Katholizismus nur mehr ein schwaches Fünkchen. Die nachkonziliaren Katholiken wollen reden, genießen und kritisieren, aber sie wollen nicht dienen.

Katholische Christen schauen in jeder Not aus nach dem Mittelpunkt der Kirche: nach dem Papsttum. Von dem gegenwärtigen Nachfolger Petri werden merkwürdige Aussagen bekannt, welche die Gläubigen verwundern, bestürzen oder ratlos machen. In seiner Verkündigung fehlen ganze unentbehrliche Gegenstände. Der gegenwärtige Inhaber des Primats hat meines Wissens noch niemals die verbindliche Lehre der Kirche über das Geschlechtsleben der Menschen vorgetragen. Was bedeutet dieses Schweigen? Steht Bergoglio noch hinter der unveränderlichen Lehre der Kirche? Die Klarheit und Eindeutigkeit der Rede, die von dem Träger des Primats erwartet werden muss, ist bei ihm nicht mehr erkennbar. Von den meisten Bischöfen gehen weder Ansporn noch zündende Kraft aus. Sie leiden an Führungsschwäche und Tatenlosigkeit. Es gibt keine mitreißenden Persönlichkeiten mehr unter den Bischöfen; dafür aber halten Skandale von Bischöfen die Gläubigen in Atem.

Ich halte nichts, meine lieben Freunde, von der beruhigend gemeinten Auskunft, es habe auch in anderen Perioden der Kirchengeschichte Krisen gegeben. Ich bin überzeugt: Die heutige Notlage der Kirche ist mit keiner Störung und Schwäche der Vergangenheit zu vergleichen. Erstens: Sie ist von innen erzeugt. Die eigenen Leute haben die Kirche an den Rand des Abgrunds gebracht. Zweitens: Die Notlage ergreift das Gesamt des kirchlichen Lebens, zuerst natürlich den Glauben, aber darüber auch den Gottesdienst, das Apostolat und die Mission. Drittens: Der Heilige Stuhl, also das Papsttum, ist nicht mehr Herr der Lage. Päpstliche Weisungen stoßen auf Unverständnis und Ablehnung, sofern sie überhaupt ergehen und nicht das Chaos noch vermehren. Es ist offensichtlich: Die Kirche in Europa, vor allem in Deutschland ist eine sterbende Kirche. Vieler katholischer Christen hat sich der Eindruck bemächtigt, Gott habe seine Kirche aufgegeben oder verlassen. Der allgemeine Zerfall lässt sie sehnsüchtig bitten und flehen, er möge eingreifen und seiner Kirche aufhelfen. Sie erinnern sich: Christus ist das Haupt der Kirche. Als solches lenkt und leitet er sie. Müsste er nicht seiner Kirche zu Hilfe kommen? Sie ist doch sein Leib, sie ist doch seine Braut, die er liebt. Es kann ihm doch nicht gleichgültig sein, was mit seiner Herde geschieht, die er sich mit seinem kostbaren Blute erkaufte hat. Er hat ihr doch seinen Beistand versichert: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ Wir glauben an dieses Wort, aber dürfen wir auch seine Einlösung erfahren? Die Gläubigen schauen aus nach der Hand Gottes, immer noch gläubig. Wie oft haben mir fromme Seelen versichert: Jetzt muss Gott eingreifen, jetzt wird er eingreifen; aber er hat nicht eingegriffen. Sühneseelen versammeln sich an Wallfahrtsorten und Gebetsstätten, regelmäßig, über Jahrzehnte, halten Nachtanbetung, bestürmen Gott. Aber der Himmel reißt nicht auf und der machtvolle Arm Gottes zeigt sich nicht. Ein Schüler von mir, ein gläubiger Priester, fragte mich: „Hat Gott denn Freude am Niedergang seiner Kirche?“ Die Kirche betet unaufhörlich um das Kommen Christi, nicht bloß um das Kommen am Ende der Tage, sondern auch um das Kommen in der Zeit. Warum kommt er nicht?

Will Gott vielleicht seine Kirche prüfen, indem er all das Ungemach zulässt, das in den vergangenen Jahrzehnten über sie gekommen ist? Die Drangsal zeigt ja, wie es um die Glaubenstreue eines jeden steht. Das Leiden ist die Feuerprobe für die Menschen, es ist auch die Feuerprobe für die Religionen. Stehen wir mitten in dieser Prüfung? Aber wie lange wird sie noch dauern? Was wird noch übrig sein, wenn sie aufhört? Könnte es sein, dass Gott den selbstbewussten Machern in der Kirche, die angeblich immer am besten wissen, wie und womit ihr aufzuhelfen sei, eine Lektion erteilen will, indem er zulässt, dass sich ihre Pläne, Vorhaben und Änderungen der letzten 50/60 Jahre auswirken bis zu dem Punkte, wo auch sie einsehen müssen: Wir haben uns verirrt? Will Gott vielleicht die verhängnisvollen Auswirkungen der Pseudoreformen abwarten, damit endlich die Einsicht in ihre Verfehltheit sich einstellt? Oder muss sich das Geheimnis der Bosheit erst vollenden? Es scheint, dass ein Übel manchmal erst zur Reife kommen muss, bevor der Umschlag erfolgen kann. Denken wir an die Herrschaft Hitlers. Der böse Dämon, dieser Menschheitsverbrecher, konnte nicht beseitigt werden, wie er es verdient hätte. Attentatspläne kamen nicht zur Ausführung, Attentate scheiterten. Der letzte große Attentatsversuch ließ den Mann, der so viel Unheil über die Menschheit gebracht hat, unverehrt. Er musste durch eigene Hand sterben. Das deutsche Volk aber musste den Leidensbecher bis zur Neige, bis zum letzten Tropfen trinken. Stehen wir vielleicht heute, was die Kirche angeht –

*mutatis mutandis*, also immer im Vergleich, abgesehen von dem, was nicht verglichen werden kann – vor einer ähnlichen Situation? Wartet Gott vielleicht deswegen, weil die Zahl der Opfer, die für Christus und mit Christus leiden und sterben, noch nicht vollendet ist? Muss es vielleicht erst zu einer blutigen Verfolgung kommen, nicht nur hie und da, wie in Mexiko oder Nigeria, sondern auch in Europa und überall? Im letzten Buch der Bibel fragen die um ihres Glaubens Hingeschlachteten Gott: „Wie lange, o Herr, richtest du nicht und rächst nicht unser Blut an den Bewohners der Erde?“ Sie erhalten die Antwort von Gott: „Wartet noch, bis die Brüder, die gleich getötet werden sollen, vollendet sind.“

Dass Gott eingreifen kann, ist für den gläubigen Christen keine Frage. Er ist eine lebendige, allwissende, allmächtige und liebende Person. Aber wie kann er eingreifen? Gott kann unmittelbar eingreifen als Herr der Natur. Er kann Ausbrüche von Vulkanen geschehen lassen, die riesige Aschenwolken in die Atmosphäre werfen, welche den Himmel über großen Gebieten der Erde verdunkeln, sodass die Landwirtschaft zum Erliegen kommt. Denken Sie an den Ausbruch des Mount St. Helen. Er kann den Meeresspiegel ansteigen lassen, sodass zahlreiche Inseln vom Meer verschlungen und die Küsten aller Erdteile überschwemmt werden, Millionen Menschen ihre Existenzgrundlage verlieren, der Kampf ums Dasein unerhörte Ausmaße annimmt. Gott kann die Erde beben und zittern lassen, riesige Spalten und Risse im Erdreich entstehen lassen, sodass Dörfer und Städte und ganze Landschaften zerstört werden. Gott kann eingreifen als der Herr der Geschichte. Es kann sich Land gegen Land erheben. Es können ausgedehnte Kriege entstehen. Der bayerische Seher Irlmaier hat vor Jahrzehnten einen Dritten Weltkrieg vorausgesehen. Nicht wenige Staaten besitzen Waffen, die ganze Städte in Schutt und Asche legen, weite Bezirke der Erde zerstören können. Gott kann Seuchen und Epidemien entstehen, neue unbekannte Krankheiten auftreten lassen, denen die Menschheit hilflos ausgeliefert ist. Was ist mit der Krankheit Aids? 37 Millionen Menschen sind mit Aids angesteckt. Jedes Jahr stirbt eine Million Menschen an Aids. Gott kann mittelbar eingreifen. Er kann Menschen erwecken, die in seinem Auftrag handeln und die mit Gewalt und Terror die Menschheit in Schrecken versetzen. In alten Zeiten sah man in dem König der Hunnen, Attila, und in dem Herrscher der Mongolen, Dschingis Khan, die Geißel Gottes am Werk. Wie steht es heute mit dem Herrscher von China? Gott kann aber auch Heilige aufstehen lassen, die durch ihre heroische Tugend, ihre brennende Gottes- und Nächstenliebe, ihren verzehrenden Eifer für Gottes Sache die Menschen aufrütteln, zum Nachdenken und zur Bekehrung führen. Gott kann aufsehenerregende Bekehrungen von bedeutenden und allgemein anerkannten Persönlichkeiten bewirken, wie sie im 19. und 20. Jahrhundert wiederholt geschehen sind. Gott kann Todesfälle von hohen Gliedern der kirchlichen Hierarchie eintreten lassen, die unter Umständen sterben, die aufrüttelnd auf viele Zeitgenossen wirken. Gott kann aber auch Abfälle von Klerikern und Laien, von Bischöfen und Kardinälen eintreten lassen, welche die Glieder der Kirche erschrecken und bekümmern. Was ist es um die angebliche Weissagung von Fatima: Rom wird den Glauben verlieren? Wir können Gott nicht vorschreiben und wir brauchen ihm nicht vorzuschlagen, auf welche Weise er seine Kirche retten soll. Gott hat zahllose Möglichkeiten zu zeigen, dass er lebendig ist, dass er die Welt beobachtet, dass er seine Kirche nicht verlassen hat. Aber wenn Gott auf seine Weise eingreift, ist immer noch die Frage, ob die Menschen diese Sprache Gottes verstehen. Es ist durchaus denkbar, dass die meisten diese Ereignisse als natürlich ansehen und sich nicht bekehren. Ja, es ist sogar möglich, dass die Masse der Menschen die Schläge Gottes zum Anlass nimmt, sich erst recht gegen ihn aufzulehnen.

Wenn Sie mich fragen, meine lieben Freunde: Wie wird es weitergehen? Haben Sie keinen Trost für uns?, dann antworte ich wie folgt: Gott lebt noch. Er ist weder müde noch hat er abgedankt. Gott sieht das Elend seiner Kirche. Er sieht es umfassender und tiefer als wir. Die Verheißungen Gottes stehen noch. Er kann sich nicht selbst untreu werden. Aber das Leiden Christi ist noch nicht vollendet. Es muss sich auswirken im Leiden der Christen. Es wird erst mit dem Tod des letzten Christusgläubigen vollendet sein. Die Versuchungen, die der Teufel Christus bereitete, bereitet er der Kirche bis zum letzten Tage ihres Bestehens. Gerade dort, wo der Kampf gegen die Sünde am ernstesten geführt wird, macht der Widersacher alles Guten die größten Anstrengungen, um die Menschen zu der Sünde zu verführen. Das Böse in der Kirche ist ein unaufhellbares Geheimnis. Es hat seinen Möglichkeitsgrund in der menschlichen Freiheit und in der göttlichen Vorsehung. Dabei ist die Trägheit

der Guten verhängnisvoller als die Bosheit der Bösen. Doch das Böse in der Kirche ist immer so, dass das Gute in einer tieferen Schicht in ihr aufbricht. Sein Wachsen ist unhörbar, aber es geschieht, und der Widerstände sind viele, aber eines Tages wird es sich durchsetzen. Die Kirche verzweifelt nicht und kann nicht verzweifeln, auch wenn ihre Existenz aufs Äußerste bedroht ist und das menschliche Auge keinen Ausweg sieht. Die Kirche resigniert nicht. Sie trägt eine unvergängliche Hoffnung in sich. Der heilige Augustinus hat in einer auch bedrohlichen Zeit geschrieben: „Die Kirche wird wanken, wenn ihr Fundament wankt. Aber wie sollte Christus wanken? Solange Christus nicht wankt, wird auch die Kirche nicht wanken in Ewigkeit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Werke des Fleisches und Frucht des Geistes

26.08.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Botschaft, die der Apostel Paulus im Brief an die Gemeinde in Galatien formuliert, lautet: Das Christentum ist die Religion der Freiheit. Die Christen sind zur Freiheit berufen. Sie haben das Joch des alttestamentlichen Gesetzes abgeschüttelt. Aber die christliche Freiheit darf nicht als sittliche Zügellosigkeit missverstanden werden. Das hieße, sich in die Sklaverei des „Fleisches“ zurückzugeben. Die vom Gesetz frei Gewordenen sind vielmehr einem neuen Herrn dienstbar geworden: Jesus Christus. Er ist in ihnen mächtig durch seinen Geist. Seitdem lässt sich die christliche Ethik auf die einfache Formel bringen: Wandelt im Heiligen Geist! Das ist das Grundgebot des neuen Gesetzes Christi. Die in Glauben und Taufe mit dem Heiligen Geist Verbundenen müssen sich alle Tage durch die Tat zu der neuen Wirklichkeit bekennen. Sie müssen dem Drang des „Fleisches“ widerstehen. Auch im Christen ringen Fleisch und Geist noch miteinander; allerdings gehört jetzt nicht mehr – wie im unerlösten Menschen – der Sieg dem Fleische. Wer im Geiste lebt, ist der Fessel des Fleisches entkommen. Der Gegensatz von Fleisch und Geist ist für die Christen in Galatien identisch mit dem Kontrast sündhafter Vergangenheit und geheiligter Gegenwart. Der Apostel schildert diesen Gegensatz, indem er den Werken des Fleisches (des unerlösten Menschen) die Frucht des Geistes (des erlösten Menschen) gegenüberstellt.

Unter den Werken des Fleisches nennt der Apostel an erster Stelle die Vergehen gegen die gottgesetzte Ordnung im Bereich des Geschlechtlichen. Vermutlich deswegen, weil sie am häufigsten waren. Die geschlechtlichen Verfehlungen sind mit Lust verbunden; deswegen liegen sie so nahe und gehen leicht ein. Sie sind das Kennzeichen des Heidentums. Hand in Hand mit dem Verfall der Religion ging bei den Heiden, vor allem in den höheren Schichten und in den größeren Städten, eine furchtbare sittliche Verwilderung einher. Paulus zeichnet ihr düsteres Bild im Brief an die Römer mit scharfen Strichen. „Die Frauen haben den naturgemäßen Verkehr mit widernatürlichem vertauscht, und ebenso haben die Männer den natürlichen Verkehr mit der Frau verlassen und sind in ihrer Gier widereinander entbrannt. Männer trieben mit Männern Schmachvolles.“ Sein Urteil wird von heidnischen Schriftstellern wie Seneca, Tacitus und Juvenal bestätigt. Die griechischen Worte, die Paulus gebraucht, besagen die geschlechtliche Ausschweifung im umfassenden Sinne, jede Art illegitimen Geschlechtsverkehrs, Homosexualität eingeschlossen. Es sind Laster, die den Menschen von innen her verderben. Der römische Staat erkannte eine Quelle der sittlichen Verderbnis: die obszönen Schriften. Kaiser Augustus sah in den erotischen Elegien des Ovid eine Ursache des sittlichen Tiefstands der Gesellschaft; er schickte ihn in die Verbannung.

Von dem dunklen Hintergrund einer Welt voller Laster heben sich die Sittenstrenge und die Reinheit der frühen Christen leuchtend ab. Sie glänzten durch voreheliche Keuschheit, Einehe und eheliche Treue. Sie verurteilten die im Heidentum verbreitete Unsitte, Kinder im Mutterschoß zu töten oder nach der Geburt auszusetzen.

An zweiter Stelle nennt Paulus als Werke des Fleisches Götzendienst und Zauberei. Die alten polytheistischen Volksreligionen und Staatskulte hatten ehemals manches Herz mit Ehrfurcht vor dem



Göttlichen erfüllt. Jetzt waren sie zersetzt und in weiten Kreisen um ihren Kredit gekommen. Unter dem arbeitenden Volke lebte zwar noch Gottesglaube, aber unter den Gebildeten war Atheismus nicht selten. Sie beriefen sich auf die Naturlehre Epikurs, der das All aus dem Mechanismus der Atome erklärte, das Eingreifen der Götter und die Unsterblichkeit der Seele leugnete und zum Genuss des Daseins aufrief. Daneben übten die orientalischen Religionen eine starke Anziehungskraft auf die Massen aus. Sie entfalteten einen sinnenfrohen Kult und versprachen dem geängstigten Gewissen Entsöhnung und Gotteinigung. Außerdem blühte jede Art religiösen Aberglaubens: Magie, Astrologie, Theurgie und Nekromantie. Sulla, vor dem Italien zitterte, hing mit abergläubischer Furcht an Vorzeichen aller Art.

Es folgen die Sünden gegen die Liebe. Die Verehrung der Götter war unfähig, uneigennützig Liebe zu erzeugen. So brachen die dunklen Fluten der Abneigung und des Eigennutzes aus dem unerlösten Menschen hervor. Die folgenden Worte bezeichnen Gesinnungen, Verhaltensweisen und Gemütsbewegungen, die das Gegenteil selbstloser Liebe darstellen: Feindschaften, Hader, Eifersucht, Zornausbrüche, Streitereien, Zwistigkeiten, Spaltungen, Neid.

Zum Schluss nennt Paulus die Sünden gegen die Mäßigkeit. Die Masse der Heiden wollte von Maßhalten und Bescheidung im Essen und Trinken nichts wissen. In den Kreisen, die es sich leisten konnten, waren Genuss und Orgien, Prasserei und Schwelgerei verbreitet.

Damit schließt Paulus seine Beschreibung der Werke des Fleisches ab. Er will keine vollständige Aufzählung bieten, gibt aber zu verstehen, dass noch viele andere genannt werden könnten. Denen, die sie tun, kündigt er an: Sie werden Gottes Reich nicht erben, sie werden verloren gehen.

Den Werken des Fleisches stellt Paulus die „Frucht des Geistes“ gegenüber. Mit dem Begriff „Frucht“ verbindet sich der Gedanke der empfangenen Gabe. Die guten Handlungen erwachsen aus dem in den Christen wohnenden Heiligen Geist. Sie sind Gnade und Gabe von oben. Der Singular „Frucht des Geistes“ soll die Einheit des neuen Lebens gegenüber dem zersplitterten Vielerlei des Fleischeslebens hervorheben. Die Tugenden stehen in einem inneren Zusammenhang; die eine bedingt die andere.

Die Reihe der Tugenden wird mit der Liebe eröffnet. Sie ist der Quellpunkt und der Inbegriff aller Gaben und Tugenden. Wiederholt hat Paulus erklärt, dass im Gebot der Nächstenliebe „das ganze Gesetz“ seine Erfüllung findet, denn die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. Die Christen verstanden die Liebe als tätiges Verhalten. Ihr Leben war für die heidnische Umgebung eine ergreifende Predigt. Ihre Bruderliebe und ihre bewunderungswürdige Liebestätigkeit führten der Kirche viele neue Mitglieder zu. Der Liebe folgt die Freude. Die Geburt des Messias leitet nach der Engelbotschaft von Bethlehem die große Freudenzeit ein. Bei Paulus ist die Freude der Ausdruck der Hoffnung und des Erfülltseins mit dem Heiligen Geist. Die Freude ist eine Grundgestimmtheit der christlichen Gemeinde. Von den Urchristen heißt es in der Apostelgeschichte: Sie nahmen die Speise mit Jubel und Herzenseinfalt, sie waren ein Herz und eine Seele. An die Freude als Frucht des Geistes schließt sich der Friede an. Nach den Propheten wird Gott in der Heilszukunft einen Bund des Friedens mit dem geläuterten Volk eingehen. Friede ist der Inbegriff des Heils und des Glücks. Herbeiführen wird diesen Zustand der Fürst des Friedens, der Messias. Seine Ankunft ist schon ein Sichzeigen des eschatologischen Friedens. Die Heilsgabe des Friedens ruft die christliche Gemeinde zu der Gesinnung des Friedens. Sie muss selbst eine Stätte des Friedens sein.

Paulus nennt dann als Frucht des Geistes Tugenden, die für das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft unentbehrlich sind. An erster Stelle die Langmut. Gott selbst ist ein Gott der Langmut. „Jahwe ist ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig und reich an Huld und Treue.“ Weil Gott langmütig ist, deshalb muss es auch der Mensch sein. Die Langmut besteht im Ertragen der Fehler und Schwächen anderer, verbunden mit der Erwartung ihrer Besserung und Bekehrung. Langmut ist eine typische Eigenschaft des Christen; sie bringt die Beherrschung des leicht aufwallenden Zornes. Die dauernde „Güte“ als nächste Tugend bekundet sich im Wohlwollen und Wohltun gegenüber dem anderen; sie hat Verständnis und übt Nachsicht angesichts von Fehlern und Verstößen. Ihr Vorbild ist die Güte, die Jesus zeigt in seinem Verhalten gegenüber „Zöllnern und Sündern“. Der Güte benachbart ist die „Rechtschaffenheit“; sie macht makellos und untadelig. An sie schließt sich die „Sanftmut“, die Gelassenheit, das überwindende Harren auf Gott. Jesus hat die Sanftmut überzeugend

vorgelebt; er hat sie in seine Seligpreisungen aufgenommen. Durch die Sanftmut werden Überheblichkeit, Ungeduld und Zorn vermieden. Der „Glaube“, als Treue und Zutrauen verstanden, bestimmt die Existenz des Christen und begründet den neuen Wandel.

Die Aufzählung der Früchte des Geistes endet mit der Tugend der Enthaltbarkeit. Sie bezieht sich auf alle Begierden des Menschen, auf Essen und Trinken, auf Geschlechtlichkeit und Reden. Sie besagt Selbstbeherrschung und Zucht, ihr Gegenteil ist die Zügellosigkeit und Unbeherrschtheit. Wenige Haltungen der Christen der Urzeit setzten ihre Zeitgenossen so in Verwunderung wie ihre Beherrschung der Sinnlichkeit. Der Apologet Theophilus konnte damals schreiben: „Bei den Christen findet sich weise Selbstbeherrschung, wird die Enthaltbarkeit geübt, die Keuschheit bewahrt, die Ungerechtigkeit ausgemerzt.“ Die Christen beschämten mit ihren Tugenden ihre Umgebung. Sie zeigten ihnen, was Menschen fertig bringen können, die Gemeinschaft mit Christus erlangt haben und im Heiligen Geiste leben.

Wo in einem Menschen der Heilige Geist sich auswirken kann, da wachsen als herrliche Frucht die christlichen Tugenden. Da ist der Mensch den gottfeindlichen Mächten entronnen. Da ist er gerettet. Die Christen sind neue Menschen, neu durch die Gemeinschaft mit Christus, neu durch den Besitz des Heiligen Geistes. Es bleibt die Schlussmahnung: Wenn wir im Geiste leben, so lasst uns auch im Geiste wandeln.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der allmächtige Gott

02.09.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im Schlussegen jeder heiligen Messe rufen wir den allmächtigen Gott an: „Es segne euch der allmächtige Gott.“ Allmächtig ist eine Wesensbezeichnung Gottes. Sie dient der Unterscheidung des wahren Gottes von den falschen Göttern, von den schwachen und ohnmächtigen Götzen, welche die Heiden verehren. Gott ist allmächtig, d.h. er vermag alles zu vollbringen, was er wollen kann. Die Macht Gottes ist von allem Außergöttlichen unabhängig. Sie ist gegründet in sich selbst, sie ist schrankenlos. Nach ihrer inneren Kraft ebenso wie nach dem Umfang ihrer Wirkungsmöglichkeit ist sie unendlich. Gott kann alles, was innerlich möglich ist. Die Macht Gottes ist schöpferisch, und zwar wegen ihrer absoluten Unabhängigkeit und Voraussetzungslosigkeit. Sie ist im eigentlichen Sinne absolut schöpferisch. Sie bewirkt das Sein und das Tun der Dinge, und zwar mühelos, ohne Ermattung, ohne Erschöpfung. Seine Macht zeigt sich namentlich darin, dass er den von ihm geschaffenen Dingen selbst Macht verleihen kann, wiederum ihrerseits Ursachen zu werden.

Nicht kann Gegenstand göttlicher Macht sein das in sich Widerspruchsvolle, das Undenkbare. Die Voraussetzungslosigkeit des göttlichen Willens und der göttlichen Macht ist auch nicht im Sinne der Willkür zu verstehen. Die Macht Gottes fällt zusammen mit seiner Wahrheit, seiner Heiligkeit, seiner Gerechtigkeit und seiner Weisheit. Sie kann sich nicht im Widerspruch zu diesen Eigenschaften betätigen. Die göttliche Macht ist auch keine blinde Naturkraft, die den Menschen zermalmt, gegen den er sich in trotziger Selbstbehauptung aufbäumen müsste. Nein, die Macht Gottes äußert sich in der Weise der Liebe. So wird sie gerade der Grund für das Vertrauen auf den Vater, der mit starker Hand unsere Geschicke zum glücklichen Ende führt. Dass Gott allmächtig ist, heißt, dass die Liebe allmächtig ist. Infolge der Identität von Liebe und Macht kann Gott nicht sündigen. Das ist keine Einschränkung seiner Macht. Der Mensch, der lügen und betrügen kann, ist nicht deswegen etwa mächtiger als Gott, denn die Sünde ist vielmehr Zeichen seiner Schwäche, seiner Begrenztheit, seiner Unzulänglichkeit. Der Mensch sündigt, d.h. er wendet sich in ungeordneter Weise einem Geschöpf zu, weil er sich selbst nicht genügt und beim Geschöpf Erfüllung seines Wesens sucht. Gott dagegen genügt sich selbst. Dass er nicht sündigen kann, ist in seiner Größe und in seinem Reichtum begründet.

Gottes Allmacht bewährt sich und offenbart sich besonders in der Schöpfung. In jedem Glaubensbekenntnis bekennen wir Gott als den Schöpfer Himmels und der Erde, d.h. der Gesamtheit der geschöpflichen Wirklichkeit. In einem Psalm heißt es: „Durch das Wort des Herrn ist der Himmel gemacht und sein ganzes Heer durch den Hauch seines Mundes. Er sprach und er gebot, und es ward geschaffen. Sein Wort ist allmächtig, mühelos bewirkt er das All.“ Die Welt, das All ist nicht immer gewesen. Die Welt ist auch nicht durch ein unergründliches Schicksal ins Dasein geworfen worden, sondern sie ist gegründet durch den allmächtigen Willen Gottes. Die Welt ist nicht selbstverständlich, wie uns die Atheisten weismachen wollen, sie ist nicht notwendig gegeben. Sie ist eine Wirklichkeit, die sich nicht aus sich selbst erklärt; ihre Existenz bedarf der Erklärung. Die Welt ist auch nicht eine nicht zurückführbare, einfach hinzunehmende Wirklichkeit; eine solche Anschauung bricht das Denken zu früh ab. Wir denken weiter. Bei all ihren Bestandteilen ist die Welt ohne irgendeine Vor-

aussetzung von Gott verwirklicht. Gott ist der Urgrund, der eine und einzige Urgrund des Alls. Wir sagen, Gott schuf die Welt aus nichts. Der Ausdruck könnte missverstanden werden. Das Nichts ist nicht ein Grundstoff, aus dem Gott die Welt bildete, er bedeutet vielmehr die Abwesenheit jeder außergöttlichen Mitursache. Nachdem bis daher nichts existierte, begann in der von Gott selbst geschaffenen Stunde die Welt zu existieren. Das Weltgefüge ist nach Inhalt und Wirklichkeit ausschließlich der Allmacht des göttlichen Liebeswillens zu verdanken. Paulus häuft die Verhältniswörter, wenn er von der göttlichen Schöpfung spricht: „Aus ihm und durch ihn und für ihn ist alles.“ Die Schwierigkeit des Begriffes Schöpfung liegt darin, dass wir uns einen absoluten Anfang wegen der Zeitlichkeit unseres Denkens nicht vorzustellen vermögen. Wir müssten Gott sein, um die Schöpfung zu begreifen. Der Abstand vom reinen Nichts zum Sein ist ein unendlicher. Folglich kann er nicht von einer endlichen Ursache überbrückt werden. Gott ist der alleinige und unmittelbare Verursacher alles außergöttlichen Seins. Kein Geschöpf kann einen echt schöpferischen Akt setzen. Die Schöpfung ist eine rein geistige, von jeder stofflichen Voraussetzung unabhängige Tat des göttlichen Willens. Auch der stärkste und machtvollste Wille eines Menschen kann kein Atom hervorbringen. Nichts und Sein sind durch eine unendliche Kluft voneinander geschieden. Nur die Allmacht kann den unermesslichen Abstand zwischen Sein und Nichts überwinden. Nur Gottes Wort, das in sich zugleich Geist und Macht ist, kann, weil es allmächtig ist, die Dinge aus dem Nichts hervorbringen. Die Offenbarung von der Herkunft aller Dinge aus Gott, aus seinem allmächtigen Schöpfungswillen bedeutet nicht, dass die Schöpfung in ihrer heutigen Gestalt oder in irgendeinem bestimmten, von der Wissenschaft feststellbaren Zustand von ihm geschaffen worden wäre, nein, sie lässt für jede Lehre, nach der die Welt sich von kleinsten Anfängen zur heutigen Gestalt entwickelt hat, Raum. Lediglich die Urgebilde, aus denen die ganze Mannigfaltigkeit der Formen entstanden ist, und die beherrschenden Gesetze der Entwicklung müssen von Gott gewirkt sein. Gott ist der Anfang jedes außergöttlichen Anfangs.

Im Licht der Schöpfungslehre erscheint Gott zu Recht als der allvollkommene und gütige Herr des Himmels und der Erde, der von den Menschen und der Welt Anbetung erwarten darf. Daher ist die göttliche Schöpfungstat auch die Begründung der Religion. Weil Gott der Schöpfer Himmels und der Erde ist, ist er ihr Herr; sie sind sein Eigentum. Deshalb kann er über die Dinge verfügen. Sie sind ihm zum Gehorsam verpflichtet. Gott ist Gesetzgeber mit dem bestimmten „du sollst“, „du sollst nicht“. Und zugleich ist er der Herr; sein Wille ist Gesetz. Er hat das sittliche Naturgesetz gegeben. Das sind die sittlichen Normen, die sich aus der Natur der Dinge ergeben. Da ist z.B. das sittliche Naturgesetz der Sprache. Sie ist dazu da, dass man die Gedanken offenbart. Ein Missbrauch, ein Widerstand, eine Übertretung des göttlichen Naturgesetzes ist es, die Sprache zur Täuschung zu gebrauchen. Die objektiven Wesenheiten, die Gott geschaffen hat, sind für den Menschen verbindlich. Gott hat die Menschen durch das sittliche Naturgesetz auf die rechte Bahn des Lebens gesetzt und auf das höchste Ziel der Schöpfung hingeeordnet. Das Naturgesetz gilt für alle Menschen und alle Völker und alle Zeiten. Es ist dauernd und unveränderlich. Das ergibt sich aus seiner inneren Wahrheit, aus der Unwandelbarkeit des Gotteswillens und aus der wesentlichen Unveränderlichkeit der menschlichen Natur. Hören Sie nicht auf die Falschlehrer, die das Naturgesetz ablehnen oder umdeuten wollen!

Gott ist der Richter der Lebenden und der Toten. Lebende und Tote heißt soviel wie alle Menschen. Der Mensch, der stirbt, entgeht nicht Gottes Gericht, sondern erscheint vor ihm. Gott vollzieht das Gericht durch den Menschensohn. Gesah seine erste Ankunft wesentlich auf dem Wege der Gnade und Barmherzigkeit, so wird die zweite sich vollziehen auf dem Wege der Gerechtigkeit und der Vergeltung. Gott hat nicht alle Tage Zahntag, aber wenn er Zahntag hat, dann zahlt er mit rechter Münze. Der Gegenstand des Gerichts sind Gute und Böse. Auch die guten und bösen Werke des Geistes und des Leibes, auch die geheimsten Ratschläge des Herzens, sogar die Unterlassungssünden kommen vor sein Gericht. Alles ist vor Gottes Augen bloß und offen. Die Entscheidung erfolgt nach den Werken und ist eine ewige, beständige, unaufhebbare.

Lassen wir uns nicht, meine lieben Freunde, irre machen im Glauben an den allmächtigen Gott. Bekennen wir vielmehr mit dem Beter im Alten Bunde: „Unser Gott ist im Himmel, und alles, was er will, das führt er aus.“ Das Wort Himmel steht nicht für eine räumliche Bestimmtheit, sondern für die alles Geschaffene, auch das Weltall übersteigende transzendente Wirklichkeit Gottes. Er geht also nicht an Raumnot zugrunde, weil wir beginnen, den Weltraum zu erobern. Die Welt ist nicht eine

selbstverständliche, notwendig gegebene, aus sich heraus erklärbare Wirklichkeit. Vielmehr hat Gott die Welt in freiem Liebeswillen aus Nichts erschaffen. Gott wird auch nicht überflüssig, weil wir versuchen, die Gesetze der Entwicklung, der Evolution zu enträtseln. Wenn und wo es eine Entwicklung gibt, ist sie von Gott angestoßen und gelenkt. Jede Ursache hat einen Verursacher, und sie muss letztlich zu einer Ursache führen, die selber nicht mehr verursacht ist: zu dem unbeweglichen Bewegten, den schon die alten Griechen erkannt hatten. Unser Gott ist unangreifbar. Er wird durch keine philosophische oder naturwissenschaftliche Überlegung entthront. Gott lenkt die Welt nach seinem unergründlichen Willen. Er lenkt auch unser Leben. Er hat gewollt, dass wir auf dieser Erde wandeln, ihn erkennen, ihn lieben, ihm dienen. Er will auch, dass wir zu ihm kommen und ihn mit unverhüllten Augen schauen. Darum dürfen wir Vertrauen und Zuversicht bewahren, meine lieben Freunde, trotz aller Übel in dieser Welt. Es bleibt wahr, was die Gräfin Ida Hahn einmal geschrieben hat: „Über den Sternen, da wird es einst tagen, da wird dein Hoffen und Sehnen gestillt. Was du gelitten, was du getragen, einst ein allmächtiger Vater vergilt.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die hinreichende und die wirksame Gnade

30.09.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das Evangelium, das Sie eben gehört haben, berichtet von einem Hochzeitsmahl, zu dem viele geladen waren, aber die Geladenen folgten der Einladung nicht. Dieses Gleichnis des Herrn ist ein Bild für eine tiefe Wahrheit. Es spricht vom Angebot der Gnade und von der Ablehnung der Gnade. Was ist Gnade? Gnade ist jede geistliche Gabe, die uns Gott zu unserem Heil verleiht. Es gibt Gnaden, welche die Fähigkeit zu Heilshandlungen geben, aber infolge des widerstrebenden Willens die von ihnen beabsichtigten Heilshandlungen nicht hervorbringen. Man nennt diese Gnaden hinreichende, bloß hinreichende Gnaden. Sie sind nicht wirksam. Sie werden angeboten, aber sie werden nicht angenommen. Die Existenz einer wahrhaft hinreichenden Gnade, die aber wegen des Widerstandes des Willens unwirksam bleibt, wird in der Heiligen Schrift mit größtem Ernst bezeugt. Den Städten, welchen Christus Strafreden hielt, fehlte es nicht an Bekehrungsgnade, aber an Bekehrungswillen: „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Denn wären zu Tyrus und Sidon die Wunder geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan. Ich sage euch: Tyrus und Sidon wird es am Tage des Gerichtes erträglicher als euch. Und du, Karpharnaum, wurdest du wohl bis zum Himmel erhoben? In die Unterwelt sollst du hinabgestoßen werden. Denn wären in Sodom die Wunder geschehen, die in dir geschehen sind, es hätte Buße getan und stände heute noch. Doch ich sage euch: Dem Lande Sodom wird es am Tage des Gerichtes erträglicher gehen als dir.“ Jerusalem, der heiligen Stadt, ist die Gnade des Herrn wiederholt angeboten worden, aber es hat sich ihr versagt. „Jerusalem, Jerusalem, wie oft wollte ich deine Kinder sammeln, wie eine Henne ihr Küchlein unter ihre Flügel sammelt, und ihr habt nicht gewollt! Nun wird euer Haus euch verödet bleiben.“ Die Gleichnisse von den Talenten, vom unbarmherzigen Knecht, von den Winzern und von den törichten Jungfrauen bezeugen den gleichen Tatbestand: Die Gnade wird angeboten, aber sie wird nicht angenommen. Die zahlreichen Mahnungen eröffnen den Blick für die schwere Verantwortung, die die Gnade für den Menschen bedeutet. „Gebraucht er sie nicht zu seinem Heile, so wird sie ihm zum Unheil.“ „Als Mitarbeiter ermahnen wir euch, dass ihr die Gnade nicht vergebens empfangen habt“, schreibt Paulus an die Gemeinde in Rom. Die größere Gnade steigert die Schuld des Menschen, der sich ihr versagt. „Wäre ich nicht gekommen und hätte ich nicht zu ihnen geredet, so wären sie ohne Sünde. Nun aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde. Wer mich hasst, der hasst auch meinen Vater. Hätte ich unter ihnen nicht die Werke vollbracht, wie sie kein anderer vollbracht hat, so wären sie ohne Sünde. Nun aber haben sie diese Werke gesehen und hassen mich und meinen Vater. Doch es muss das Wort in Erfüllung gehen, das in ihrem Gesetze geschrieben steht: Sie hassen mich ohne Grund.“ Dennoch kann man die unwirksame Gnade nicht als ein Unheil bezeichnen. In ihr wird ja den Menschen die Gnade Gottes angeboten; sie sind von der Liebe Gottes erfasst. Diese Gnaden, auch die unwirksamen Gnaden, kommen aus der Liebe Gottes. Sie sind Ausdruck der göttlichen Liebe. Aber der von der Liebe Gottes ergriffene Mensch widerspricht ihr. Er will nicht in Gehorsam und Hingabe leben, sondern in Selbstherrlichkeit.

Die Kommunionaussage, der Kommunionvers der heutigen heiligen Messe erinnert daran, Gott hat befohlen, treu seine Gebote zu beachten. Und er gibt die Kraft, dass wir sie beachten können. Es gibt die wirksame Gnade. Dies ist jenes göttliche Tun, das den Willen des Menschen mit unfehlbarer Sicherheit zu einer Heilshandlung bewegt. Auch die wirksame Gnade wird von der Heiligen Schrift vielfältig bezeugt. „Meine Schafe hören auf meine Stimme. Ich kenne sie, und sie folgen mir. Ich schenke ihnen das ewige Leben. Sie werden in Ewigkeit nicht verloren gehen, und niemand wird sie meiner Hand entreißen. Mein Vater, der sie mir gegeben hat, ist mächtiger als alle. Niemand wird sie der Hand meines Vaters entreißen“, weder eine äußere Macht noch die Schwäche und Bosheit des eigenen Willens. Das sind jene, die Christus zu seinen Freuden gemacht hat; sie sind Gottes Werk. Er hat sie umgeschaffen zu guten Werken. Ein wunderbares Beispiel für die Wirksamkeit der Gnade, die Wirkmächtigkeit der Gnade ist der heilige Paulus. Ihn hat die Gnade nicht bloß zu einem Christusgläubigen, sondern zu einem bevorzugten Werkzeug Christi gemacht, umgewandelt. Er bekennt als seine eigene Erfahrung: „Ich bin der Geringste unter den Aposteln, nicht wert, Apostel zu heißen, denn ich habe die Kirche Gottes verfolgt. Aber durch die Gnade Gottes bin ich, was ich bin. Seine Gnade, die mir zuteil geworden, ist in mir nicht unwirksam geblieben, denn ich habe mehr gearbeitet als die anderen, doch nicht ich, sondern die Gnade Gottes in mir.“

Die Begnadung des gerechtfertigten Menschen ist eine Neuschaffung. Die alte welthafte, sündige und vergängliche Existenzweise ist in der Taufe untergegangen. Die neue christusförmige Existenzweise hebt in der Taufe an. Der Übergang vom welthaften Leben zur Teilhabe am Christusleben ist eine wirkliche Erneuerung. „Wenn einer in Christus ist, ist er ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen. Siehe, es ist neu geworden.“ Die Gnade hat den Menschen umgeschaffen in der Taufe. Die Christusförmigkeit des gerechtfertigten Menschen wird durch Paulus mit dem Bild vom Kleide verglichen und veranschaulicht. Die auf Christus getauft sind, haben Christus „angezogen“. Es ist das Gewand der himmlischen Herrlichkeit und Unvergänglichkeit, das uns gegeben worden ist. Der Getaufte ist in die Herrlichkeit Christi gekleidet. In diesem Kleide ist er ein neuer Mensch. Im begnadeten Menschen findet aber nicht bloß ein Gesinnungswandel statt, sondern ein Seinswandel. Der Mensch wird sowohl in seinem Denken und Wollen als auch in seinem Sein, in seiner Existenzweise und in seinem Sosein umgestaltet und neu geformt. Die dem Menschen anhaftende innere Gerechtigkeit und Heiligkeit heißen wir heiligmachende Gnade. In der Epistel des heutigen Sonntags ergeht die Mahnung: „Zieheth den neuen Menschen an.“ Ja aber er hat doch eben gesagt, dass er schon angezogen worden ist in der Taufe. Wie passt das zusammen? Die Erneuerung des Menschen ergreift nicht nur sein Wesen, sondern auch sein Wirken. Die Handlungen des gerechtfertigten Menschen tragen den Stempel der Gott- und Christusähnlichkeit. Sie sind Auswirkungen und Erscheinungen seiner inneren seinshaften Erneuerung und Heiligung. Der gerechtfertigte Mensch wird von der Liebe beherrscht. Er wird vom Geiste getrieben. Die Gotteskinder müssen als solche, als Gottesfreunde leben und handeln. Diejenigen, in denen sich die Herrschaft Gottes durchgesetzt hat, sollen als Boten des Himmels erscheinen. Das neue Sein fordert ein neues Sollen. Die Christusgläubigen sollen die Herrlichkeit, in die sie getauft sind, in ihrem Leben darstellen. Von welchem Gewicht dieses neue Sollen ist, ersieht man daraus, dass Paulus seine Mahnungen zu einem neuen Leben aus Christus so schroff formuliert, als hätten die Leser seiner Briefe dieses neue Leben noch gar nicht empfangen. Er bezeugt, dass unser „alter Mensch“ mit Christus gekreuzigt ist, und fordert doch dazu auf, den alten Menschen mit seinen Taten ausziehen. Er bezeugt, dass diejenigen, welche Christus angehören, ihr Fleisch mit seinen Leidenschaften gekreuzigt haben, und doch fordert er auf, das, was an den Gliedern irdisch ist, zu töten. Er bezeugt, dass die in Christus Existierenden ein neues Geschöpf sind, und fordert doch dazu auf, den neuen Menschen anzuziehen. Er bezeugt, dass Christus in den Christen wohnt, und wünscht doch den Ephesern, dass Christus in ihren Herzen wohnen möge. Diese Spannung zwischen Indikativ und Imperativ offenbart die Spannung und den Zusammenhang zwischen dem neuen Sein und dem neuen Sollen des Christen. Die Christusbezogenheit soll das ganze Denken und Wollen des Menschen erfassen und durchdringen, bis der in ihm wirkende Christus seine ganze Gesinnung erfüllt und sein Leben gestaltet. Die in Christus erschienene und die von Christus gewirkte Liebe ist der Grund des sittlichen Handelns des Christen. Damit ist Gebot und Gesetz nicht außer Kraft gesetzt oder geschwächt, sondern im Gegenteil: tiefer gegründet. Wer sich in Liebe an Gott hingibt, muss es in der

Weise des Gehorsams gegen die Gebote tun. Die Erfüllung der Gebote ist jetzt Ausdruck der Liebe. In der Erfüllung der Gebote antworten wir auf den Ruf der göttlichen Liebe. Das Gesetz ist eine Offenbarung der Liebe Gottes, und der Gehorsam gegen das Gesetz ist ein Ausdruck der Liebe des Menschen. Wenn der Begnadete den Geboten gehorcht, wirkt er sein durch Christus verwandeltes Wesen aus, vollzieht er jene Liebe, welche Christus in ihm wirkt. Meine lieben Freunde, im Gehorsam erweist sich die Freiheit, die Freiheit nicht vom Gesetz Gottes, sondern die Freiheit vom Gesetz der Sünde. Wenn der Begnadete nach dem Gesetz Gottes handelt, handelt er in der seinem neuen Stand gemäßen Weise. „Für die Freiheit“, schreibt Paulus „hat euch Christus freigemacht. Steht darum fest und lasst euch nicht wieder in das Joch der Knechtschaft spannen.“

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

Sehet zu, dass ihr vorsichtig wandelt

07.10.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Epistel der Messe des heutigen Sonntags hebt an mit drei Mahnungen. Erstens: „Sehet zu, dass ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Toren, sondern wie Weise.“ Zweitens: „Nützet die Zeit aus, denn die Tage sind böse.“ Drittens: „Seid nicht unverständig, sondern erkennet, was der Wille Gottes ist.“ Diese Mahnungen sind zeitlos gültig; sie gelten auch uns. „Sehet zu, dass ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Toren, sondern wie Weise“ ist die erste Mahnung. Vorsichtig wandelt, wer sein Gehen und Stehen, sein Reden und Handeln bedenkt, wer auf den Weg und die Hindernisse des Weges achtet. Vorsichtig wandelt, wer mit Überlegung wandelt, nicht blindlings, nicht aufs Geratewohl. „Tue nichts ohne Überlegung, so wirst du nach der Tat nichts zu bereuen haben“, schreibt das Buch der Weisheit im Alten Testament. Absichten und Planungen wollen bedacht sein. Man muss an die eigenen Kräfte und an die Auswirkungen der eigenen Handlungen denken. Man darf sich nicht von Wünschen und Gefühlen leiten lassen, sondern muss den Verstand benutzen und Rat bei kompetenten Personen suchen. Man denke an die Berufswahl, an die Gattenwahl. Sie müssen mit Überlegung und Umsicht getätigt und vor Gott gebracht werden. Die Bretonen haben ein Sprichwort, es lautet: Gehst du in den Krieg, so bete einmal. Gehst du zur See, so bete zweimal. Gehst du aber in die Ehe, so bete dreimal. Vorsichtig wandelt, wer sich vor Übertreibung hütet. Alles Übertriebene ist gefährlich. Übertrieben handelt, wer über seine Kräfte ein Anliegen, ein Unternehmen, ein Geschäft betreibt. Der Unternehmer Anton Schlecker dehnte seinen Drogeriemarkt ins Unermessliche aus. Zum Schluss hatte er 11000 Filialen. Doch er hatte sich übernommen. Das Unternehmen brach zusammen, seine Führungsspitze, auch er musste sich vor Gericht verantworten. Übertrieben handelt im Sport, wer seine Kräfte überspannt, Leistungen erstrebt, die seinem Vermögen nicht möglich sind. Vorsicht rät zum Maßhalten in allen Regungen und Handlungen. Überanstrengung und Zügellosigkeit rächen sich allemal. Vorsichtig wandelt, wer im Erfolg nicht übermütig wird und in der Niederlage nicht verzweifelt. Übermütig ist, wer im Vertrauen auf eigene Kraft oder fremde Hilfe Aktionen in Gang setzt, in denen er scheitern muss, weil er seine Kräfte überspannt. Nichts ist gefährlicher, als die eigenen Kräfte zu überschätzen und die Kräfte des Gegners zu unterschätzen. Genau das hat Hitler gemacht. Als er 1939 auf den Krieg zusteuerte, da rieten ihm seine Generäle ab, und sein Minister Göring sagte: „Was Sie da machen, das ist ein Vabanquespiel“, d. h. hier wird alles auf eine Karte gesetzt. Hitler antwortete ihm: „Ich habe immer Vabanque gespielt.“ Darauf Göring: „Wenn wir den Krieg verlieren, dann gnade uns Gott.“ Es ist nicht möglich auf Erden, jedes Risiko zu meiden. Nicht immer liegen die Verhältnisse so offen, dass man sich des Erfolges sicher sein kann. Man muss Risiken eingehen, aber es muss ein kalkuliertes Risiko sein, also ein Risiko, das auch Erfolgchancen hat, nicht von vorneherein zum Untergang verurteilt ist. Der Heiland mahnt, wie man sich verhalten soll, und hat gezeigt, wie man angesichts eines Unternehmens vorgehen muss: „Wer von euch, der einen Turm bauen will, setzt sich nicht zuvor hin und berechnet die Kosten, ob er auch die Mittel habe, um den Bau zu vollenden? Sonst könnte es geschehen, wenn er den Grund gelegt hat und nicht zu Ende führen kann,

dass alle, die es sehen, anfangen, ihn zu verspotten: Dieser Mann hat angefangen zu bauen, und kann nicht vollenden.“

Paulus unterscheidet den Toren vom Weisen. Wer ein Tor ist, das hat der Herr in dem Gleichnis von dem reichen Mann geschildert: Sein Land hatte guten Ertrag gegeben. Da überlegte er bei sich: Was soll ich machen? Ich habe nicht Platz genug, meine Ernte einzubringen und aufzubewahren. Da sagte er: So werde ich es machen: Ich reiße meine Scheunen nieder und baue größere. Dort werde ich meine ganze Frucht und alle meine Habe aufspeichern. Dann werde ich zu meiner Seele sprechen: Seele, du hast viele Güter, ruhe aus, iss und trink und lass es dir wohl sein. Gott aber sprach zu ihm: Du Tor! Noch in dieser Nacht wird man deine Seele von dir fordern. Er hat auch gezeigt, wer weise ist. Der Weise baut sein Haus auf einen Felsen. Da kam ein Platzregen, da stürzte der Regen nieder, Ströme flossen, die Winde brausten und warfen sich auf das Haus. Aber es stürzte nicht zusammen, denn es war auf einen Felsen gebaut. Die Heilige Schrift mahnt zur Wachsamkeit. „Wer zu stehen glaubt, der sehe zu, dass er nicht falle.“

Die zweite Mahnung lautet: „Nützet die Zeit, denn die Tage sind böse.“ Die Zeit, meine lieben Freunde, ist ein Geschenk Gottes. Sie ist uns gegeben, damit wir sie benützen, um tätig zu sein nach Gottes Willen. Kein Tag, der vergangen ist, kehrt zurück. Jeder Tag ist einmalig. Wir müssen die Zeit nutzen, denn wir wissen nicht, wie viel Zeit wir noch haben. „Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt, und den du nicht benutzt, den hast du nicht gelebt“, heißt es in einem Gedicht von Friedrich Rückert. Immer die gegenwärtige Stunde ist die Stunde Gottes. „Der morgige Tag ist ein ungewisser Tag, und wer hat es dir verbürgt, dass du ihn erleben wirst.“ Zur Begründung der Aufforderung die Zeit zu nutzen, gibt Paulus an: die Tage sind böse. Was meint er damit? Er erinnert daran, dass der Fürst dieser Welt Satan ist. Es gibt ein böses Prinzip in dieser Welt; wir nennen es den Teufel. Der Teufel söhnt sich niemals mit der menschlichen Natur aus. Er führt einen Krieg ohne Ankündigung und ohne Waffenstillstand. Durch die beiden Übel Stolz und Neid ist er obenan. Der Teufel hat auch viele Apostel, mehr als zwölf. Johannes erklärt uns, dass die Welt ganz in der Gewalt des Bösen ist. Er nennt als hauptsächliche Kennzeichen des Bösen Augenlust, Fleischeslust, Hoffart des Lebens.

Wie ist die Zeit auszunutzen? Indem wir Gott suchen, indem wir in allem fragen: Was will Gott von mir? Was will er heute von mir? Wie soll ich handeln, um seinen Willen zu erfüllen? Das muss unser ständiges Gebet sein: „Gib mir, o Gott, himmlische Weisheit, vor allem dich zu suchen und in allem dich zu finden.“ Wie ist die Zeit auszunutzen? Durch Gebet. Das Gebet ist die Hauptquelle jeglichen Gutes, das Werkzeug zur Erlangung des Heiles und des ewigen Lebens. Wer das Gebet flieht, der flieht das Gute überhaupt, er trennt sich von Gott. Wie ist die Zeit auszunutzen? Durch Besserung unseres Lebens. Ein jeder von uns hat Schwächen. Ein jeder von uns weiß, dass er noch lange nicht das ausgebildet hat, was Gott in ihm sehen will. „Jetzt ist noch Zeit, um das Gute zu tun und dem Bösen zu widerstehen. Aber es wird der Augenblick kommen, wo du einen einzigen Tag oder eine Stunde dir wünschen wirst, um dich zu bessern. Aber ich weiß nicht, ob du sie erlangen wirst.“ Wie ist die Zeit auszunutzen? Durch Arbeit. Jetzt ist die Zeit der Arbeit, einst kommt die Zeit des Lohnes. Der uns Kräfte zur Arbeit gibt, wird am Tage des Gerichtes einen damit übereinstimmenden Fleiß von uns fordern. Die Tätigkeit ist das, was den Menschen glücklich macht. Ernste Tätigkeit söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus. Wie ist die Zeit auszunutzen? Durch Taten der Nächstenliebe. „Das ist mein Gebet“, spricht der Herr, „liebet einander, wie ich euch geliebt habe.“ Wie hat er uns geliebt? Bis zum letzten Blutstropfen. Johannes schreibt: „Wir haben von Gott dieses Gebot. Wer Gott liebt, muss seinen Bruder lieben.“ Und Paulus ruft uns zu: „Lasst uns, solange wir noch Zeit haben, jedem Gutes erweisen.“ Der heilige Pfarrer von Ars hat einmal in einer Predigt gesagt: „Hätten die Verdammten die Zeit, die wir manchmal so unnützlich vertun, welcher heilsamen Gebrauch würden sie davon machen. Hätten sie nur eine halbe Stunde Zeit; diese halbe Stunde entvölkerte die Hölle.“

Die dritte Mahnung, die Paulus an uns richtet, lautet: „Seid nicht unverständlich, sondern erkennt, was der Wille Gottes ist.“ Verständig ist, wer den Verstand benutzt; unverständlich ist, wer den Verstand nicht benutzt, wer nur nachspricht und nachmacht, was die Masse sagt und tut. Und doch mahnt uns der Apostel Paulus, indem er an die Gemeinde in Rom schreibt: „Gestaltet euch nicht dieser Weltzeit gleich, sondern wandelt euch um durch Erneuerung eures Geistes, dass ihr prüft, was der Wille Gottes ist: das Gute, das Wohlgefällige, das Vollkommene.“ Unverständlich ist, wer nach den

Gepflogenheiten dieser Welt handelt. Wir sind doch gemahnt worden, vor allem von Johannes: „Habet die Welt nicht lieb, noch das, was in der Welt ist. Denn alles, was in der Welt ist, das ist Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens.“ Der Apostel Jakobus sagt: „Wisst ihr nicht, dass die Freundschaft mit der Welt Feindschaft mit Gott ist?“ Wer also ein Freund dieser Welt sein will, der wird ein Feind Gottes. Unverständlich ist, wer unvernünftig handelt. Vernunft ist uns Menschen gegeben von Gott als köstliche Gabe, als Teil der Ebenbildlichkeit, die wir mit Gott haben. Vernunft ist das geistige Erkenntnisvermögen im Gegensatz zur Sinnlichkeit. Sie meint im Unterschied zum Verstand die höhere Geistigkeit, die auf Zusammenhang und abschließende Einheit des Wissens und Handelns zielt. Im Menschen muss immer die Vernunft die Führung haben, nicht die Leidenschaft oder der Trieb. Wir sind umso freier, je mehr wir der Vernunft gemäß handeln, umso mehr geknechtet, je mehr wir uns von Leidenschaften leiten lassen. Die meisten Menschen leben mehr nach der Mode als nach der Vernunft. Mit der Unvernunft und Unbedachtheit zerstört der Mensch die Erde und sein Leben. Die Vernunft muss durch den Glauben geformt und ergänzt werden. Ohne den Glauben, je sich selbst überlassen, ist die menschliche Vernunft ihres höchsten Lichtes beraubt. Die Vernunft ist darauf angelegt, aus der Schöpfung deren Urheber, aus der Natur der Dinge deren Gesetze zu erkennen. Was wir einsehen, verdanken wir der Vernunft; was wir glauben, verdanken wir der Autorität Gottes; was wir meinen, verdanken wir dem Irrtum. Unverständlich ist, wer nur auf seine eigene Kraft und Einsicht baut. Bei allem, was wir denken und tun, muss Gott dabei sein. Im Psalm 127 heißt es: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, dann bauen die Bauleute vergebens. Wenn der Herr die Stadt nicht bewacht, dann wachen die Wächter vergebens.“ Die Rechnung, die Menschen ohne Gott machen, geht niemals auf. Das Buch von der „Nachfolge Christi“ mahnt uns: „Die Abgeschiedenheit des Ortes schützt dich nicht, wenn dich nicht die heilige Flamme des Geistes bewacht. Es steht keine Heiligkeit fest, wenn du, Herr, deine Hand zurückziehst. Es nützt keine Weisheit, wenn du, Herr, nicht regierst. Es hilft keine Tapferkeit, wenn du, Herr, nicht beistehst. Es dauert keine Keuschheit, wenn du, Herr, sie nicht schüttest. Es nützt keine eigene Wachsamkeit, wenn dein heiliges Auge nicht wacht.“ Unverständlich ist, meine lieben Freunde, wer gegen Gottes Willen handelt. Was gegen Gottes Willen getan wird, kann nicht zum Heile reichen. Die Welt ist so gebaut, dass sie einen friedlichen und wohltätigen Lauf nur nimmt, wenn Gottes Gesetze beachtet werden. Was ist der Wille Gottes über uns? „Das ist der Wille Gottes: eure Heiligung.“ Die Vollziehung des Willens Gottes erlangt die Verheißung. Der Apostel mahnt uns: „Sehet zu, das ihr vorsichtig wandelt, nicht wie Toren, sondern wie Weise. Nützet die Zeit aus, denn die Tage sind böse. Seid nicht unverständlich, sondern erkennet, was der Wille Gottes ist.“ Hören wir, meine lieben Freunde, seine Ermahnungen, wenden wir sie an. Die Zeit ist da, dass das Gericht beim Hause Gottes beginnt. Wenn es aber bei uns anfängt, was wird dann das Ende derer sein, die dem Evangelium Gottes nicht glauben?

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Missbrauch

14.10.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die deutschen Bischöfe haben eine Studie in Auftrag gegeben, in der alle Verfehlungen von Priestern mit Kindern und Jugendlichen seit dem Jahre 1946 zusammengetragen werden sollen. Zu diesem Zweck wurde den Beauftragten Einblick in die kirchlichen Archive gegeben. Die Veröffentlichung der Studie erregte größtes Aufsehen. Die Medien bemächtigten sich des Themas, machten seinen Inhalt bekannt, und zwar nicht nur einmal, sondern immer wieder. Viele Menschen reagierten mit Entrüstung und Empörung. Eine Woge von Wut und Zorn ergoss sich über unsere Kirche. Das Ansteigen der Kirchenaustritte ist vorauszusehen. Sexueller Missbrauch von Kindern ist eine schwere Sünde, ein Verbrechen, eine Straftat. Doch der Begriff des Missbrauches ist unklar; er wurde von der Studie sehr weit gefasst. Darin wurden sexuelle Delikte und indirekte Handlungen wie Exhibitionismus und die Anfertigung voyeuristischer Bilder vermischt. Anfangs wurden sogar körperliche Züchtigungen unter missbräuchlicher Gewaltanwendung mit sexuellen Delikten zusammengefasst. Nun ist Fehlverhalten gegenüber Angehörigen des eigenen oder des fremden Geschlechtes ein weites Feld. Es gibt unangemessene Körperberührungen, die nicht strafbar sind. Die Studie macht nicht deutlich, wie viele es waren. Eine solche Körperberührung kann nicht genau so bewertet werden wie die Verletzung der körperlichen Selbstbestimmung, durch Vergewaltigung etwa. Als Täter werden die Priester ausgemacht – nur die Priester. Die Studie lässt männliche Gemeindeferenten, Pastoralreferenten und Diakone beiseite. Warum? Die Opfer der Übergriffe waren überwiegend männliche Jugendliche; über die Hälfte war zur Tatzeit jünger als 14 Jahre. Die Aufklärung sexuellen Missbrauchs ist erschwert dadurch, dass die meisten Opfer aus Scham schweigen. Wenn sie reden, dann erst nach langer Zeit. Zwischen Begehen der Tat und Meldung des Opfers vergingen oft Jahrzehnte. In dieser Zeitspanne kann sich die Erinnerung leicht verwischen. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, dass die Familienangehörigen, namentlich die Mütter, trotz ihres Wissens um Übergriffe an ihren Kindern häufig nicht reagieren und den Missbrauch dulden. Auf eine weitere Gefahr muss aufmerksam gemacht werden. Aussagen von Kindern haben ihre große Schwierigkeit. Die Fähigkeit, zwischen harmlosen und sündhaften Handlungen zu unterscheiden, geht ihnen zumeist ab. Kein Erzieher ist dagegen gefeit, dass ihm ein normaler Erweis der Zärtlichkeit als sexuelle Annäherung ausgelegt wird. Jeder Fall, der wirklich geschehen ist, ist einer zu viel und tief bedauerlich.

Aber das Phänomen des Kindermisbrauchs ist über die ganze Gesellschaft verbreitet. Nach der amtlichen Kriminalstatistik werden in Deutschland jedes Jahr 12 500 Fälle sexuellen Missbrauchs Minderjähriger bekannt; die Dunkelzahl schätzt man auf das 8-20fache. 99,5% der Missbrauchsfälle finden nicht im Raum der Kirche statt, sondern im sozialen Umfeld. Die häufigsten Täter sind bekannte männliche Personen und männliche Familienangehörige; zu den Haupttätern gehören die Stiefväter. Von der Schauspielerin Romy Schneider wurde bekannt, dass sie sich vor ihrem Stiefvater versteckte, weil er ihr nachstellte. In den USA sind 5-7% der Lehrer in sexuellen Missbrauch verwickelt. Eine Beschuldigung ist nicht gleichbedeutend mit einer tatsächlich begangenen Straftat. Behaupten ist leicht, beweisen kann schwer, ja unmöglich sein. Nur eine geringe Zahl der Anschuldigungen wurde

bewiesen. Über 1/5 der Strafverfahren wurde eingestellt, weil nach Erkenntnis der Staatsanwaltschaft keine Straftat begangen wurde. Missbrauch kann den Strafverfolgungsbehörden angezeigt und einem Strafverfahren unterworfen werden. In den Strafverfahren, welche die Studie gesichtet hat, ergaben sich nur in 31% der Fälle Verurteilungen, in 21% der Fälle Freisprüche oder Einstellung des Verfahrens wegen mangelnden Tatverdachts. Die Vorfälle sexuellen Missbrauchs, die wirklich geschehen sind, sind unentschuldigbar; es gibt keine Rechtfertigung. Aber es ist zu fragen, wie sie zu erklären sind. Wie kommen Priester dazu, so etwas Schreckliches zu tun?

In keinem Falle ist dafür verantwortlich die ehelose Lebensform des Priesters, der sog. Zölibat. Die Ehelosigkeit hat mit sexuellem Missbrauch nichts, aber auch gar nichts, zu tun. Die Missbrauchsfälle in Familien, Sportvereinen und Schulen wurden nicht von zölibatären, sondern in aller Regel von Verheirateten begangen. Seriöse Statistiken belegen die Tatsache, dass in der Gesellschaft Missbrauchsvorgänge fast zu 100% von Männern begangen wurden, die nicht zölibatär lebten. Der Zölibat ist kein Risikofaktor. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein katholischer Priester zum Missbrauchstäter wird, ist 36-mal geringer als bei Männern, die nicht zölibatär leben. Anders verhält es sich mit der Homosexualität. Der überwiegende Teil der Opfer ist männlich. Bei den Tätern ist ein deutlich überproportionaler Anteil Homosexueller statistisch erwiesen. Die wichtigste und durchschlagende Erklärung, wie es zum sexuellen Missbrauch durch Priester kommen konnte, wird vom Papst und von allen Bischöfen weder erkannt noch zugegeben. Es ist eine offenkundige Tatsache, meine lieben Freunde, dass die Existenz des Priestertums auf dem Glauben beruht. Dass es geweihte Vorsteher der Gemeinden gibt, ist auf den Stiftungswillen Jesu Christi zurückzuführen. Ebenso wie die Existenz ist das Leben und Wirken des Priesters nur im Glauben und aus dem Glauben möglich. Wo der Glaube erlischt, zerbricht die priesterliche Persönlichkeit. Der Glaube der katholischen Priester ist seit Jahrzehnten von katholischen Theologen ausgehöhlt, unsicher gemacht, verkehrt und verdreht worden. Im Besonderen wurde die Lehre vom sittlichen Handeln verfälscht. Die katholische Moraltheologie ist auf weitestem Feld zusammengebrochen! Die meisten Anschuldigungen betreffen die 1960-80er Jahre – das ist die Zeit, in der sich durch das Konzil Erschütterungen zutragen, die die priesterliche Persönlichkeit zuerst und am meisten getroffen hat. Ein falscher Begriff des Gewissens wurde aufgebracht. Das Gewissen wurde als schöpferische Instanz ausgegeben. Die sittlichen Normen wurden als bloßes Rohmaterial angesehen, aus dem der Mensch die eigenen Entscheidungen zu bilden hat. Das kreative, das schöpferische Gewissen hat sich selbst die Norm gegeben. Der Missbrauchstäter kann sich auf sein schöpferisches Gewissen berufen, das ihn im einzelnen Fall von der Beobachtung der allgemeinen sittlichen Normen freistellt. Die falsche Moraltheologie brachte die Situationsethik auf. Danach ist es unmöglich, die jeweilige Situation unter die allgemeinen sittlichen Normen zu subsummieren. Was sittlich zulässig oder unzulässig ist, entscheidet der Einzelne im Angesicht der immer unverwechselbar neuen Lage. Vom gegenwärtigen Papst liegen Äußerungen vor, die in diese Richtung deuten. Er sprach von der Komplexität der verschiedenen Situationen, die man nicht einer allgemeinen sittlichen Regel unterstellen könne. Das sittlich Geforderte ergibt sich jedoch niemals aus der Situation, sondern immer aus den sittlichen Normen. Der Mensch ist aufgefordert, sie zu suchen und zu finden. Die falschlehrenden Moraltheologen führten den Begriff der „autonomen Moral“ ein. Sie überlässt das Urteil über die sittliche Zulässigkeit einer Handlung dem Einzelnen. Er kann dazu gelangen, dass, was an sich sittlich verkehrt ist, in seinem Falle für erlaubt anzusehen – autonome Moral nennt man das. Der Missbrauchstäter mag an das denken, was der Papst in seinem Schreiben „Gaudete exultate“ angeführt hat, dass es kaum, dass es kaum! gelinge, die Wahrheit der Offenbarung, also auch die Sittengebote, zu verstehen. Die Falschlehrenden Moraltheologen führten die Moral der Güterabwägung ein. Danach bestimmt sich gut und böse von der Wirkung her, allein von der Wirkung. Bei allen Handlungen sind die Güter abzuwägen. Dabei kann man zu dem Urteil kommen, dass angesichts der besonderen Situation erlaubt ist, was an sich sittlich unerlaubt ist. Wert oder Unwert des Tuns ergibt sich aus der angestrebten Folge. Das führt zu der Ansicht, es gebe im Bereich der zwischenmenschlichen Handlungen keine unmoralischen Handlungen, die immer und überall sittlich verboten sind. Diese Moraltheologen schaffen eine neue Moral, aber eine falsche! Die Leugnung von in sich unmoralischen Handlungen ist eine Wurzel der sexuellen Verirrungen. Wenn es keine in sich schlechten, also immer verbotenen unsittlichen Handlungen gibt, dann kann auch die geschlechtliche Betätigung an Kindern und Jugend-

lichen nicht in jedem Falle verboten sein. Alle diese Irrtümer sind von den Trägern des kirchlichen Lehramtes in Deutschland geduldet und teilweise ermutigt worden! Nur einer hat sich entgegengestellt, das sei zu seinem Ruhm gesagt: Johannes Paul II. Er hat alle diese falschen Moraltheologien verworfen, aber man hat nicht auf ihn gehört. Dass ein Zusammenhang zwischen den falschen Lehren der Moraltheologen auf der einen Seite und den Missbrauchspraktiken auf der anderen Seite besteht, wurde von keinem Geringeren als dem derzeitigen Mainzer Oberhirten bestätigt. Bischof Kohlgraf verweist auf Priester, die ihre Taten religiös verbrämt und die Opfer glauben gemacht hätten, alles geschehe zum Wohl der Kirche. Ist das nicht ein Hinweis auf die falsche Moraltheologie, wonach es kein schlechthin Böses gibt und Schlimmes durch einen guten Zweck erlaubt wird?

Die Zerstörung des Glaubens wurde flankiert vom Zusammenbruch der Ordnung in der Kirche. Seit Jahrzehnten stehen zahlreiche Gesetze der Kirche nur noch auf dem Papier. Mit Redensarten wie: „Das ist überholt“ oder: „Das kann man heute nicht mehr sagen“ entziehen sich zahllose Glieder der Kirche – leider auch Priester – dem Gesetzesgehorsam. Die Gesetzlosigkeit wird zu einer existentiellen Gefahr für die Priester, wenn sie deren asketische und spirituelle Lebensform ergreift. Der Priester, der das ausgiebige Gebet unterlässt, der Priester, der die tägliche Feier des Messopfers aufgibt, der Priester, der die regelmäßige Beicht versäumt, dieser Priester ist in höchster Gefahr; er arbeitet an seinem persönlichen Ruin! Was haben die Bischöfe getan, um die Ordnung im Priesterstand wiederherzustellen? Wenig oder gar nichts.

Niemand hat die Bischöfe gezwungen, Verfehlungen von Klerikern aus grauer Vergangenheit bis in die Gegenwart in die Öffentlichkeit zu zerren. Keine staatliche Stelle hat von der Kirche eine derartige Studie gefordert. Vergleichbare Vorgänge bei anderen Institutionen existieren nicht. Die Lehrerverbände etwa zeigen keine Neigung, Unregelmäßigkeiten von Lehrern gegenüber den ihnen anvertrauten Kindern seit 50 oder 60 Jahren aufzudecken. Die Ärzteschaft denkt nicht daran, zu erforschen und der Öffentlichkeit zu unterbreiten, welche und wie viele Verfehlungen von Ärzten an weiblichen Patienten seit 1946 vorgekommen sind. Die Polizei denkt nicht daran, nachzuforschen, welche ihrer Beamten sich in den letzten Jahren innerhalb oder außerhalb des Dienstes strafbar gemacht haben. Keine weltliche Institution lässt vertrauliche Papiere untersuchen. Keine weltliche Institution stellt ihre Mitarbeiter öffentlich bloß, nur die Kirche. Es ist unerfindlich, welchen Nutzen es haben soll, Verfehlungen, die 50 oder 60 Jahre zurückliegen, nachzuspüren und an die Öffentlichkeit zu bringen. Die Erwartung der Bischöfe nach Erstellung der Studie werde Ruhe auf diesem Sektor eintreten, hat sich nicht erfüllt. Die Bischöfe haben sich verrechnet. Sie haben mit ihrer Studie den Absichten der Feinde der Kirche gedient. Welches sind diese Absichten? Es ist klar: Die Kirche, die verhasste Kirche soll an den Pranger gestellt, in den Anklagezustand versetzt, um das Vertrauen bei den Gläubigen und in der Öffentlichkeit gebracht und in ihrem Mitgliederstand geschwächt werden. Die Bischöfe hätten um die Folgen ihrer ungefragten, von niemand erbetenen Studie wissen müssen. Sie haben mit ihrer Studie einen weiteren Beitrag zur Selbstzerstörung der Kirche geleistet.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Irrlehrer in der Moraltheologie

21.10.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Aus Tiefen schrei' ich, Herr, zu dir; o Herr, erhöre mein Rufen. Wenn du der Sünden nicht vergessen könntest, Herr, wer könnte dann noch bestehen? Doch du gewährst Begnadigung, Gott Israels.“ So haben wir heute im Eingangsglied der heiligen Messe gebetet. Es ist das Gebet eines alttestamentlichen Frommen, der um seine Sünden weiß und dass er dafür Strafe verdient hat. Aber er hat Hoffnung, dass Gott ihm verzeihen kann, und so ruft er um sein Erbarmen. Dieses Gebet kann ihm nur nachsprechen, wer um die Sünde weiß, wer das Bewusstsein seiner eigenen Sünden hat und wer Schmerz über seine Sünden empfindet. Grundlegend für das Rufen nach Gottes Erbarmen ist das Wissen um die Sünde. Gott ist der Herr des Sittengesetzes. Er verpflichtet den Menschen, die Gebote zu beobachten, und er droht Strafen an für die Nichtbeachtung seines Willens. Sünde ist das Sich-Hinwegsetzen über Gottes Gebot. Sünde ist die mit klarer sittlicher Erkenntnis frei gewollte Übertretung des göttlichen Sittengesetzes. Wenn der Mensch sündigt, fällt er in einen Zustand, der Gott missfällt und den er aus eigener Kraft nicht beseitigen kann. Das ist der Zustand der Sündenschuld, der als wesentliche Folge die Strafschuld einschließt. Die Sünde ist eine allgemeine menschliche Erscheinung. Jeder Mensch ist ein Sünder. Jeder muss deshalb auch das Bewusstsein der eigenen Sündhaftigkeit haben. In der Selbstprüfung erkennt er, dass er den Willen Gottes übertreten hat und schuldig geworden ist. Der Mensch, der sich für sündenlos hält, ist im Irrtum und begeht eine Anmaßung. Das Wissen um die eigene Sünde ruft Schmerz hervor. Der Sünder weiß, dass die Sünde Auflehnung gegen Gott ist. Er erinnert sich, dass der Sohn Gottes um der Befreiung der Menschen von der Sündenschuld den blutigen Tod erlitten hat. „Ach, Herr, was du erduldest, ist alles meine Last. Ich habe das verschuldet, was du getragen hast.“ Diese Tatsachen lösen Schmerz beim gläubigen Christen aus. Er ist sich bewusst, dass er gegen Gott gefrevelt hat, aus eigener Schuld. Er wäre imstande gewesen, die Sünde zu meiden, aber er hat sie nicht gemieden. Der reuige Sünder wendet sich Gott zu und ruft: Wenn du der Sünden nicht vergessen könntest, Herr, wer könnte dann noch bestehen?

Die Menschen haben schon immer versucht, die Sünde wegzudiskutieren, zu leugnen, ihren Ernst und ihre Furchtbarkeit abzuschwächen. Die einen betrachten das Böse in der Welt als ein notwendiges Moment der Entwicklung des Allebens. Danach sei das Böse für das Ganze der Entwicklung förderlich und in sich gerechtfertigt. Andere halten die Sünde für eine verzeihliche Schwäche, die Gott nicht ernst nehme. Sie bedeute sogar für viele Menschen eine heilsame Vertiefung, den Durchbruch zu wahrer Freiheit. Nach Friedrich Nietzsche ist die Sünde ein jüdisches Gefühl und eine jüdische Erfindung. Seine Forderung lautet: Schaffen wir den Begriff der Sünde aus der Welt. Sigmund Freud, der jüdische Psychoanalytiker, erklärt jedes Schuldbewusstsein für krankhaft. Es gebe keine Sünde, sondern nur krankhaftes Schuldbewusstsein; das müsse man den Menschen ausreden. Die amtliche Lehre der Kirche hat sich von solchen Verwirrungen stets freigehalten. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich aber die Lage dramatisch verändert. Zahlreiche katholische Theologen haben Theorien ausgebildet, mit denen sie die Sünde zum Verschwinden bringen oder ihren Ernst und ihre Häufigkeit beseitigen wollen. Ich will Ihnen zeigen, welches diese Methoden sind. Sie wurden von

Papst Johannes Paul II. ausnahmslos verworfen und widerlegt. Aber die Irrlehrer auf den Lehrstühlen hören nicht auf, die falsche Lehre zu verkündigen! Ihnen sind unsere Studenten, unser Priesterkandidaten, unsere Religionslehrer ausgesetzt. Das ist die Lage!

Seit geraumer Zeit werden Wesen und Funktion des Gewissens verkehrt. Außerhalb der katholischen Kirche wird das Gewissen vielfach in das Gefühl verlegt. Materialistische Autoren sehen im Gewissen den Ausdruck sinnlicher und körperlicher Triebe oder eine Wirkung der Nerven. Friedrich Nietzsche bezeichnet das Gewissen als eine furchtbare Krankheit. Der Darwinismus führt das Gewissen auf den Einfluss der Gesellschaft und den Zwang der sozialen Sitte zurück. Die Irrlehrer unsere Tage in unserer Kirche pervertieren den Begriff des Gewissens. Sie schreiben ihm eine Funktion zu, die ihm nach Gottes Willen nicht zukommt. Dabei gehen sie wie folgt vor: Die allgemeinen Normen seien nicht in der Lage, die unwiederholbare Besonderheit aller einzelnen konkreten Handlungen der Personen in ihrer Gesamtheit zu umfassen und zu berücksichtigen. Sie könnten nicht an die Stelle der Personen treten und ihre Aufgabe übernehmen, eine persönliche Entscheidung über ihr Verhalten im Einzelfall zu treffen. Die Normen seien nicht so sehr ein bindendes objektives Kriterium für die Urteile des Gewissens als vielmehr eine allgemeine Orientierung. Das Gewissen müsse die persönlichen Aufgaben kreativ!, schöpferisch und verantwortlich übernehmen. Das Gewissen sei eine schöpferische Instanz. Das führe dazu, dass Ausnahmen von der theoretischen Regel berechtigt seien und dass man in der Praxis guten Gewissens das tun dürfe, was vom Sittengesetz als in sich schlecht eingestuft wird. Auf diese Weise entsteht ein Gegensatz zwischen der Lehre von der im allgemeinen gültigen Vorschrift und der Norm des einzelnen Gewissens, das letzten Endes über gut und böse unterscheidet. Das sieht in der Praxis so aus, wie mir gestern ein Priesterkandidat sagte, dass der Moralthologe ihnen verkündet habe, sie könnten zweimal in der Woche Selbstbefriedigung üben. Der katholische Begriff des Gewissens ist klar. Das Gewissen ist ein Urteil der Vernunft über die Sittlichkeit des eigenen Handelns. Es ist gebunden, immer gebunden! an das Sittengesetz. Das Gewissen ist die persönliche Aneignung des Sittengesetzes. Es kommt eine Schlussfolgerung zustande, Obersatz: Dem notleidenden Menschen zu helfen, ist gut; Untersatz: Dieser Mensch ist ein Notleidender, der der Hilfe bedarf; Schlusssatz: Diesem Menschen zu helfen, ist gut und von Gott gefordert. Das Urteil des Gewissens ist ein Urteil, das anordnet, was der Mensch tun oder lassen soll oder das eine von ihm bereits gefällte Tat bewertet. Das Gewissen ist die Anwendung des Gesetzes auf den Einzelfall. Der allgemein gültige Charakter des Gesetzes wird anerkannt, indem die Vernunft dessen Anwendung in der konkreten Situation bestimmt. Das Urteil des Gewissens realisiert (verwirklicht) die Anwendung des objektiven Gesetzes auf den Einzelfall. Das Urteil des Gewissens schafft nicht das Gesetz, dem man sich unterwirft, es erkennt es an, es bestätigt seine Autorität. Das Gewissen ist keine autonome Instanz, sondern ein Akt des Gehorsams gegenüber der objektiven Norm. Das Gewissen steht nicht autonom im Sinne der Selbstherrlichkeit, sondern an Gott gebunden. Es weiß sich nicht als Gesetzgeber, sondern als Hörer und Empfänger der wahren Normen des Lebens. Die Menschen sind dahin zu führen, dass sie den Ruf Gottes, der in den allgemeinen Normen an sie ergeht, persönlich in ihrem Gewissen erfassen und bejahen. Ein Gewissensurteil, wonach es zulässig sei, ein göttliches Gebot zu übertreten, ist ein falsches Urteil! Das ist heute häufig. Als Papst Franziskus vor wenigen Tagen die Verwerflichkeit der Abtreibung ansprach, wehrte sich der katholische Verein „Frauenwürde“ mit Hinweis auf die Gewissensentscheidung einer Frau im Schwangerschaftskonflikt. Eine solche Gewissensentscheidung ist irrig. Der falsche Begriff des Gewissens hat sich weithin durchgesetzt. In seinem Namen setzt man sich über sittliche Normen hinweg. Was vor dem Konzil als Sünde angesehen wurde, das wird heute als zulässige, als zulässige! Gewissensentscheidung ausgegeben. Diese Entwicklung begann in Deutschland mit der „Königsteiner Erklärung“, und sie setzte sich fort mit der „Würzburger Synode“. Die Bischöfe haben sich schuldig gemacht an der Verkehrung des Gewissens! Es kommt vor, dass Gläubige, die sich vom Seelsorger einen Ratschlag erbitten, zur Antwort erhalten: Das müssen Sie mit Ihrem Gewissen ausmachen. Dieser Ratschlag ist nicht gut. Der Fragende kommt durch eine derartige Antwort leicht zu der Vorstellung, es gebe keine allgemein gültigen und auch für ihn zutreffenden Normen, sondern jeder müsse allein aus sich und aus seiner Situation heraus den Weg bestimmen. Das Gewissen hat keinen unmittelbaren Zugang zu Gott. Es ist an dessen Willenskundgebung in den Geboten gebunden.



Die Irrlehrer unserer Zeit, meine lieben Freunde, haben sodann die teleologische Moral aufgebracht, teleologische Moral. Diese teleologische Normbegründung leitet die sittliche Qualität – also was erlaubt oder nicht erlaubt ist – der konkreten Handlung entscheidend aus den Folgen, zu denen sie in der jeweiligen Situation führt, und deren rechter Abwägung ab. Normen, die aus dem Wesen des Menschen entspringen und in jeder Situation gelten, gibt es nach dieser Theorie nicht. Nach der teleologischen Moral werden die Kriterien zur moralischen Beurteilung einer Handlung aus der Abwägung der zu erlangenden nichtsittlichen und vorsittlichen Güter gewonnen. Das konkrete Handeln ist richtig oder falsch, je nach dem, ob es für die betreffende Situation oder Person einen besseren Zustand hervorzubringen vermag oder nicht. Bezüglich konkret bestimmter Verhaltensweisen lasse sich niemals eine absolute Verbotsnorm formulieren. Eine Handlung, die im Widerspruch zu einer allgemein gültigen Verbotsnorm steht, könne als sittlich zulässig bewertet werden, falls sich die Absicht, die Absicht! des Handelnden auf den in der gegebenen Situation für entscheidend gehaltenen Wert richtet. Entscheidungen dieser Art könnten bestimmten sittlichen Einzelverboten widersprechen; diese Letzteren seien stets relativ und unterlägen Ausnahmen. Aus dem, was die verbindliche katholische Moral als sittlich unerlaubt ansieht, wird in dieser Theorie etwas sittlich Erlaubtes. In diesem falschen Ansatz wird der Grundsatz aufgestellt: Man darf Böses tun, um Gutes zu erreichen. Der Zweck heiligt die Mittel. Wenn es Spaß macht, dürfen sich Männer miteinander vergnügen und Frauen ebenso. Der Zweck, das Vergnügen, ist entscheidend. Meine lieben Freunde, Sie werden erkennen, welche totale Verkehrung der katholischen, der gottgewollten Moral sich daraus ergibt. Die Aufstellungen dieser teleologischen Moral sind grundlegend falsch. Sie verkehren das Sittengesetz und entehren den göttlichen Gesetzgeber. Die Abwägung der Folgen bei einer Handlung ist keine brauchbare Methode, um bestimmen zu können, ob die Wahl eines Verhaltens sittlich gut oder schlecht ist. Die vorhersehbaren Folgen gehören zu den Umständen einer Handlung. Sie können ihre moralische Art nicht verändern. Wenn die Handlung in sich schlecht ist wie z.B. betriebene Homosexualität, dann kann sie durch keine gute Absicht gerechtfertigt werden. Was dem Wesen und der Zweckbestimmung der Geschlechtsanlage des Menschen widerspricht, ist in sich böse und wird durch keine angeblich gute Absicht gerechtfertigt. Aus der teleologischen Moral ergibt sich die Ansicht, es gebe keine in sich schlechten Handlungen, die immer und überall und unter allen Umständen verboten sind, es komme entscheidend auf die Absicht und auf die vorhersehbaren Folgen jener Handlungen für die betroffenen Personen an. Der Wille Gottes und die katholische Lehre sagen: Es gibt Güter, die nie einer Abwägung unterworfen werden dürfen. Es ist immer unsittlich, solche Güter anderer wegen aufzugeben. Es gibt Handlungen, die in sich und durch sich selbst, unabhängig von den Umständen und von der Absicht immer schwer wiegen, unerlaubt sind wegen ihres objektiven Inhaltes. Es ist nie erlaubt, etwas in sich Schlechtes zu tun, um daraus etwas Gutes hervorgehen zu lassen. Die Absicht oder die Umstände können niemals eine in sich durch ihr Objekt schlechte Handlung zu einer guten Handlung machen.

Eine ganz gefährliche Verirrung ist sodann die so genannte Situationsethik, die von den Irrlehrern unserer Tage vertreten wird. Diese Ansicht behauptet, jede einzelne Situation sei so einmalig, dass sie nicht mit allgemeinen sittlichen Normen erfasst werden könne. Nur der Einzelne selbst als diese einmalige Person könne aus der jeweiligen Situation heraus entscheiden, wie er sie zu bewältigen habe. Der Bezug auf ein angeblich allgemein gültiges Gesetz trage ein situationsfremdes Element in die Entscheidung hinein und verfälsche sie. Aus der Einmaligkeit der Person und ihrer Situation könne sich eine Entscheidung ergeben, die dem Sittengesetz zuwider sei. So könne eine Abtreibung nicht nur erlaubt, sondern verpflichtend sein. Solches Tun sei subjektiv und objektiv gut, wenn der Einzelne es aus seiner Situation heraus als gut beurteilt. In dieser Irrlehre – das sehen Sie – wird der Mensch zum Schöpfer des Gesetzes. Er gibt sich selbst das Gesetz nach seiner Bequemlichkeit. Ziel dieser Ethik ist, allgemein gültige Normen außer Kraft zu setzen. Sie steht im krassen Gegensatz zur Lehre der Kirche, die allein dem gesetzgeberischen Willen Gottes entspricht. Das gesamte Gebiet des menschlichen Handelns steht unter dem Gesetz Gottes. Es gibt keine Situation, es ist keine Situation denkbar, die nicht seinem sittlichen Willen unterliegt. Aufgabe des Menschen ist es, die göttlichen Gebote, die im einzelnen Falle einschlägig sind, aufzufinden. Die allgemeinen überzeitlichen Normen weisen zu der jeweils menschlichen Entscheidung in der Situation den Weg. Sie sind in jeder Situation

zu beachten, sie sind auch jeder Situation gewachsen. Aus den allgemeinen Geboten sind die konkreten Imperative für das sittliche Handeln ausfindig zu machen.

Eine letzte Übertreibung, eine letzte Verirrung, meine lieben Freunde, will ich nennen der heutigen Moralthologen, nämlich die Übertreibung der Barmherzigkeit Gottes. Danach schließt die Liebe Gottes jede Strafe, die für die Sünde verdient ist, aus. Der gegenwärtige Papst hat in seinem Pontifikat in besonderer Weise die Barmherzigkeit Gottes zum Thema der Verkündigung gewählt. Dagegen ist nichts einzuwenden. Er spricht aber in „Amoris laetitia“ von der bedingungslosen Barmherzigkeit Gottes. Dagegen ist Einspruch zu erheben. Die Barmherzigkeit Gottes ist nicht bedingungslos. Die Bedingung, die sie setzt, ist die Bekehrung! Es ist ein falsches Verständnis von Barmherzigkeit, zu behaupten, sie sei bedingungslos. Das Gegenteil ist richtig. Gottes Barmherzigkeit ist an die unerlässliche Bedingung geknüpft, dass der Mensch sich bekehrt. Ohne Abwendung von der Sünde und ohne wahre Reue gibt es keine Verzeihung der Sünde. Gott bietet dem Menschen Versöhnung an, aber er fordert die Abkehr von der Sünde. Lassen Sie sich, meine lieben Freunde, nicht irre machen. Sie werden verstehen, dass ich, der ich 67 Jahre Priester bin, diese Verirrungen aus tiefster Seele verabscheue und sie als ein Abbruchwerkzeug für unsere Kirche ansehe. Was hier geschieht, ist unerhört, ist in der Kirchengeschichte – meines Wissens – noch nicht da gewesen. Lassen Sie sich nicht irre machen. Wir leben in einer Zeit der Verwirrung, der Zerstörung, des Abfalls. An der Herbeiführung dieses Zustandes sind – Gott sei es geklagt – katholische Theologen beteiligt. Sie verkehren die Glaubens- und Sittenlehre der Kirche. Die katholische Moralthologie ist auf weite Strecken zusammengebrochen! Uns ist es aufgegeben, unverbrüchlich an der Wahrheit Gottes und am Gesetz Gottes festzuhalten. Sie sind so unveränderlich wie Gott selbst. Wie sagt unser Heiland: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Christus unser König

28.10.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zum Königsfest unseres Heilands Versammelt!

Papst Pius XI. hat im Jahre 1925 das Christkönigsfest eingesetzt. Er hob damit sichtbar und deutlich hervor, was im Leben Jesu immer wieder offenbar geworden ist, nämlich dass er der Herr Himmels und der Erde ist. Die Kirche hat sich allezeit zum Königtum Christi bekannt und es entsprechend gefeiert. Am Fest der Geburt Jesu Christi gedenkt sie der Herrlichkeit Gottes, welche die Hirten zu Bethlehem umstrahlt hat. Am Fest der Verklärung Christi erinnert sie an den himmlischen Lichtglanz, mit dem der Herr auf dem Berge Tabor erfüllt wurde. Am Karfreitag liest die Kirche das Evangelium von der Sonnenfinsternis und dem Erdbeben. Die Natur bäumte sich auf, als ihr Herr am Kreuze sterben musste. Am Ostertage und an Christi Himmelfahrt sieht die Kirche Christi Königtum erfüllt im Sieg über den Tod und in der Heimkehr in die Herrlichkeit des Vaters. Königtum Christi bezeichnet jenes seiner Ämter kraft dessen er auch als Mensch von Gott bestellter, rechtmäßiger König in dem von ihm gestifteten Reiche ist. Das Königtum Christi ist identisch mit seinem Hirtenamt, im Unterschied zu seinem Lehramt und dem Priesteramt.

Das Königtum Christi wurde schon im Alten Bund vielfältig vorhergesagt. In den Psalmen ist immer wieder die Rede von dem Messiaskönig. In einem Psalm heißt es: „Dein Thron steht für immer und ewig. Das Zepter deines Reiches ist ein Zepter des Rechtes.“ In einem anderen heißt es: „Alle Könige sollen sich beugen vor ihm, alle Völker sollen ihm dienen.“ Und vor allem im Psalm 109 steht die berühmte Weissagung: „Es spricht der Herr zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich dir die Feinde zu deinem Schemel lege.“ Und im Psalm 2 heißt es: „Ich aber bin eingesetzt als König auf Sion, seinem heiligen Berg.“ Die Propheten haben immer wieder die Königswürde des Messias verkündigt. Balaam weissagte über Israel: „Ich sehe ihn, doch nicht jetzt. Ich schaue ihn, doch nicht nahe. Ein Stern geht auf aus Jakob, ein Zepter reckt sich auf aus Israel. Kommen wird von Jakob der Herrscher.“ Vor allem der Prophet Daniel sah in einem Nachtgesicht einen, der aussah wie ein Menschensohn. Er wurde vor Gott geführt, dort ward ihm Herrschaft, Ehre und Reich verliehen. Ihm müssen alle Völker, Nationen und Zungen dienen. Seine Herrschaft wird ewig dauern. Sein Reich wird nie zerstört werden. Der Prophet Michäas kündigte an: „Der Herr wird König sein über sie auf dem Berge Sion von nun an und ewig.“ Und der Prophet Zacharias: „Laut juble, Tochter Sion! Jauchze, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir, gerecht und als Heiland. Er reitet auf einem Esel, auf einem Füllen.“ Beim Propheten Jeremias heißt es: „Ein rechtmäßiger Spross aus dem Stamme Davids wird als König weise herrschen und Gericht halten auf Erden.“ Und Sie alle kennen die Weissagung des Propheten Isaias: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf seinen Schultern ruht Weltherrschaft. Sein Name wird sein: Wunderrat, Gottheld, Vater der Zukunft, Friedensfürst.“ Nach der wunderbaren Speisung der Fünftausend nahm Jesus gewahr, dass die begeisterten Massen kommen würden, um ihn zum König zu machen. Da entzog er sich ihnen. Warum? Alle die Weissagungen des Alten Bundes gehen auf einen anderen Messias, als die Juden erwartet haben. Der Erzengel Gabriel prophezeite das Königtum Christi. Er belehrte die Jungfrau, sie wird einen Sohn gebären, dem Gott, der Herr, den Thron seines Vaters David geben wird und er wird herrschen als König über das Haus Jakob in Ewigkeit, und seines Königtums wird kein Ende sein. Es ist doch klar,

dass solche Weissagungen nicht auf einen irdischen König gehen können. Die Weisen aus dem Morgenland erkannten dunkel das Königtum Christi: „Wir haben seinen Stern gesehen im Osten und sind gekommen, ihn anzubeten.“ Die Natur bekennt sich zu seinem Königtum. Bei seiner Geburt, als sich der Himmel öffnete und Engel ihn umjubelten, bei der wunderbaren Brotvermehrung, bei seinem Wandel über den See, bei der Heilung des Blindgeborenen, bei der Lebendigmachung des Lazarus; in all diesen Vorgängen zeigt sich, dass Christus der Herr, der König der Natur ist. Für das Königtum Christi liegt auch sein Selbstzeugnis vor. Wir haben es eben im Johannesevangelium vernommen. Der Herr erklärte dem Pilatus, dass er ein Reich besitze. Zu einem Reich gehört auch ein König. So fragt ihn Pilatus: „Also bist du doch ein König?“ „Ja, du sagst es. Ich bin ein König.“ Er ist ein König, ein König im Reich der Wahrheit. Alle Anhänger der Wahrheit hören auf seine befehlerische Stimme. Als Jesus die Erde verlässt, erklärt er die Reichweite seines Königtums: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Christus war im Gebrauch seiner Macht und seines Herrschertitels zurückhaltend. Er lehnte die irdisch-politische Form eines Königtums ab. Er weist auch irdische Rechtsfälle als nicht zu ihm gehörig ab. Einmal trat einer zu ihm und sagte: „Meister, sage meinem Bruder, er soll die Erbschaft mit mir teilen.“ Da fuhr ihn Jesus an: „Mensch, wer hat mich zum Erbrichter über euch bestellt!“ Christus hat sein Herrscheramt nur als ein religiöses aufgefasst, wie es durch die sittliche, nicht politische Gesetzgebung und Rechtsprechung geübt wird, in Auslegung des Zehn-Gebote-Gesetzes, in Sündenvergebung und Gericht. In diesem Sinne ist sein Selbstzeugnis über sein Königtum zu verstehen. Und so ist auch die Inschrift, die über dem Kreuze angebracht war, zu begreifen: „Jesus von Nazareth, der König der Juden“.

Die Apostel haben um das Königtum Christi gewusst. Sie blicken mit Vorliebe auf den Erhöhten, also in den Himmel Aufgenommenen und nennen ihn fast stets den „Herrn“, was mit Herrscher und König identisch ist. Paulus sagt von ihm, dass er in allem den Vorrang habe und dass ihm alles unterworfen sei und dass Gott ihn zu seiner Rechten sitzen lasse, bis er die Feinde zum Schemel seiner Füße mache. Paulus verlegt die Vollendung dieser Herrschaft in den Augenblick des Gerichtes. Von diesem Augenblick heißt es: „Er muss als König herrschen, bis er beim Untergang des Erdkreises alle Feinde dem Vater zu Füßen legt.“ Johannes sah in einer Vision Christus, wie er einen Königsmantel trägt, und auf dem steht die Aufschrift: König der Könige und Herr der Herren. Die Kirche bekennt ihren Glauben an Christi Herrscherstellung schon im Glaubensbekenntnis: „Er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters.“ Das ist die Aussage über sein universales Königtum. Auch in den Gebetstexten ist das Königtum Christi ausgesagt. Im Te Deum: „Du bist der König der Herrlichkeit, Christus.“ Im Advent werden wir wieder beten: „O König der Völker, komm!“ Und so heißt es oft in den Messgebeten.

Worauf beruht das Königtum Christi? Welches ist seine Wurzel? Die Wurzel des Königtums ist die hypostatische Union. Dieses Fremdwort besagt nichts anderes als die Vereinigung von Gottheit und Menschheit in Christus. Er ist der Gottmensch, als Gott, als Wort Gottes wesenseins mit dem Vater. Mit ihm hat er alles gemeinsam, also auch die höchste, vollkommene und universale Macht. Papst Pius XI. hat zur Feier des Königtums eine wunderbare Enzyklika herausgegeben: „Quas primas“. In dieser Enzyklika schreibt er: Christus besitzt nicht bloß eine indirekte, sondern auch eine direkte Gewalt über das Zeitliche. Christus besitzt direkte weltliche Regierungsgewalt über das gesamte Weltall. Er hätte – wenn er gewollt hätte – alle Herrscher absetzen und sich als Alleinherrscher niederlassen können. Tatsächlich wollte er weltliche Herrschaftsgewalt nicht ausüben. Christus ist wahrer König, also nicht etwa bloß in einem übertragenen Sinne wegen seiner alles überragenden Vorzüge: seiner Heiligkeit, seiner Wahrhaftigkeit, seiner Macht, sondern im eigentlichen Sinne. Er hat alle die Gewalten, die zu einer Königsmacht gehören: die gesetzgebende, die vollziehende und die richterliche Gewalt.

Schon das Alte Testament bezeugt die gesetzgeberische Tätigkeit des Messias. Beim Propheten Isaias heißt es: „Die Lehre geht aus von Sion, das Wort des Herrn von Jerusalem. In Treue wird er die Wahrheit verkünden. Er wird nicht ermatten und nicht erliegen, bis er die Wahrheit auf Erden verkündet hat. Seiner Lehre harren die Völker.“ Im Neuen Testament sehen wir Jesus am Werke, wie er seine gesetzgeberische Macht ausübt. Die Bergpredigt zeigt ihn im Besitz dieser Macht. Souverän entscheidet er über Sinn und Tragweite des Mosaischen Gesetzes: „Den Alten ist gesagt worden..., ich aber sage euch...!“ Moses hat die Ehescheidung freigegeben. Der Herr setzt entgegen: „Wer seine

Frau entlässt und eine andere heiratet, der bricht die Ehe. Und wenn sie ihren Mann entlässt und einen anderen heiratet, dann bricht sie die Ehe.“ Dazu gibt er das neue Gebot, das Gebot der Liebe, das alle anderen Gebote zusammenfasst. Die Liebe besteht gerade darin, Gottes Gebote zu halten. Die Aufstellung der kirchlichen Hierarchie: Bischöfe, Priester, die Einsetzung der neutestamentlichen Sakramente und die Begründung des neutestamentlichen Opfers, das sind Ausflüsse der gesetzgebenden Macht Christi. Wie der Vater alles in seine Hand gegeben hat, alle Gewalt im Himmel und auf Erden, so übergibt er diese wieder an seine Apostel und an seine Kirche.

Diese Gewalt umfasst dann die vollziehende Gewalt. Seine Befehls- und Amtsgewalt ist derartig, dass alle ihr Folge leisten müssen. Gegen die Widerspenstigen wird die Verhängung von Strafen angedroht, denen niemand entrinnen kann. Er bestimmt, wen er in seinen Dienst ruft. Zu einem sagte er: „Folge mir.“ Der entgegnete: „Herr, gestatte, dass ich zuerst hingehe und meinen Vater begrabe.“ Er darauf: „Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber komm und verkünde das Reich Gottes!“ Die herrscherliche Gewalt Christi umfasst die Gesamtheit des Menschengeschlechtes und jeden einzelnen. Er besitzt das vollkommene Recht über die geschaffenen Dinge. Alles ist unter seine unbeschränkte Macht gestellt.

Die Gesetzgebungsgewalt und die vollziehende Gewalt wird vollendet in der richterlichen Gewalt. Der die Gebote gibt, wacht auch über ihre Einhaltung. Im Glaubensbekenntnis bekennen wir Christi Wiederkommen zum Weltgericht. Er ist der Weltenrichter. Jesus bekennt sich selbst als Richter: „Der Vater richtet keinen. Er hat das ganze Gericht dem Sohn übergeben.“ Petrus bemerkt in einer Predigt, die uns die Apostelgeschichte aufbewahrt hat: „Christus hat uns geboten, dem Volke zu predigen und zu bezeugen, dass er der von Gott bestimmte Richter der Lebenden und Toten ist.“ Das Gericht am Ende der Tage ist nicht das einzige, das Christus vollzieht. In der richterlichen Gewalt ist enthalten, dass er schon zu seinen Lebzeiten richten kann, Strafen verhängen kann – schon zu seinen Lebzeiten. Ja, es gibt sogar ein Selbstgericht des Menschen. Wer ihm den Glauben versagt, der ist schon gerichtet.

Das Königtum Christi ist geistlicher Art. Es erstreckt sich auf den Bereich der geistlichen Dinge. Pius XI. hat in seiner Enzyklika das Königtum Christi beschrieben als Reich der Wahrheit und des Lebens, als Reich der Heiligkeit und der Gnade, als Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Im Alten Testament wird die Geistigkeit des messianischen Reiches vorherverkündet. Nicht nur die Juden, sondern alle Völker werden in ihm gesammelt, auf dass sie den wahren Gott anbeten und ihm in Gerechtigkeit dienen. In sein Reich gelangen jene Menschen, die sich bekehren und sich durch Glauben und Taufe ihm anschließen. Der Herr lehnt die irrige Meinung ab, er werde das jüdische Volk von der römischen Besatzung befreien und das Reich Israel wiederherstellen. Nein, das ist seine Sendung nicht.

Jesus Christus ist König. Als König muss er herrschen im menschlichen Verstand. Es ist dessen Aufgabe, den geoffenbarten Wahrheiten und Lehren Christi fest und beständig zuzustimmen. Als König muss er herrschen im Willen. Es ist dessen Pflicht, den göttlichen Gesetzen und Geboten zu gehorchen. Als König muss er herrschen in der Gesinnung der Seele. Sie soll Gott über alles lieben und ihm allein anhängen. Als König muss er herrschen im Leibe. Der Leib soll als Werkzeug für Gott der inneren Heiligung der Seele dienen. Jesus Christus ist König. In den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts tobte in Mexiko eine furchtbare Katholikenverfolgung. Sie wurde ins Werk gesetzt von dem Präsidenten Calles. Die Christen, die Katholiken, vor allem die Priester wurden verfolgt, gemartert, getötet. Aber sie hatten ein Wort, das sie stark machte: Es lebe Christus, der König! Dieses Wort ging durch Mexiko, als Calles die schreckliche Katholikenverfolgung ins Werk setzte. Es erklang in abgelegenen Höfen im Flüsterton, wenn die Katholiken bei geheimen Zusammenkünften einander begrüßten. Es tönte in den Höhlen der Gebirge den zum geheimen Gottesdienst Eilenden entgegen. Man sang es in den Wäldern. Die Priester predigten es dem Volke. Tausenden erstarb es auf den Lippen, als sie von der Soldateska hingerichtet wurden, Tausenden! Dafür gaben junge Menschen ihr Leben. Der Kaufmann Garcia Farfan hatte die Worte: Es lebe Christus, der König in großen Lettern in das Schaufenster seines Geschäftes gestellt. Er weigerte sich bis zum Letzten, die Schrift zu entfernen. Dafür wurde er in einer Polizeikaserne erschossen. Seine letzten Worte waren: „Es lebe Christus, der König!“ Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Verehrung der Heiligen

01.11.2018 (Allerheiligen)

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier Allerheiligen Versammelt!

Wir feiern heute das Fest Allerheiligen. Das heißt wir gedenken aller Vollendeten in der Seligkeit des Himmels, die es zum Ziele geschafft haben. Die Verehrung der Heiligen unterscheidet sich von der natürlichen Verehrung historischer Persönlichkeiten. Diese werden geehrt oder verehrt wegen der Leistungen, die sie für die Gestaltung der Welt vollbracht haben. In der Heiligenverehrung wird ein Mensch gepriesen um der alle irdischen Ehre überschreitenden Gottebenbildlichkeit, an der er teilnimmt. Wir rühmen die Heiligen, weil sie mit Christus herrschen. Die Heiligen werden verehrt um Gottes willen. Sie weisen zurück und über sich hinaus auf Gott. Gottes Herrlichkeit ist so durchgreifend und schöpferisch, dass sie nicht bloß auf dem Antlitz seines eingeborenen Sohnes aufleuchtet, sie spiegelt sich auch in allen, die in ihren Lebenstagen Gott gehört haben und jetzt mit ihm in der himmlischen Freude leben. In der Heiligenverehrung ist also Gott selbst gemeint. Sie hat mit Vielgötterei nichts zu tun. Die Heiligen haben nicht die Plätze eingenommen, welche die alten Götter verlassen haben. Wir verehren in den Heiligen Gott, der sich in ihnen mächtig erweist, der in ihnen die Sünde bis in die Wurzel des Seins überwunden hat, der in ihnen seine allmächtige Heiligkeit darstellt.

Die Verehrung der Heiligen geschieht in erster Linie durch ihre Anrufung als Fürbitter bei Gott. Der heilige Augustinus schreibt einmal: „Die Kirche betet nicht für die Heiligen, sondern zu ihnen. Am Altar gedenkt man ihrer, dass sie für uns beten, damit wir ihrem Beispiel nachfolgen.“ Damit ist alles gesagt. Die innere Berechtigung der Anrufung der Heiligen ergibt sich aus der Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen. Die Gemeinschaft, in der die Christusgläubigen miteinander verbunden sind, greift über die Grenzen der pilgernden Kirche – zu der wir gehören – hinaus. Sie umfasst auch jene Christusverbundenen, die sich schon im Zustand der endgültigen Christusgemeinschaft befinden. Sie umfasst sogar die Seelen des Reinigungszustandes. Kraft dieser Gemeinschaft können die Heiligen in ihrer vollendeten Bruderliebe uns helfen. Sie sind noch geneigter uns zu helfen, wenn wir sie anrufen. Die Heiligen sind ihren irdischen Brüdern und Schwestern zugewandt. Sie sind Hingabe und Hilfsbereitschaft. Sie nehmen an unserem Schicksal teil. Sie dienen unserem Heil durch ihre Fürbitte und durch ihre Liebe. Mit ihrem Fürbittgebet begleiten sie unsere Wege und empfehlen sie Gott. Sie umschließen uns mit ihrer Liebe. Die Fürbitte der Heiligen zielt nicht auf die Änderung des göttlichen Ratschlusses; das ist unmöglich. Gott kann nicht umgestimmt werden. Er ist uns immer in unwandelbarer Treue zugewandt, aber er hat es so gefügt, dass wir in der gegenseitigen Liebe das Heil gewinnen. Das Gebet ist nicht ein menschliches Werkzeug Gott gegenüber, sondern ein Heilswerkzeug Gottes. Er hat das Gebet in seinen ewigen Vorsehungsplan eingesetzt. Er gewährt vieles um des Gebetes und nur um des Gebetes willen. Der Mensch soll sich im Gebet öffnen, er soll seine Hilfsbedürftigkeit vor Gott bekennen. Man werfe nicht ein, dass die verstorbenen Heiligen von unseren irdischen Angelegenheiten nichts wissen. O, meine lieben Freunde, Jesus sagt: „Es wird Freude im Himmel sein bei den Engeln über einen einzigen Sünder, der Buße tut.“ Die Engel erfahren also, dass jemand sich bekehrt hat. Und warum sollen es die Heiligen nicht erfahren? Sie stehen ja ebenso vor

Gott. Nach Analogie der Engel kann man von den Heiligen annehmen, dass sie Gott schauen und in der Schau Gottes das erfahren, was ihrer Stellung angemessen und passend ist. „Was sehen die nicht, die den sehen, der alles sieht?“ schreibt der heilige Gregor. Was sehen die nicht, die den sehen, der alles sieht? Wir dürfen zu den Heiligen beten. Gott offenbart ihnen unsere Anrufungen, sodass sie in der Lage sind, uns zu unterstützen. Sie erfahren unsere Gebete in Gott, den sie schauen. Sie erkennen in Gott, was auf sie Bezug hat. Im ewigen Worte Gottes erkennen sie die Wünsche und die Andacht und die Gebete, die wir zu ihnen richten, weil wir ihres Beistandes bedürfen.

Durch die Anrufung der Heiligen wird die Mittlerschaft Christi in keiner Weise geschmälert. Die Heiligen werden nicht an Christi Stelle oder zur Ergänzung seiner Mittlerschaft angerufen, ihre ganze Mittlerschaft ist sekundär, d.h. sie hat ihre Kraft einzig und allein in der Mittlerschaft Christi. Was die Heiligen für uns erlangen, beruht auf den Verdiensten Christi. Christus bleibt der eine Mittler. Er ist es, durch den wir zum himmlischen Vater sprechen. Aber wenn er unser Beten aufnimmt, tut er es als Haupt der Heiligen des Himmels. Die Heiligen nehmen an der Bitte Christi, die er für uns zum Vater bringt, Anteil. Wenn die Kirche die Heiligen anruft und sich nicht ausschließlich an Christus wendet, so tut sie dies im Bewusstsein der Sündhaftigkeit ihrer Glieder. Nur die Vollendeten des Himmels können das Gebet in lauterer Liebe, frei von Selbstsucht als reine Verherrlichung Gottes aussprechen. Durch die Bitte an die Heiligen wird Christus nicht ausgeschaltet oder zurückgedrängt, sie hat vielmehr den Sinn, dass wir in Gemeinschaft mit ihnen zu Christus beten, dass sie sich mit unseren Gebeten vereinen, damit diese von ihrer vollendeten Liebe getragen werden. Das Gebet zu Christus, das die Heiligen an ihn richten, hat mehr Kraft, verdient mehr Vertrauen als unser Gebet, die wir so fehlerhaft sind. Die Heiligen lassen ihre Mittlerschaft durch die Kraft Christi in hellerem Licht erstrahlen.

Ich bin schon gefragt worden: Ja, kann man denn auch die im Fegfeuer befindlichen Seelen anrufen? Das kann man. Die Kirche ruft zwar in ihrer Liturgie niemals die Fürbitte der im Fegfeuer befindlichen Seelen an, sie hat aber auch die Praxis der Gläubigen, diese Seelen anzurufen, niemals missbilligt. Große Theologen vertreten mit guten Gründen, dass die im Fegfeuer Befindlichen uns mit ihrer Fürbitte helfen können. Sie haben ja Tod und Verdammnis überwunden, sie sind ja des ewigen Heiles gewiss. Sie müssen nur noch die Flecken und Schlacken ihres irdischen Lebens ausbrennen, bis die Stunde schlägt, in der sie Gott schauen.

Wir verehren die Heiligen sodann durch die Nachahmung. Nachahmung ist der Gipfelpunkt der Heiligenverehrung. Nachahmung ist die aktive Angleichung an ihre Tugend und an ihre Vollkommenheit. Nachahmung zielt primär auf die persönliche Teilnahme an dem sittlichen Vorzug des Nachzuziehenden, sekundär auch auf dessen Ehrung. Der heilige Chrysostomos schreibt einmal: „Die Ehre des Martyrers ist seine Nachahmung.“ Das Beispiel der Heiligen soll uns anregen, wie sie im ständigen Kampf wider die Sünde und in der treuen Übung der christlichen Tugend, im Sinnen und Trachten dem ähnlich zu werden, dessen lebendige Glieder sie wie auch wir sind. Ohne Nachahmung bleiben die Lobreden auf die Heiligen nur Wortgetöne. Erst durch die Nachahmung schenken wir ihnen die wahre Frucht unserer Liebe. Jeder Stand, jedes Alter findet unter ihnen das entsprechende Vorbild. Am Tag des heiligen Aloysius, also am 21. Juni, beten wir im Kirchengebet: Lass uns ihn nachahmen; wenn wir nicht in der Unschuld ihm gefolgt sind, dann wenigstens in der Buße. Wir wollen ihn nachahmen wenigstens in der Buße, weil wir ihm in der Unschuld nicht nachgefolgt sind.

Die praktische Überzeugung der Gläubigen, dass bestimmte Heilige in gewissen Anliegen eine besondere Macht der Fürbitte bei Gott besitzen, beruht auf der Lehre des heiligen Apostels Paulus von der verschiedenen, je spezifischen Funktion, die jedes Glied im Reiche Christi hat. So werden die heiligen Mütter besonders für die irdischen Mütter eintreten, die heiligen Väter für die irdischen Väter, die heiligen Jünglinge für die Jugendlichen. Die Ärzte dürfen auf die Fürbitte der heiligen Ärzte hoffen: Lukas, Pantaleon, Cosmas, Damian. Die Bauern dürfen auf die Heiligen des Ackerbaues rechnen: Wendelin, Notburga. Außerdem besteht eine besondere Verbundenheit in der Liebe der Heiligen mit bestimmten Personen und Orten. Hierher stammt die Aufstellung bestimmter Schutzpatrone für Städte, Dörfer, Pfarrkirchen, Kapellen, die Anrufung der Namenspatrone, der Vierzehn Nothelfer, des heiligen Rochus, des heiligen Antonius von Padua. Den Priestern ist der heilige Johannes Vianney, der Pfarrer von Ars, als Vorbild und Fürbitter gegeben. Den Frauen und Müttern kann die heilige Birgitta

von Schweden, die acht Kinder geboren hat, als Vorbild und Fürbitterin dienen. Das besondere Vertrauen auf Patrone und Standesheilige sowie auf Nothelfer ist begründet. Wenn Gott seine Wohltaten überhaupt durch seine Heiligen vermitteln wollte, kann er gewisse Wohltaten auch durch gewisse Heilige spenden lassen.

Die Verehrung der Heiligen unterscheidet sich von der Anbetung Gottes. Gott gebührt Anbetung, ihm allein gebührt Anbetung wegen seiner unendlichen Vollkommenheit. Die Kirche hat die Verehrung Gottes stets wesentlich und bewusst von der Verehrung der Heiligen unterschieden. Der Gott dargebrachte Kult ist ein absoluter, weil er auf die unendliche Vollkommenheit Gottes geht. Der den Heiligen erwiesene Kult ist ein relativer, weil er die von Gott verliehenen endlichen Vorzüge der Heiligen zum Gegenstand hat. Der Wesensunterschied zwischen Anbetung Gottes und Verehrung der Heiligen ist genau so groß wie der zwischen Schöpfer und Geschöpf. Die Heilige Schrift legt die Verehrung der Heiligen nahe durch ihr Zeugnis von der Würde und Ehre der christusverbundenen Menschen. Gott selbst stellt sich in den Heiligen dar. Seine Heiligkeit ist es, die in den Heiligen erscheint und sich ausdrückt. Es liegt ein Abglanz von Gottes Majestät auf ihnen. Die Ehre, die ihnen erwiesen wird, ist letztlich Verehrung Gottes. Denn seine Liebe und sein Erbarmen erweist sich in den Heiligen als schöpferische Macht. Den Heiligen die Verehrung versagen, ist so viel wie Missachtung Gottes.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

Jesus, der Wunderheiland

04.11.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Soeben haben wir das Evangelium von der Stillung des Seesturms durch Christus gehört, ein unerhörtes Wunder. Von Jesus werden in den Schriften des Neuen Testaments 33 Wunder berichtet, sechzehn Krankenheilungen, zwei Totenerweckungen, sechs Dämonenaustreibungen und acht Naturwunder. Wundertaten bilden nach allen vier Evangelisten einen wesentlichen Bestandteil des öffentlichen Wirkens Jesu. Es hat nie eine Überlieferung von Jesus gegeben ohne seine Wunder. Wir kennen Jesus als Wundertäter oder wir kennen ihn überhaupt nicht. Es kann nicht Zufall sein, dass die Evangelien nur von Jesus, nicht aber von dem doch so hoch geehrten Johannes dem Täufer Wunder berichten. Sie berichten eben Geschichte, nicht Märchen. Auch die großen Rabbinen haben keine Wunder getan, sondern was von ihnen berichtet wird, sind Gebetserhörungen. Von Jesus aber wurde das Wunder getan!, nicht empfangen. Die Wunderberichte der Evangelien sind keine Legenden, sondern die Wiedergabe von Tatsachen. Man kann nicht die Verkündigung Jesu und die Taten Jesu voneinander trennen und die erste für historisch und die anderen für unhistorisch erklären. Seine Lehrtätigkeit und seine Wunder bilden in der gesamten Evangelienüberlieferung eine untrennbare Einheit. Jesus zog umher durch alle Dörfer und Städte, lehrte in den Synagogen, verkündete die Heilsbotschaft vom Reich und heilte jede Krankheit und jegliches Gebrechen. Auch die Jünger erhalten bei ihrer Aussendung die Befugnis, zu predigen und Wunder zu wirken. Beides gehört zusammen, denn beides kündigt den Anbruch der Gottesherrschaft. Jesus selbst weist in seinen Reden immer wieder auf die Wunder als die Bestätigung seiner göttlichen Sendung und seiner Messiaswürde hin. Die Wunder sind ein zum Glauben verpflichtendes Zeichen. „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Denn wären in den Lasterstädten Tyrus und Sidon die Wunder geschehen, die bei euch geschehen sind, sie hätten längst in Sack und Asche Buße getan! Es wird ihnen beim Gericht erträglicher ergehen als euch.“ Wir kennen Jesus nur als Wundertäter. Und wie kann er den Städten Chorazin und Bethsaida ihre Unbußfertigkeit vorhalten, wenn die Wunder überhaupt nicht geschehen sind? Wie kann man einen solchen Unsinn annehmen? Die Tatsächlichkeit der Wunderwirksamkeit Jesu ist mit unzweifelhaft echten Redestücken Jesu untrennbar verknüpft. Wer die Geschichtlichkeit der Wunder Jesu leugnet, der muss auch die Worte als unecht bezeichnen, und das ist vollkommene Willkür. Die Gegner Jesu haben die Wundertätigkeit Jesu nicht bestritten, sie haben sie nur auf den Teufel zurückgeführt. Durch Beelzebub, den obersten der Teufel, treibt er die Teufel aus, so haben sie gesagt.

Die pseudowissenschaftlich verbrämte Ungläubigkeit leugnet die Wunder Jesu. Jesus sei nicht Wundertäter, sondern Psychotherapeut gewesen. Bei den von ihm geheilten Kranken handele es sich um Hysteriker. Die Versuche, diese Wunderberichte natürlich zu deuten, also als Suggestivmethode, als eine von Jesus ausgehende seelische Wirkung, diese Versuche scheitern an dem Charakter der von den Evangelien berichteten Krankheiten. Noch nie ist ein Aussätziger durch eine Suggestivmethode, durch eine Suggestivbehandlung gesund geworden. Noch nie ist ein Blinder durch Hypnose sehend geworden. Man verweist auf das Wort Jesu: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Ja, er verlangt Glauben

an sich und seine Sendung, an sein Wort und an seine Taten, jawohl, das verlangt er. Aber das ist keine Suggestionsbereitschaft, das ist nicht das Vermögen, sich auf Hypnose einzulassen, was er verlangt, sondern das ist Anerkennung des Glaubens, das ist Anerkennung der Macht Gottes, die in Jesus wirksam ist. Und man muss ja auch sehen, dass es bei manchen Leuten, die Jesus geheilt hat, gar nicht deren Glaube war, sondern der Glaube anderer, den er rühmt. Als bei der Heilung des Gelähmten die Menschen staunten, da wird gesagt, es war der Glaube derer, die ihn auf dem Bett herabgelassen haben, nicht der Glaube des Gelähmten, der ihn zur Wunderwirkung bewogen hat. Ebenso war es bei der Heilung des besessenen Knaben. Dessen Vater, nicht er selbst, sprach: „Ich glaube, Herr.“ Geheilt wurde nicht er, sondern sein Sohn. Der Glaube kann erst recht nicht als Suggestionsbereitschaft verstanden werden, wenn der betreffende Kranke gar nicht vor Jesus erschien, sondern die Heilung aus der Ferne bewirkt wurde. Da kam eine kananäische Frau zu ihm, eine Heidin, und bat ihn für ihre Tochter, die zu Hause krank daniederliegt. Jesus wies sie zunächst ab: „Es ist nicht richtig, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hündlein zu geben.“ Aber sie war gewappnet: „Auch die Hündlein essen von den Brosamen, die vom Tische der Reichen fallen.“ „O Frau“, sagt Jesus, „dein Glauben ist groß, geh heim, deine Tochter ist gesund.“ Und als sie heimkam, war ihre Tochter gesund. Wenn in zahlreichen Wundererzählungen der Glaube, also das Vertrauen des zu Heilenden, als Vorbedingung für das Wunder erscheint, so handelt es sich nicht um eine psychische Verfassung, sondern um einen religiösen Akt, um den religiösen Akt der Anerkennung des Wundertäters als des Sohnes Gottes. Der Glaube, von dem Jesus spricht, ist nicht die Suggestionsbereitschaft, sondern das Sichbeugen unter den gegenwärtig gewordenen Gottessohn. Der Herr fordert Glauben für seine Wunder wie für seine Predigt. Der Wundertäter Jesus steht nicht neben dem Lehrer, sondern beide Seiten seiner Wirksamkeit bilden eine untrennbare Einheit und haben ein Ziel, nämlich die Hinwendung zu Gott. Jesus hat bei seinen Heilungen nicht von der Suggestivmethode Gebrauch gemacht. Er hat also nicht irgendwelche skurile Handlungen vorgenommen, irgendwelche Zaubersprüche dabei verwendet, er hat nicht einmal durch das Gebet geheilt, sondern durch das Aussprechen seines Willens. Ein Aussätziger kam zu ihm und bat ihn und sprach zu ihm: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Voll Erbarmen streckte Jesus seine Hand aus und sprach zu ihm: „Ich will, sei rein!“ – und er wurde rein. Die Berührung, die uns manchmal berichtet wird, und die Auflegung der Hand dienen lediglich dazu, die Tatsächlichkeit der geschehenen Heilung zu dokumentieren und ihn selbst als den Vollbringer der Heilung zu kennzeichnen.

Der Unglaube greift sodann auf angebliche religionsgeschichtliche Parallelen zurück. Wie man im Judentum und im Heidentum von gewissen Persönlichkeiten Wunder erzählt habe, so habe man auch Jesus solche Taten angedichtet und deren Motiv aus der Umwelt übernommen. Meine lieben Freunde, die Wunder Jesu unterscheiden sich von allen hellenistischen Wundern, von denen wir Kenntnis haben, nämlich sie unterscheiden sich durch das Fehlen der Zaubermittel. Die hellenistischen Wundertäter: Apollonios von Tyana und andere heilten angeblich – die Erzählungen sind ja gar nicht beglaubigt – durch wunderbare Sprüche, Zaubersprüche; so nicht Jesus. Über die Quelle seiner Wunderkraft sagt Petrus, dass Jesus von Gott mit göttlicher Kraft ausgerüstet war. Das Gleiche bezeugt Jesus selbst: „Wenn ich durch den Geist Gottes die Dämonen austreibe, dann ist ja das Reich Gottes zu euch gekommen.“ Jesus war also nicht ein Wundertäter, wie die außerbiblische Religionsgeschichte sie kennt, sondern er tat seine Wunder vermöge der Kraft, die er als Messias und Gottessohn besaß. Und so konnte Johannes sagen: „Er offenbarte damit seine Herrlichkeit.“

Die Wunder setzten den Glauben voraus, aber sie konnten und wollten den Glauben nicht erzwingen. Die Juden haben ja in ihrer Masse, in ihrer großen Überzahl Jesus den Glauben verweigert. Sie staunten über seine Wunder, sie haben sie sich gefallen lassen, aber sie nahmen sie nicht zum Anlass, sich zu seiner Messianität und Gottessohnschaft zu bekehren. Die stärkste Stütze ihrer Geschichtlichkeit und die Grundlage für ihr richtiges Verständnis empfangen die Wunder Jesu aus seinem Selbstbewusstsein. Es sind Taten, Selbstoffenbarungen des Gottessohnes. Der Zweck ist nicht die Befriedigung der Sensationslust der Menge, ihr Zweck ist auch nicht die Selbstverherrlichung des Wundertäters wie bei Simon Magus, und ihr Zweck ist auch nicht die Beseitigung materieller Not. Man liest nirgends, dass es Jesus darum zu tun war, alle Kranken eines Ortes oder einer Gegend zu heilen. Er war kein Philanthrop wie Albert Schweitzer. Er hat kein Spital eingerichtet wie dieser in

Lambaréné. Nein. Jesus hat nie die Kranken selbst aufgesucht, sondern sie kamen zu ihm. Er war kein Therapeut wie die „Ärzte ohne Grenzen“ unserer Tage. Sondern die Heilungssuchenden kamen entweder selbst zu ihm oder wurden zu ihm gebracht, oder Jesus wird um sein Kommen zu ihnen gebeten. Die Wunder sind auch nicht aus bloßem Mitleid mit menschlichem Elend gewirkt worden, sondern wollen als Offenbarungen der Macht Jesu, seiner Sendung verstanden werden. Das sieht man deutlich, als Johannes der Täufer zwei Jünger absandte, um Jesus zu fragen: „Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?“ Was gab da Jesus zur Antwort? „Gehet hin und meldet dem Johannes, was ihr gesehen und gehört habt: Blinde sehen, Lahme gehen, Taube hören, Aussätzige werden rein, Tote stehen auf und Armen wird die Heilsbotschaft verkündet. Wohl dem, der sich an mir nicht ärgert.“ Der Hinweis auf die Wundertaten beweist, dass er der gekommene Heiland ist; ohne seine Wundertaten wäre ja der Hinweis auf sie völlig sinnlos. Als Jesus das Weinwunder in Kana wirkte, offenbarte er dadurch seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn, schreibt Johannes. Und am Ende seines Evangeliums wiederholt er noch einmal: „Diese Zeichen, die Jesus wirkte, sind aufgeschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Messias ist, der Sohn Gottes.“ Seine Wundertaten sind Zeichen, sie zeigen auf etwas hin, nämlich auf seine göttliche Persönlichkeit. Das Kommen der Gottesherrschaft bedeutet, dass die Satansherrschaft zu Ende geht. Darum gehören die Wunder Jesu – am deutlichsten bei den Dämonenaustreibungen – zu seinem Kampf gegen Satan, den Urheber alles Unheils in der Welt. Die Krankenheilungen sind auch ein Protest gegen den jüdischen Vergeltungsglauben. Die Juden meinten nämlich, alle Leiden auf der Welt seien Strafen für die Sünden. Diese Meinung weist Jesus ab. Als er den Blindgeborenen geheilt hatte, fragten die Jünger: „Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern?“ „Nein“, sagte Jesus: „weder dieser noch seine Eltern haben gesündigt, sondern die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden“, nämlich durch die Heilung. Jesus hat auch nie ein Wunder für sich selbst gewirkt, nicht zur Selbsthilfe. Nach seinem langen Fasten hungerte ihn, und der Versucher legte ihm nahe: „Sprich, dass diese Steine Brot werden.“ Jesus wies ihn ab: „Hinter mich, Satan“. Als Jesus am Kreuze hing, da empfahlen ihm die Anwesenden: „Steig herab vom Kreuz, dann werden wir glauben.“ Er stieg nicht herab. Er harrte aus bis zum letzten Blutstropfen. Die Pharisäer forderten von ihm ein Zeichen vom Himmel, also ein Schauwunder. Jesus lehnte dieses Ansinnen als seiner unwürdig ab. Als er einmal von den Massen zum König ausgerufen werden sollte, da entzog er sich ihnen ganz allein auf den Berg, so heißt es im Evangelium.

Meine lieben Freunde, wir können unbesorgt sein, dass uns die Wissenschaft die Wunder Jesu entzieht. Nicht die Wissenschaft, sondern der Unglaube leugnet die Wundertaten Jesu. Die Wunder Jesu sind eine Begleitschaft seiner göttlichen Würde. Nur einmal ist Gott vom Himmel herabgestiegen und auf der Erde erschienen; nur einmal konnten daher die unerhörten Taten geschehen, die Jesus vollbracht hat. Die Massen haben es gehäht. Beim Seesturm sagten sie: „Was ist das für einer, dass ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ Sie haben gestaunt, aber sie haben sich auch wieder beruhigt und gemeint: Nun ja, ein Prophet ist aufgestanden. Nein, meine lieben Freunde, nur einmal konnten die unerhörten Taten geschehen, weil nicht ein Prophet gekommen ist, sondern der Sohn Gottes selbst. Glauben wir und sprechen wir mit dem ersten der Apostel, mit Petrus: „Wir haben geglaubt und erkannt, dass du der Sohn Gottes bist.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Tugenden des neuen Menschen

11.11.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Epistel der heutigen heiligen Messe fordert uns auf als Auserwählte Gottes, als Heilige und Geliebte, anzuziehen herzliches Erbarmen, Güte, Selbstlosigkeit, Sanftmut, Geduld. Diese Mahnung: herzliches Erbarmen, Güte, Selbstlosigkeit, Sanftmut, Geduld anzuziehen, beschreibt die Wirklichkeit des neuen Menschen, des aus Christus geborenen Menschen, des mit der christlichen Würde überkleideten Menschen. An erster Stelle der vom Christen geforderten Tugenden steht das Erbarmen. Erbarmen ist die tätige Liebe gegenüber fremdem Leid und Übel. Der Barmherzige sieht das Leid und das Übel des anderen als eigenes Leid an, dann schreitet er zu seiner Behebung oder zu seiner Linderung. Das Erbarmen wird in erster Linie Gott zugeschrieben. Gott ist ein barmherziger Gott. Er ist von unendlichem Erbarmen. Barmherzigkeit ist die besondere Form der göttlichen Liebe zu den Geschöpfen. Sie ist die Liebe zu der in Sünde und Not geratenen Schöpfung. Sie ist nicht als Gefühl des Mitleids oder der Betrübnis über fremdes Leid zu verstehen, sie ist vielmehr der wirksame Wille, die Geschöpfe von Elend und Übel, vor allem von der Sünde zu befreien. Das Erbarmen eines Menschen gilt dem Nächsten. Das Erbarmen Gottes erstreckt sich über alles Fleisch. Er weist zurecht, er erzieht, er belehrt und führt wie ein Hirt seine Herde. Die weittragendste Bekundung der Barmherzigkeit Gottes ist die Herabkunft seines Sohnes auf diese Erde. Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er herabgestiegen. Jesus selbst war der barmherzige Heiland. Seine Gegner warfen ihm vor, er sei der Freund der Sünder und Zöllner. Das war der gerechteste Vorwurf, den man ihm machen konnte. Er erwiderte ihm mit dem Wort: „Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen (nämlich zur Bekehrung), sondern Sünder.“ In seiner Antrittsrede in der Synagoge von Nazareth erklärte Jesus: „Der Geist des Herrn ist über mir, er hat mich gesalbt, den Armen die frohe Botschaft zu bringen, er hat mich gesandt, zu heilen, die zerknirschten Herzens sind, den Gefangenen Befreiung, den Blinden das Gesicht zu geben, ein Gnadenjahr des Herrn auszurufen.“ Die Evangelisten berichten an vielen Stellen ihrer Evangelien von dem barmherzigen Herzen unseres Herrn und Heilandes. Der heilige Bernhard von Clairvaux hat einmal richtig festgestellt: „Jesus kann nicht Nein sagen, wo der Jammer ihn anschreit“ – Jesus kann nicht Nein sagen, wo der Jammer ihn anschreit. Beim Anblick der vielen hungrigen Menschen in der Wüste überfiel ihn das Erbarmen, denn sie waren „wie Schafe, die keinen Hirten haben“. Als Jesus in Naim die Witwe sah, die ihren einzigen Sohn zu Grabe trug, da wurde er von Mitleid gerührt. Ein Aussätziger kam zu Jesus und bat ihn kniefällig: „Wenn du willst, kannst du mich rein machen.“ Voll Erbarmen streckte Jesus seine Hand aus, rührte ihn an und sagte: „Ich will, sei rein!“, und der Aussätzige wurde gesund. Bei Jericho flehten ihn zwei Blinde an um sein Erbarmen – nicht vergeblich. Voll Erbarmen berührte er ihre Augen, und sie konnten auf der Stelle sehen. Das Jesus zugeschriebene Erbarmen ist die Charakterisierung des Herrn als des Messias. Der Messias ist derjenige, in dem die göttliche Barmherzigkeit gegenwärtig ist. Das Erbarmen hat Jesus seinen Jüngern und den Scharen, die ihm folgten, ans Herz gelegt. „Seid barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist.“ Das Erbarmen hat der Herr ergreifend geschildert in dem Gleichnis von dem reisenden

Samariter, der den unter die Räuber gefallenen Mann pflegte und in die Herberge brachte. Das Erbarmen hat Jesus auch schön beschrieben in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn. „Selig die Barmherzigen“, sagt der Herr, „denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Die zweite Forderung, die an die Christen als neue Menschen gerichtet wird, ist die Güte. Güte ist jene Haltung, die dem Nächsten wohl will und wohl tut, ohne dass von Seiten des Bedachten ein Anspruch erhoben werden könnte. Güte ist unverdiente Liebe. Die Güte ist eine Schwester der Liebe, die den Hass auslöscht und die Liebe erhält. Die Güte wird zuerst von Gott ausgesagt. Gott ist von unendlicher Güte gegen seine Geschöpfe. Er ist in seinem Handeln der milde, hilfreiche, gütige Gott. Er liebt das Verlorene, er hebt es empor, er rettet es. In der Person Jesu ist die Fülle der Güte und Freundlichkeit Gottes offenbar geworden. Jede echte Güte geht auf den Spuren unseres Heilandes, diese Güte Gottes, die alles Elend, alle Sünde in die Tiefen des Meeres wirft. Christus wird nicht müde, die Vaterliebe Gottes zu preisen. Er lässt die Sonne aufgehen über Gute und Böse und Regen fallen über Gerechte und Ungerechte. Die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes ist erschienen in Christus Jesus. Das Wort Güte ist der umfassende Ausdruck für die Fülle des christlichen Heils. In Christus handelt Gott als der, der er seinem Wesen nach ist. Im Bild des guten Hirten zeigt Jesus, wie sich die Güte gegenüber Verirrten und Verlorenen bewährt. Wir Menschen sind aufgerufen, die Güte Gottes nachzuahmen. Güte als Tugend besagt, dass wir die Liebe, die Gott uns erweist, weitergeben müssen, dass sich die Liebe, die wir von Gott empfangen, als Güte auswirken muss. Die Güte ist eine Frucht des Heiligen Geistes. Güte ist die Tugend des Wohlwollens und Wohltuns. Wer gütig ist, der ist um das Wohl des Nächsten besorgt. Er handelt mit ihm freundlich und förderlich, geht mit ihm schonend und rücksichtsvoll um. Güte zeigt sich vor allem im Geben und Schenken, im Abgeben und im Hingeben. Güte zeigt sich als Milde. Sie vermeidet alle Schroffheit in der Begegnung mit dem Nächsten und namentlich im Rügen des Nächsten. „Man darf nur alt werden, um milder zu sein. Ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte“, hat Goethe am Abend seines Lebens einmal geschrieben. Man darf nur alt werden, um milder zu sein. Ehe man tadelt, sollte man immer erst versuchen, ob man nicht entschuldigen kann. Güte zeigt sich in der Geduld. Der gute Mensch kann nur geduldig sein; geduldig werdend, wird er zugleich gut.

An dritter Stelle wird vom Christen im neuen Menschen Selbstlosigkeit gefordert. In der Übersetzung, die Sie vor Augen haben, heißt es Demut. Ich habe aber in dem großen Lexikon für die biblische Sprache nachgeschaut und mich davon überzeugt, dass das griechische Wort nicht eigentlich Demut heißt, sondern Selbstlosigkeit. Selbstlosigkeit ist jene Tugend, die alles für andere und nichts für sich selbst tut – alles für andere und nichts für sich selbst. Der Selbstlose sieht von sich ab und schaut allein auf den Nächsten. Selbstlos hat unser Heiland dem Vater im Himmel und den Menschen gedient. Statt der Freude, die sich ihm bot, hat er die Armut, die Ablehnung und die Ausstoßung gewählt. Er wollte immer nur geben, nie empfangen. Er hat nie, nie! ein Wunder für sich selbst gewirkt. In seiner Selbstlosigkeit wusch der Herr den Aposteln die Füße, leistete den geringsten Dienst, den man anderen leisten kann. Und wir sind aufgefordert, die Selbstlosigkeit des Herrn nachzuahmen. Selbstlos ist, meine lieben Freunde, wer sich selbst in keinem Dinge sucht, wer nicht alles darum tut, damit er selbst etwas davon hat. Selbstlos ist, wer nicht auf eigene Verdienste sieht. Selbstlos ist, wer allein um der Sache willen arbeitet. Selbstlos ist, wer nicht auf eigenes Lob und eigene Erhöhung aus ist. Der Apostel Paulus forderte die Gemeinde in Philippi auf, niemand sei nur auf sein Bestes bedacht, sondern auch auf das Wohl des anderen. Der Heide Seneca, dem wir ja so viele Weisheiten verdanken, hat den Selbstsüchtigen beschrieben: Ein Mensch, der nur an sich denkt und in allem seinen Vorteil sucht, kann nicht glücklich sein. Selbstlos ist, wer nicht auf Vergeltung zielt oder hofft, wenn er Gutes tut. Vielmehr soll die rechte Hand nicht wissen, was die linke tut. Der Selbstlose vergisst die Wohltaten, die er anderen erwiesen hat. Er handelt nach dem Grundsatz: Tue Gutes und erwarte Undank. Selbstlos ist, wer keinen anderen Wunsch in sich trägt, als dass alles in uns und außer uns nach der Richtschnur des göttlichen Willens geordnet und gelenkt werden möchte. Die Selbstlosigkeit gipfelt im Opfer. Was einen Menschen zum Helden oder Heiligen erhöht, ist das Opfer. Das scheinbar am unnützigsten gebrachte Opfer steht der absoluten Weisheit immer noch näher als die klügste Tat der sog. berechtigten Selbstsucht. Dass ein Mensch nicht sich und seine Sache sucht, das macht ihn groß. Charles de Foucauld, der heiligmäßige Einsiedler in der arabischen Wüste, hat sich

einmal selbst beschrieben, als er erklärte: „Man darf niemals zögern, um die Posten zu bitten, wo die Gefahr, das Opfer, die Hingabe am größten ist. Die Ehre lassen wir dem, der sie will, aber die Gefahr, die Mühsal, die nehmen wir immer für uns in Anspruch.“ Das ist das Opfer. So haben die Männer des 20. Juli 1944 gehandelt; sie haben sich geopfert. Graf von der Schulenburg, einer von ihnen, sagte am Abend des 20. Juli: „Wir müssen diesen Kelch bis zur Neige leeren, wir müssen uns opfern.“

Das vierte Erfordernis des Christen als des neuen Menschen ist die Sanftmut. Sanftmut ist der entschiedene Wille, sich in allen Wechselfällen des Lebens behutsam, gelinde, schonungsvoll zu verhalten. Sanftmut ist eine soziale Tugend und orientiert sich am Gefüge der sozialen Ethik. Nach Aristoteles ist die Sanftmut die Mitte zwischen Unbeherrschtheit im Zorn und Unfähigkeit zum Zorn. Sanftmut ist ein Erweis der Liebe. Sie ist der Zornmütigkeit, der Rachsucht, der Gewalttätigkeit entgegengesetzt. Der Prophet Isaias hatte den Messias als den Gottgesandten vorhergesagt, und zwar als den, der den Sanftmütigen frohe Botschaft bringt. Jesus entsprach dieser Verheißung; er war sanftmütig. Er sagt ja von sich selbst: „Ich bin sanftmütig und demütig von Herzen.“ Und so hat er seine Sendung auf Erden in Niedrigkeit und Schwachheit vollzogen. Sein Leben verläuft nicht in Hoffart, sondern kennzeichnet ihn als den, der ganz auf Gott angewiesen ist und deswegen vollmächtig zu sagen weiß: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Als Jesus zum letzten Mal in Jerusalem einzieht, da ist es der Einzug des gewaltlosen, unkriegerischen Heilskönigs und Friedensfürsten. Jesus tritt in grundsätzlichen Gegensatz zu den Zeloten, zu den politischen Eiferern in Israel. Wir Jünger des sanftmütigen Friedenskönig sind unsererseits zur Sanftmut gerufen. Die Sanftmut des Menschen ruht in der Liebe, die Christus während seines Erdenlebens vorgelebt hat. Sie ist eine Gabe des Heiligen Geistes. Die Sanftmut setzt den Christen in den Stand, frei von Überheblichkeit, Ungeduld und Zorn den irrenden Bruder zurechtzuweisen. Die Sanftmut steht in wohlthuendem Gegensatz zu bitterem Eifer und streitsüchtiger Rechthaberei. Den Sanftmütigen gilt die Verheißung Jesu: „Selig die Sanftmütigen, sie werden das Land besitzen“ – mit dem Land ist die himmlische Seligkeit gemeint. Wir beten in der Herz-Jesu-Litanei: „Jesus, sanftmütig und demütig von Herzen, bilde unser Herz nach deinem Herzen.“

Die letzte fünfte Anforderung an den Christen als den neuen Menschen ist die Langmut. Sie soll die Langmut Gottes widerspiegeln. Gottes Barmherzigkeit gegenüber den Sündern gibt sich kund in der Langmut. Gott wartet auf die Bekehrung. Er lässt dem Sünder Zeit. Gegenüber den Sünden seines Volkes in der Zeit vor Christus hat Gott an sich gehalten, Geduld gezeigt. Gegenüber den Schwächen der Sünder mäßigt er seinen Zorn, ersehnt er die Umkehr, mahnt er zur Reue. Im Gleichnis von dem gottlosen Richter stellt Jesus die rhetorische Frage: „Gott sollte seinen Auserwählten nicht Recht schaffen, die Tag und Nacht zu ihm rufen, und sie lange warten lassen?“ Die Langmut Gottes gibt den Erwählten eine Gnadenfrist. In dieser Frist haben sie die Möglichkeit, umzukehren, sich zu Gott zu wenden, zu bereuen und Gutes zu tun. Einmal freilich, einmal freilich ist die Geduld Gottes zu Ende. Einmal erschöpft sich auch seine Langmut. Es ist gefährlich, auf Gottes Langmut hin zu sündigen. Paulus spricht in seinem Römerbrief die Juden, die verstockten Juden an: „Verachtetest du den Reichtum der Geduld, Güte und Langmut Gottes; weißt du nicht, dass die Güte Gottes dich zur Bekehrung treibt?“ Langmut Gottes verpflichtet den Christen ebenso zur Langmut im Leben der Gemeinde. Langmut müssen wir beweisen gegenüber unseren irrenden und verlorengegangenen Brüdern und Schwestern. Wir haben vernommen, meine lieben Freunde, was Gottes Offenbarung durch den Apostel von uns verlangt: Erbarmen, Güte, Selbstlosigkeit, Sanftmut, Langmut. Diese Tugenden sind das Kennzeichen des neuen Menschen. Der alte Mensch war geprägt durch Zorn, Erbitterung, Leidenschaft, böse Lust, Habsucht; den haben wir ausgezogen und den neuen haben wir angezogen. Ach, dass wir doch, meine lieben Freunde, durch ein beispielhaftes Leben der Welt beweisen möchten, dass wir neue Menschen sind.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

Glaube, Hoffnung, Liebe

18.11.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Apostel Paulus rühmt in der Epistel der heutigen heiligen Messe, die eben an unser Ohr geklungen ist, den werktätigen Glauben, die opferbereite Liebe und die beharrliche Hoffnung der Gemeinde in Saloniki. Mit dieser Aussage rührt er an die Grundlage des christlichen Lebens. Glaube, Hoffnung und Liebe sind die göttlichen Tugenden. Göttlich heißen sie, weil sie sich auf Gott beziehen. Wir glauben Gott, wir hoffen auf Gott und wir lieben Gott. Die drei göttlichen Tugenden werden von Gott in die Seele der Gläubigen eingegossen; sie sind ein Geschenk Gottes. Sie werden eingegeben, um die Seele fähig zu machen, als Gottes Kind zu handeln und das ewige Leben zu verdienen. Sie sind das Unterpand dafür, dass der Heilige Geist in den menschlichen Fähigkeiten wirkt und gegenwärtig ist. Die erste der göttlichen Tugenden ist der Glaube. Der Glaube ist jene göttliche Tugend, durch die wir an Gott und an alles glauben, was er uns geoffenbart und gesagt hat und was die Kirche uns zu glauben vorlegt. Der Glaube ist auch die persönliche Bindung des Menschen an Gott, und damit eben untrennbar verbunden die freie Zustimmung zu seiner Offenbarung. Im Glauben überantwortet sich der Mensch als ganzer an Gott in Freiheit. Wer glaubt sagt: Ich will dir gehören. Ich will dein Diener sein. Ich will dein Knecht sein. Ich will dein Sohn sein. Der gläubige Mensch ist bestrebt, den Willen Gottes zu erkennen und zu tun. Der Glaube muss lebendig sein. Der lebendige Glaube ist in der Liebe wirksam. Damit jemand glaubt, ist die Gnade notwendig. Der Glaube ist keine rein natürliche Haltung, sondern er ist eine von Gott gewirkte, vom Menschen aufgenommene Bewegung. Freilich, trotz dieser Einwirkung Gottes, bleibt der Glaube eine menschliche, eine echt menschliche, vom Willen getragene Handlung. Der heilige Thomas hat den Glauben einmal bestimmt als den Akt des Verstandes, der auf Geheiß des von Gott durch die Gnade bewegten Willens die göttliche Wahrheit annimmt. Der Beweggrund zu glauben ist die Autorität des offenbarenden Gottes. Gott kann weder täuschen noch getäuscht werden. Wir glauben, weil Gott die Wahrheit lehrt. Deswegen ist auch der Glaube gewiss. Er ist gewisser als jede menschliche irdische Erkenntnis, denn er gründet auf der Wahrheit Gottes. Er gründet auf dem Wort Gottes, das nicht trügen kann. Der Glaube ist gewiss, weil Gott seinen Inhalt verbürgt. Glaube und Wissenschaft widerstreiten sich nicht. Die profanen Dinge und die Dinge des Glaubens leiten sich von demselben Gott her. Der Gott der Offenbarung ist derselbe wie der Schöpfer; er kann sich nicht widersprechen. Der Glaube ist notwendig, um das Heil zu erlangen. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen und zur Gemeinschaft seiner Kinder zu gelangen. Niemals wurde jemand ohne den Glauben der Rechtfertigung, also der heiligmachenden Gnade, teilhaftig. Keiner wird das ewige Leben erlangen, der nicht im Glauben ausharrt bis zum Ende.

Der Glaube muss sich auswirken. Der Gläubige muss Werke des Glaubens vollbringen; was der Glaube ihm aufgibt, das muss er tun. Im Brief an die Galater spricht Paulus von dem Glauben, der durch die Liebe wirksam ist. Werke der Liebe, der Gottes- und der Nächstenliebe bezeugen die Echtheit und die Macht des Glaubens. Der Apostel Jakobus fragt in seinem Briefe: „Was nützt es, wenn einer sagt, er habe den Glauben, aber keine Werke?“ Der Glaube wirkt mit den Werken zusammen, er

wird durch die Werke vollendet, er besteht die Probe in den Werken. Unser sittliches Leben wurzelt im Glauben. Glaube sagt uns, was wir tun sollen. Es gibt Dogmen der Moral. Paulus spricht deswegen vom Gehorsam des Glaubens als der ersten Pflicht. Im Verkennen Gottes sieht er den Grund und die Erklärung für alle sittlichen Verfehlungen der Heiden. Die christliche Sittenlehre ergibt sich aus dem Glauben und ist ein Bestandteil des Glaubens. Ich höre immer törichte Menschen sprechen: Die Kirche hat das verboten, die Kirche sagt das und jenes. Darauf ist zu erwidern: Die Kirche kündigt das, was Gott sagt. Nicht die Kirche gibt die Gebote, sondern Gott gibt sie. Ein Herr in Budenheim fragte vor kurzem, warum die Masse der Menschen nicht mehr den Gottesdienst besucht. Die Antwort ist nicht schwer. Sie gehen nicht mehr in die Kirche, weil sie nicht mehr glauben! Weil sie nicht mehr glauben, dass Gott existiert, dass der Gottesdienst notwendig ist, dass sich im Opfer der Messe die Vergegenwärtigung der Hingabe Christi am Kreuze darstellt und vollzieht; also weil sie nicht mehr glauben, deswegen kommen sie nicht mehr. Das erste Gebot des Dekalogs verlangt von uns, unseren Glauben zu nähren, ihn umsichtig und wachsam zu behüten und alles zurückzuweisen, was ihm widerspricht. Der Dienst am Glauben und das Zeugnis für den Glauben sind heilsnotwendig. „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich vor meinem Vater im Himmel bekennen. Wer mich aber vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich vor meinem Vater im Himmel verleugnen.“ Das Geschenk des Glaubens bleibt in dem, der nicht gegen den Glauben sündigt. Luther behauptete, jede Sünde zerstöre den Glauben; das ist Unsinn. Der Glaube bleibt in dem, der nicht gegen den Glauben sündigt. Aber der Glaube ist eben tot ohne Werke. Der Glaube ohne Hoffnung und Liebe vereint den Gläubigen nicht voll mit Christus und macht ihn nicht zu einem lebendigen Glied seines Leibes. Wir können sündigen gegen den Glauben durch Glaubenszweifel, freiwillige Glaubenszweifel. Das ist die Vernachlässigung oder Weigerung, für wahr zu halten, was Gott offenbart hat und die Kirche zu glauben vorlegt. Absichtlich genährte Zweifel am Glauben können zur geistigen Verblendung führen. Unglaube vollends entsteht in der Missachtung der göttlichen Offenbarung und Wahrheit, ist die Weigerung, ihr zuzustimmen.

Die zweite göttliche Tugend ist die Hoffnung. Sie ist die vertrauensvolle Erwartung des göttlichen Segens und der beseligenden Gottesschau. In Erweckung der Hoffnung, die wir ja regelmäßig vornehmen sollen, werden drei Hoffnungsgüter angegeben: Ich erhoffe Gottes Gnade, die Verzeihung meiner Sünden und sie Seligkeit des Himmels. Die Güter, die wir erhoffen, liegen in der Zukunft. Ein Gut, das man sieht, ist kein Hoffnungsgut. Die Hoffnung, die man sieht, ist keine Hoffnung. Die Hoffnung ist jene göttliche Tugend, durch die wir uns nach dem Himmelreich und nach dem ewigen Leben als unserem Glück sehnen, indem wir auf die Verheißungen Christi vertrauen und uns nicht auf unsere eigenen Kräfte verlassen, sondern auf die Gnadenhilfe des Heiligen Geistes. „Lasst uns an dem unwandelbaren Bekenntnis der Hoffnung festhalten, denn er, der die Verheißung gegeben hat, ist treu“, also die Treue Gottes ist es, die unser Hoffnungsgut befestigt. Die Tugend der Hoffnung entspricht dem Verlangen nach Glück, das in jedem Menschen ist. Dieses Verlangen hat Gott in die Menschenherzen gelegt. Die Hoffnung nimmt in sich die berechtigten Hoffnungen auf, die das Handeln des Menschen beseelen. Sie läutert sie, um sie auf das Himmelreich auszurichten, und sie bewahrt vor Entmutigung. Sie gibt Halt in Verlassenheit. Sie macht das Herz weit in der Erwartung der ewigen Seligkeit. Hoffnung gibt es auch im irdischen Leben. Ich erinnere mich, wie auf dem Höhepunkt des letzten Krieges unsere Mutter zu uns Kindern sagte: „Ihr werdet nicht studieren, ihr werdet Steine klopfen nach dem Kriege.“ Aber siehe da, wir haben Steine geklopft und gleichzeitig studiert. Die Hoffnung hat sich bewährt. Durch die Verdienste Jesu Christi und seiner Leiden bewahrt uns Gott in der Hoffnung. Die Hoffnung lässt nicht zuschanden werden. In ihr haben wir einen sicheren und festen Anker der Seele. Die Hoffnung ist auch eine Waffe, die unseren Kampf um das Heil schützt. „Wir wollen uns rüsten“, so schreibt Paulus an die Thessalonicher, „mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe und mit dem Helm der Hoffnung auf das Heil.“ Die Hoffnung verschafft uns selbst in der Prüfung Freude. „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in Bedrängnis“, ruft uns Paulus zu. Man sollte die Hoffnung, die Hoffnung auch auf Menschen, auf die Bekehrung der Menschen nicht aufgeben. Es hat mir weh getan, als ich einmal gelesen habe, die englische Königin habe über ihren Sohn Charles gesagt: Charles ist ein hoffnungsloser Fall. Nein, er ist nicht hoffnungslos. Die Hoffnung muss beharrlich sein. In der Hoffnung muss man ausharren. Sie darf nicht schwach werden,



und man darf sie nicht fallen lassen. Das ist der Ruhm in der Gemeinde in Saloniki, dass sie ausharrt in der Hoffnung. Der Apostel Petrus mahnt uns, bereit zu sein, jedem gegenüber Rechenschaft über unsere Hoffnung zu geben. D.h. wir müssen imstande sein, zu erklären, warum wir angesichts von Unglück, Angst und Not an der Hoffnung festhalten und nicht trostlos sind. Wir müssen fähig sein, zu begründen, weshalb wir an die Unzerstörbarkeit von Christentum und Kirche glauben, obwohl Gott nur noch für 5% aller Jugendlichen eine Rolle spielt – nur noch für 5%. Die Christen verlieren auch angesichts des Todes nicht die Hoffnung. Sie trauern nicht wie die anderen, die keine Hoffnung haben. „Tot ist tot und aus ist aus“, sagte mir einmal ein Herr; er war ein Ehebrecher. Die Christen bauen auf Christus als den Hoffnungsträger. Er ist gestorben und auferstanden. Er teilt jenen, die zu ihm gehören, das Leben, das ewige Leben mit. Bei einem Menschen, der eine Hoffnung hat, kann freilich auch Unsicherheit und Verzagtheit sich einstellen. Wenn jemand lange, allzu lange auf das Eintreten des Hoffnungsgutes wartet, kann er geneigt sein, die Hoffnung aufzugeben. Die Sünden gegen die Hoffnung sind Verzweiflung und Vermessenheit. In der Verzweiflung hört der Mensch auf, von Gott sein persönliches Heil, die Gnadenhilfe oder die Vergebung der Sünden zu erhoffen. Es gibt zwei Arten von Vermessenheit. Der Mensch überschätzt seine Fähigkeiten, indem er meint, er könne ohne göttliche Hilfe das Heil erlangen. Oder er meint vermessen, er könne das Heil erlangen auch ohne Bekehrung, er könne selig sein, ohne es zu verdienen.

Die dritte göttliche Tugend ist die Liebe. Sie ist jene Tugend, kraft derer wir Gott um seiner selbst willen über alles lieben und aus Liebe zu Gott unseren Nächsten lieben wie uns selbst. Jesus macht die Liebe zum neuen Gebot. Er liebte die Seinen bis zur Vollendung und offenbarte so die Liebe, die er vom Vater empfängt. Die Jünger ahmen durch die Liebe zueinander die Liebe nach, die sie von ihm empfangen. Und darum sagt Jesus: „Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibet in meiner Liebe. Das ist mein Gebot: Liebet einander, wie ich euch geliebt habe.“ Als Frucht des Geistes und Vollendung des Gesetzes hält die Liebe die Gebote Gottes. „Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben.“ Gehorsam ist die Frucht der Liebe. Der von der Liebe beseelte Christ ist kein Sklave, er ist auch kein Tagelöhner vor Gott, er ist ein Kind Gottes, ein Sohn, eine Tochter, die auf die Liebe dessen antworten, der uns zuerst geliebt hat. Im Glauben an die Liebe Gottes liegt die Aufforderung, die göttliche Liebe aufrichtig zu erwidern. Das Gebot sagt, wir sollen Gott lieben und den Nächsten, Gott lieben über alles und den Nächsten lieben um seinetwillen, weil er jeden Menschen zu seinem Geschöpf gemacht hat, weil ein jeder Mensch eine Spur Gottes ist. Die Liebe zu Gott verlangt die Unterordnung unseres Willens unter den Willen Gottes. Wir müssen klaglos und ohne Aufbegehren hinnehmen, was Gott über uns beschließt. „Herr, wie du willst, soll mir gescheh'n, und wie du willst, so will ich geh'n, hilf, deinen Willen nur versteh'n.“ Die Liebe zu Gott befiehlt uns, seine Gebote zu kennen und zu beobachten. Die Liebe zeigt sich im Gehorsam gegen Gottes Willen. Die Liebe fordert auch, dass wir Zeit haben für Gott: Zeit für das Gebet, Zeit für die Betrachtung, Zeit für die Gewissensforschung. Mir sagte einmal vor einiger Zeit ein Priester, die Messe am Sonntag dürfe nicht länger als 45 Minuten dauern, so habe es ihm der Pfarrgemeinderat verordnet. Die Liebe zu Gott ist untrennbar von der Liebe zum Nächsten. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“; ein höheres Gebot kann Gott uns für den Nächsten nicht geben. Dieses Gebot steht mit vollem Recht an der Spitze aller Gebote, denn die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes. Im Liebesgebot sind in gewisser Hinsicht alle anderen Gebote eingeschlossen. Warum? Weil die Liebe dem anderen nichts Böses tut. Die Übung aller Tugenden wird von der Liebe beseelt und angeregt. Sie ist das Band der Vollkommenheit, schreibt Paulus an die Gemeinde der Kolosser. Sie ist die Form der Tugenden, sie gliedert und ordnet diese Tugenden untereinander. Sie ist Ursprung und Ziel des christlichen Tugendlebens. Sie erhebt die irdische Liebe zur übernatürlichen Vollkommenheit, zur göttlichen Liebe. Sie steht über allen Tugenden. „Es bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe“, schreibt Paulus an die Korinther, „aber das größte unter ihnen ist die Liebe.“ Er hat ein unvergleichliches Bild der Liebe entworfen im Korintherbrief: Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig, sie ereifert sich nicht, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf, sie verstellt sich nicht, sie sucht nicht das ihre, sie wird nicht verbittert, sie trägt Böses nicht nach, sie freut sich nicht am Unrecht, sondern an der Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Das Schwerste, was die Liebe von uns verlangt, ist vielleicht das Ertragen. Die Liebe verlangt, dass wir den Nächsten ertragen mit seiner Un-

zulänglichkeit, Unbeholfenheit, Unentschiedenheit. Dass wir ihn ertragen mit seiner Unaufrichtigkeit, mit seiner Wankelmütigkeit, mit seinen Schwächen. Man könnte sagen mit Adenauer: So sind halt die Menschen, andere gibt es nicht. Aber wir sollen sie nicht nur mit Gleichmut hinnehmen, sondern wir sollen ihnen auch Liebe erweisen. Die Liebe ist dann echt, wenn sie opferwillig ist. Christus ist aus Liebe zu uns gestorben, als wir seine Feinde waren. Der Herr verlangt von uns, dass wir nach seinem Beispiel auch die Feinde lieben; wenn diese etwas retten kann, dann unsere Liebe. Man kann auf verschiedenen Weisen gegen die Liebe zu Gott sündigen, erstens durch Gleichgültigkeit. Gleichgültigkeit versäumt es oder weigert sich, an die Liebe Gottes nur zu denken. Sie verkennt deren zukommendes Wesen und leugnet ihre Kraft. Sodann durch Undankbarkeit. Undankbarkeit unterlässt es oder weigert sich, die Liebe Gottes dankbar anzuerkennen und durch Gegenliebe zu erwidern. Lauheit zögert und verschiebt es, die göttliche Liebe zu erwidern. Überdross an geistlichen Dingen oder geistige Trägheit kann so weit gehen, dass man die von Gott kommende Freude verschmäht und das göttliche Gut verabscheut. Hass, Hass gegen Gott entspringt dem Stolz. Er widersetzt sich der Liebe Gottes, dessen Güte er leugnet und den er deswegen verwünscht, weil er die Sünden verbietet und die Sünden straft. Vielfältig können wir uns gegen die Liebe zum Nächsten verfehlen. Wir versündigen uns immer dann, wenn wir einen pflichtmäßigen Akt der inneren oder äußeren Liebe unterlassen. Wir verstoßen gegen das Liebesgebot, wenn wir gegen den Nächsten Abneigung oder Hass, Neid oder Übelwollen hegen.

Meine lieben Freunde, möchten wir doch nachahmen, was der Apostel an der Gemeinde in Saloniki rühmt: werktätigen Glauben, opferwillige Liebe, beharrliche Hoffnung. Ich bitte und ermahne Sie: Halten Sie am Glauben fest! Es gibt ein Argument, das man allen Glaubenslosen entgegenhalten kann und das durchschlagend ist: Noch niemand hat je auf dem Sterbebett bereut, ein gläubiger Christ gewesen zu sein. Bewahren Sie die Hoffnung! Die Sanduhr des Todes rinnt und rinnt immer weiter. Aber auch die Stundenuhr barmherziger Heilandsliebe schlägt 24 Stunden. Der Herr ist im Boot. Noch scheint er zu schlafen, aber einmal wird er aufstehen und dem Sturm befehlen: Schweige, verstumme! Dann wird eine große Stille eintreten. Bleiben Sie in der Liebe! Mancher hat den Glauben an Gott verloren, weil er den Glauben an die Menschen, an die Menschlichkeit der Menschen verloren hat. Und mancher hat den Glauben an Gott wiedergefunden, als er einen guten Menschen kennenlernte, vielleicht in der letzten Woche im Krankenhaus, einen Menschen, der ihn aus der Verbitterung herauslöste. Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei bleiben, das größte aber unter ihnen ist die Liebe.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Die Unvergänglichkeit der Seele

25.11.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Monat November ist der Zeitabschnitt, in den das Gedenken des Todes und das Gebet für die Verstorbenen fällt. Der Mensch, jeder Mensch stirbt. Das irdische Leben ist einmal zu Ende. Aber es beginnt das Leben des Jenseits. Im Menschen existiert ein Element, das den Zerfall des Leibes überdauert; wir nennen es die Seele. Die Unsterblichkeit der Geistseele ist ein unbezweifelbarer, verbindlicher Glaubenssatz des Christentums. Sie ist auch eine Wahrheit der Vernunft. Diese doppelte Quelle der Wahrheit wollen wir uns heute vor Augen führen.

Im Alten Testament wird der Tod als Trennung von Leib und Seele verstanden. Wenn der Körper in Staub zerfällt, existiert die Seele weiter. Das Buch der Weisheit gibt das Zeugnis: „Die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand. Keine Qual kann sie berühren. Hat man sie auch nach der Ansicht der Menschen gezüchtigt, so ist doch ihre Hoffnung voll von Unsterblichkeit.“ Das Neue Testament nimmt diese Offenbarung ohne Abstriche auf. Jesus lehrt ausdrücklich und wiederholt das Weiterleben der Seele, wenn der Leib stirbt. Er sagt zu den Seinigen: „Fürchtet nicht die, welche den Leib töten können, die Seele aber nicht zu töten vermögen. Fürchtet vielmehr den, der Leib und Seele in der Hölle verderben kann. Ja, sage ich euch, den sollt ihr fürchten!“ Hier wird mit großer Klarheit ein Unterschied zwischen Leib und Seele gemacht, und zwar derart, dass der Leib untergehen kann, ohne dass die Seele in den Untergang hineingerissen wird. Die Wahrheit des Fortlebens der Seele nach dem Tod des Leibes wird von Christus auch in der Parabel vom reichen Mann und vom armen Lazarus gelehrt. Beide starben. Der reiche Mann wurde in der Hölle begraben, Lazarus kam in den Schoß Abrahams, also in die Rettung, in das Leben, an einen Ehrenplatz. Beide haben ein unterschiedliches Schicksal nach dem Tode, aber ihr Weiterleben ist unbestritten. Ein besonders ergreifendes Zeugnis der Lehre Jesu vom Fortleben des Geistes ist das Zwiegespräch, das er am Kreuze mit einem der beiden Verurteilten führte. Der reumütige Schächer richtet an Christus die Bitte: „Jesus, gedenke meiner, wenn du mit deinem Reiche kommst.“ Jesus antwortet ihm: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Die Antwort überbietet die Bitte. Jesus gibt die Zusicherung, dass der Schächer „heute“, also noch am gleichen Tage, mit ihm am Ort der Erquickung – das ist mit dem Paradies gemeint – bei Gott sein werde. Er wird sogleich – das ist entscheidend – jenseits der irdischen Existenz eines anderen Lebens teilhaftig werden. Dieses Leben gewinnt er im Glauben an Jesus. Die junge Kirche hat die Lehre ihres Meisters vom unzerstörbaren Leben der Seele aufgenommen und weitergetragen. Wir erinnern uns an das Zeugnis des Apostels Johannes: „Wer an Christus glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist.“ Er lebt bis zum jüngsten Tage und wird dann zu leibhafter Existenz erweckt werden. Der Christusgläubige zieht in seinem Tode heim zum Herrn: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen; ich gehe hin, euch eine zu bereiten.“ In die gleiche Richtung weist das Wort des sterbenden Stephanus: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ Stephanus ist überzeugt, dass er nach dem Tode in die Gemeinschaft mit Christus eintreten wird, mit Christus, der gesagt hat: „Ich lebe, und ihr werdet leben.“ Als Paulus den Brief an die Philipper schrieb, war er im Gefängnis und ungewiss, wie sein Prozess ausgehen würde. Einerseits drängt es ihn, fernerhin das

Evangelium zu verkündigen, er wünscht daher, weiter zu leben. Andererseits aber zieht es ihn zu sterben, denn Sterben ist für ihn Gewinn. „Ich habe das Verlangen“, schreibt er, „abzuscheiden und bei Christus zu sein, denn das ist viel besser. Das andere aber, nämlich im Fleische zu bleiben, ist euretwegen nötig.“ Der Tod ist also für den Apostel so viel wie Aufbruch zum Herrn. Wenn er hingerichtet werden sollte, wird das irdische Sein in Christus übergehen in das Sein bei Christus und mit Christus. Dieser Zustand wird unvergleichlich viel besser sein als alle Güter des irdischen Daseins. Er tritt mit dem Augenblick des Todes ein; das ist das entscheidende. Das Fortleben, und zwar das wache Fortleben im Umgang mit Christus über den Tod hinaus wird auch im 2. Brief an die Korinther gelehrt. Paulus schreibt dort: „Wir sind gewiss, dass wir, wenn dieses unser irdisches Gezelt abgebrochen wird, einen Bau von Gott empfangen, ein nicht mit Händen gemachtes, ewiges Wohnhaus im Himmel.“ „Ja, wir haben guten Mut“, schreibt er, „und wünschen, lieber auszuziehen aus dem Leibe und bei dem Herrn Heimat zu finden.“ Nach diesem Text ist die Wohnung im Leibe nur eine vorläufige, die wahre Heimat ist die lebendige Gemeinschaft mit Christus, das Mit-Christus-Sein. Der letzte Grund für die Möglichkeit der Weiterexistenz des leibfreien Geistes ist die Allmacht Gottes. Sie trägt und hält jedes Geschöpf. Sie hat Leib und Geist hervorgebracht und zum einheitlichen menschlichen Wesen gestaltet. Sie kann den Geist auch dann erhalten, wenn der Zusammenhang mit dem Leib gelöst wird. In diesem Stadium existiert der Geist weiter in der Teilnahme an der unzerstörbaren Existenzmacht des göttlichen Geistes.

Die Offenbarung hat geklärt und bestätigt, was Menschen und Völker von der Fortdauer des Menschen über seine irdische Erscheinung hinaus geträumt, gehofft oder gefürchtet haben. Die Offenbarung schafft Sicherheit, wo der Mensch aus eigener Kraft nicht zur Ruhe kommen kann. Sie gibt die Bürgschaft dafür, dass die Versuche des menschlichen Geistes, Gründe für die Unsterblichkeit ausfindig zu machen, nicht Jagd nach einem Phantom sind. Der Glaube, dass der biologische Tod des Menschen nichts an dem Weiterleben der Seele ändert, gehört zu den Grundüberzeugungen der meisten Religionen. Bestattungsbeigaben des Homo sapiens vor 300000 Jahren bezeugen die Überzeugung von dem Weiterleben des Hingeschiedenen. In den primitiven Religionen wird das Leben nach dem Tode häufig als modifizierte Fortsetzung des irdischen Lebens verstanden, deswegen gibt man Nahrungsmittel und Getränke in die Gräber. In den antiken Mysterien sollen die Weißen des Mysten die Unsterblichkeit verbürgen. In Indien wird der Glaube an die Seelenwanderung ausgebildet. Der Buddhismus erwartet die Unsterblichkeit als Eingang in das Nirwana, der Brahmanismus als Aufgehen im großen, unpersönlichen Brahma. Der Hinduismus nimmt ein Fortleben in persönlicher Gemeinschaft mit dem höchst verehrten Gott an. In der hohen Geisteswelt der Griechen ist der Philosoph Platon vor allen anderen ein Zeuge für das Weiterleben der Seele nach dem Tode. Er beweist die Unsterblichkeit der Seele aus ihrer immateriellen Natur, und diese wiederum aus ihrem immateriellen Erkenntnisobjekt, den Ideen. In seinen großen Schriften *Phaidon* und *Politeia* beschreibt er das Weiterleben wie folgt: Nach dem Tode geht die Seele, die sich aus dem Leibe zurückzieht, wenn sie heilig gelebt hat, zu einem Wesen hin, das ihr ähnlich ist, zu einem göttlichen Wesen, das unsterblich und voll Weisheit ist, bei dem sie sich eines wunderbaren Glückes erfreut, befreit von den Irrtümern ihrer Unwissenheit und von jeder Tyrannei der Furcht. Die Seele kommt an eine Stelle, die von allen menschlichen Übeln befreit und gereinigt ist. Sie bringt in Wahrheit mit den Göttern die ganze Ewigkeit zu. Diese Erkenntnis Platons ist immer lebendig geblieben bei den großen Geistern der Geschichte. Denken wir etwa an den französischen Schriftsteller Jean de La Bruyère, der in seinem Hauptwerk schreibt: „Ich begreife nicht, wie eine Seele sterben soll, nachdem sie Gott mit der Idee der Unsterblichkeit und ewigen Wahrheiten erfüllt hat.“ Der deutsche Dichter Johann Wolfgang von Goethe führt einen anderen Beweis an: „Die Überzeugung unseres Fortlebens entspringt mir aus dem Begriff unserer Tätigkeit. Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht länger auszuhalten vermag“ – so Goethe.

Die Ahnungen und Überzeugungen bedeutender Menschen von der Unsterblichkeit der Seele lassen sich durch Vernunftgründe stützen. Zunächst spricht für die Unsterblichkeit der Seele ihre Geistigkeit. Die Seele ist vom toten Stoff und von der Tierseele – falls wir eine solche annehmen – wesentlich verschieden. Sie ist nicht restlos den chemisch-physikalischen und den biologischen

Gesetzen unterworfen. Sie wird nicht wie das Tier zwangsläufig von den Sinneseindrücken getrieben. Sie kann sich von der Umwelt, in der sie lebt, distanzieren und sich in sich selbst, in das eigene Innere zurückziehen. Sie kann sich also zu sich selbst zuwenden, wozu das Tier nicht fähig ist. Ferner kann die Seele die ganze Welt zu ihrer Umwelt machen. Das Tier wendet sich nur jenen Dingen zu, die für sein Leben bedeutsam sind: Ernährung, Fortpflanzung, aber nicht den Bereichen des Alls, denn aus diesen empfängt das Tier keine Eindrücke. Der Mensch aber wendet sich auch diesen Bereichen zu, er streckt sich nach Realitäten aus, für die das Tier völlig unempfänglich ist, nämlich nach dem Reich der Wahrheit und des Wertes, des Guten und des Schönen, zuhächst nach der Wirklichkeit Gottes. Der Mensch vermag diese Realitäten anderen vorzuziehen. Er kann ihnen ein Gewicht verleihen, welches das Gewicht aller äußeren Dinge und Gebilde überragt. Er vermag es, sich für sie einzusetzen bis zur Preisgabe des äußeren leiblichen Lebens. Sein Geist erhebt sich daher über alles bloß Stoffliche und Biologische. So ergibt sich die grundlegende Verschiedenheit des menschlichen Geistes von der Materie und von der Tierwelt. Es gilt keinen kontinuierlichen Übergang von dem einen Bereich in den anderen. Der Geist wird daher nicht automatisch in den Untergang des Leibes hineingezogen. Infolge ihrer Eigenart als eines unstofflichen, geistigen Wesens ist die menschliche Seele eines Zerfalls wie der Stoff nicht fähig. Sie kann sich nicht in einem naturhaften Prozess auflösen. Der Geist hat keine Teile, er kann also nicht in Teile zerfallen. Sein Wesen widerstrebt der Vernichtung. Er kann auch nicht durch Verbrauch oder Erschöpfung seiner Lebenskraft zugrundegehen. Diese Kraft ist unerschöpflich. Mit seinem Wesen ist seine Unvergänglichkeit gegeben. Die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes lässt sich auch der Eigenart seiner Tätigkeit ableiten. Der menschliche Geist ist tätig im Erkennen, im Wollen, im Lieben. Diesen Handlungen liegt die Neigung zum immerwährenden Vollzug inne. Das wird deutlich, wenn man die Gegenstände bedenkt, die der Mensch in seinem Erkennen, Wollen und Lieben ergreift. Der nächste Gegenstand ist das eigene Selbst. Im Erkennen und Lieben ergreift, liebt, besitzt das menschliche Ich sich selbst. Es gibt keine Macht, die diese Selbstergreifung und Selbstumfassung des Geistes zerstören könnte. Da müsste der Geist von sich selbst entfernt werden. Der Geist beschränkt sich nicht darauf, nach sich selbst auszugreifen, er kann und muss auslangen nach den ewigen, unvergänglichen Werten, letztlich nach dem personalen Wahren, Guten und Schönen: nach Gott. Wäre der Geist nicht mit dem Unvergänglichen innerlich verwandt, dann hätte er kein Organ, es zu ergreifen. Er muss selbst Unvergänglichkeitsgepräge haben, soll er Unvergängliches erfassen und in sich hineinziehen. Nur wenn er etwas von der Art des Unvergänglichen in sich hat, kann er sich mit ihm vermählen, kann er an dem Wahren, Schönen und Heiligen Anteil gewinnen.

Der Mensch hat ein dunkles Ahnen und Sehnen nach Unsterblichkeit. Dies lebt als eine unzerstörbare Forderung in ihm. Im Unsterblichkeitsbewusstsein spricht sich die Natur des Geistes selbst aus. Diese Überlegung gewinnt an Gewissheit, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die Natur des Geistes von Gott stammt. In der naturhaften Sehnsucht und Hoffnung drückt sich also das von Gott stammende Wesen aus. Die Herkunft der menschlichen Unsterblichkeitshoffnung von Gott ist die Bürgschaft dafür, dass dieses Ahnen und Sehnen keine Selbsttäuschung und kein Irrwahn ist. Thomas von Aquin fasst Überlegungen, welche die Überzeugung von der Unsterblichkeit begründen so zusammen: „Es ist unmöglich, dass das natürliche Sehnen eitler Wahn ist, denn die Natur tut nichts vergeblich. Alle geistigen Wesensbestände sehnen sich mit naturhaftem Verlangen nach immerwährendem Sein. Es ist unmöglich, dass sie jemals zu sein aufhören“, so Thomas von Aquin. Es ist ausgeschlossen, dass Gott der Seele wesenhafte Triebe einpflanzt und deren Befriedigung schließlich selbst vereitelt, indem er sie ins Nichts zurückfallen lässt.

Die Fortexistenz des Geistes über die leiblich-irdische Existenz hinaus wird endlich durch einen indirekten Beweis gewährleistet. Der menschliche Geist ist angelegt für die Erkenntnis des Wahren und für die Verwirklichung des Guten. In beiden Reichen kommt er nur schrittweise, schrittweise voran. Ein volles Erreichen des Erkenntniszieles und eine volle Verwirklichung des sittlichen Wollens ist dem Menschen während dieses Lebens nicht gewährt. Er befindet sich also gerade in jenen Bereichen, in denen sich sein menschliches Wesen am deutlichsten darstellt, in einer hoffnungslosen Lage. Auch die größten Anstrengungen können ihn nicht daraus befreien. Selbst einem Genie ist es nicht gegeben, die Weite und Tiefe der Wirklichkeit zu erfassen. Und selbst dem Heiligen ist es nicht ver-

gönnt, die volle sittliche Vollendung zu erreichen. Wenn es keine Erfüllung des Erkenntnisverlangens und des sittlichen Strebens über den Tod hinaus gibt, dann steht über dem menschlichen Leben und allen seinen Anstrengungen eine unüberwindliche Sinnlosigkeit; sie hat ohne Unsterblichkeit das letzte Wort. Solche Überlegungen zeigen, dass die Unsterblichkeitshoffnung nicht geboren ist aus der Selbstsucht, in welcher der in diesem Leben zu kurz Gekommene seine Arme ausstreckt nach der Erfüllung jenseits des ihm entschwundenen Irdischen. Es handelt sich vielmehr um die Frage, ob die Sinnlosigkeit das letzte Wort hat oder der Sinn. Die Unsterblichkeitshoffnung garantiert den Sinn des Erkennens und des sittlichen Strebens, indem sie eine Chance für deren Vollendung bietet.

Einen weiteren Hinweis auf die Unsterblichkeit gewinnen wir aus der Erfahrung, dass im irdischen Leben Sittlichkeit und Erfolg, Gerechtigkeit und Glück auseinanderfallen. Es gibt im menschlichen Leben keine Harmonie zwischen sittlichem Verdienst und persönlichem Schicksal. Wenn auf die sittlichen Kämpfe in diesem Erdenleben, auf die zahllosen Opfer im Dienste des Guten und auf die unzähligen Taten sittlicher Niedertracht dieselbe Antwort erfolgt, nämlich ein ewiges Schweigen, dann sind die sittlichen Ideale ein Hohn, ist die sittliche Anlage ein Unsinn. Sinn und Ziel des Menschen kann sich nicht erfüllen ohne persönliche Unsterblichkeit. Alles liegt schließlich daran, ob wir als Urgrund des Seins einen göttlichen Geist der Güte und der Gerechtigkeit setzen, der die Erfüllung des Menschen will.

Mit dem Tode, meine lieben Freunde, beginnt für den Menschen eine Existenzweise, die jenseits der Erfahrung liegt. Ihre vollendete Gestalt wird sie erst finden in der Auferstehung von den Toten. Dahin zielen die Heilsverheißungen Gottes. Die Vollerlösung ist eine Erlösung der Seele und des Leibes. Das himmlische Leben vom Tode bis zum Jüngsten Tag ergreift nur den Geist. Aber der Geist ist die Grundlage für das Heil des ganzen, in leibhaftiger Wirklichkeit einmal existierenden Menschen. Seine Fortdauer über den Tod hinaus ist das Fundament für die Erweckung des Leibes zur Ganzheit des Menschen bei der Wiederkunft Christi. Gläubige Menschen haben den Tod so verstanden, wie die kirchliche Liturgie ihn versteht. In der Präfation der Totenmesse heißt es: „Deinen Gläubigen, Herr, kann das Leben nicht geraubt werden, es wird nur neugestaltet; wenn die Herberge ihres Erdenwallens in Staub zerfällt, steht ihnen eine ewige Heimat im Himmel bereit.“ Als Jesus zu seinem Freund Lazarus eilte, der gestorben war, sprach er zu der Schwester Martha: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist, und jeder, der an mich glaubt, wird in Ewigkeit nicht sterben.“ Die Kaiserin Maria Theresia war so fest von ihrer Unvergänglichkeit überzeugt, dass sie sagen konnte: „Wenn ich sterbe, dann ist es, als wenn ich von einem Zimmer in ein anderes übergehe.“ Am 15. April 1912 sank das Luxussschiff Titanic nach einem Zusammenstoß mit einem Eisberg im Atlantik. Die Masse der Menschen ging in den eisigen Fluten unter. Die Bordkapelle aber spielte in dieser Lage bis zum letzten Augenblick den Choral: „Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir! Das soll die Losung sein, das mein Panier. Scheid' ich auch einst von hier, komm ich noch ganz zu dir, ganz noch zu dir.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Ursünde, Erbsünde und Erlösung (1)

Die Ursünde

02.12.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die ersten Menschen lebten ursprünglich im Zustand der Gottähnlichkeit und Weltbeherrschung. Sie waren frei von der Sünde und von der Neigung zur Sünde. Durch ein eigenes Gebot brachte Gott ihnen zum Bewusstsein, dass ihr durchgnadetes Leben Aufgabe und Verantwortung in sich schließt. Das Gebot erinnerte sie an Gottes Herr-sein und rief sie zu dessen Anerkennung auf. Dieses Verhältnis zwischen Gott und den Menschen wird – wie man es einfachen und schlichten Menschen darstellt – unter dem Bilde des Paradieses und des verbotenen Baumes im Paradiese dargestellt. Wie soll man anders zu kindlichen Menschen sprechen? Die Offenbarung muss sich dem Fassungsvermögen derer, an die sie gerichtet ist, anpassen. „Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen“, hatte Gott gesagt, „nur vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn sobald du davon isst, musst du sterben.“ Das Gebot war Erinnerung und Mahnung an Gott und Wegweiser zu ihm. Die Menschen sollten vor der Versuchung bewahrt bleiben, es genug sein zu lassen mit der Herrlichkeit der Natur und ihres eigenen Wesens, Gott zu vergessen und so die Vollendung, die noch ausstand, zu verfehlen. Dass die ersten Menschen trotz ihrer Gottverbundenheit in Versuchung geführt werden konnten, war damit begründet, dass auch sie im Glauben und nicht im Schauen wandelten. Der Mensch, der sein Leben im Glauben vollzieht, sagt Ja zu einer verborgenen Wirklichkeit. Er lebt in der Hoffnung. Es war also in den ersten Menschen noch etwas Unerfülltes, eine ungestillte Sehnsucht nach einer kommenden Wirklichkeit. In dem Mangel der letzten Vollendung lag die Möglichkeit der Sünde. Dazu kam die innere Fähigkeit, sich gegen Gott zu entscheiden. Gott schenkte den Menschen die höchste und zugleich gefährlichste Gabe: die Freiheit. Es erwies sich, dass die Gabe zu groß und der Beschenkte zu klein war.

Aus sich heraus wäre freilich der Mensch nicht auf den Gedanken gekommen, seine Sehnsucht auf anderes als auf Gott in gottwidriger Weise zu richten. Eine fremde Macht musste über ihn kommen, auf dass die in ihm ruhenden gefährlichen Möglichkeiten verwirklicht wurden. Diese Macht wird in bildlicher Weise unter der Gestalt eines Tieres geschildert. Der Urheber des Bösen der Welt ist nicht ein Tier. Das die Sünde bewirkende geistliche Wesen ist der Teufel. Die Schlange ist ein Bild des Teufels mit ihrer schleichenden, fast unhörbaren Art der Fortbewegung und wegen ihres tödlichen Bisses. Die Schlange gilt als verschlagen und listig und giftig. Die Schrift erzählt schlicht und anschaulich, wie es zur Sünde kam, was sie ist und was sie wirkt. Die Schlange redete die Frau an und begann mit ihr ein Streitgespräch. „Hat Gott wirklich gesagt: ‚Ihr dürft von keinem Baum des Gartens essen?‘“ Die Schlange bittet um Belehrung; ihre Frage aber ist eine Überspitzung. Ein so weit gehendes Gebot wäre wirklich eine starke Einengung des Menschen gewesen, und Eva weist treuherzig und stolz darauf hin, dass ein solches Gebot von Gott nicht gegeben ward. „Von den Früchten des Gartens dürfen wir essen. Nur bezüglich der Früchte des Baumes, der in der Mitte des Gartens steht, hat Gott gesagt: ‚Davon dürft ihr nicht essen, ja, die Früchte nicht einmal berühren, sonst müsst ihr sterben!‘“. Der

Schlange gelingt es im ersten Anlauf nicht, die Lage durch ihre eine Lüge in sich schließende Frage zu verwirren und Eva zu beunruhigen. Aber sie kommt mit der Frau immerhin ins Gespräch und zwingt sie zu dem Geständnis, dass sie in einem Zustand beschränkter Freiheit lebt. Die Frau spürt das Einengende des göttlichen Gebotes, und daran knüpft die Schlange an. „Keineswegs werdet ihr sterben! Vielmehr weiß Gott, dass euch die Augen aufgehen werden, sobald ihr davon esst, und dass ihr wie Gott werdet, indem ihr erkennt, was gut und böse ist.“ Der Versucher verneint die Notwendigkeit des Gebotes dadurch, dass er die Folgen der Übertretung verneint, ja sogar eine Erhöhung des Glückes für die Menschen in Aussicht stellt, wenn sie das Gebot übertreten. Die Schlange streut in die Herzen der Menschen Misstrauen gegen Gott, gegen seine Güte und gegen den Ernst seiner Androhung. Das Gebot, so sagt sie, kommt nicht von der Sorge Gottes für das menschliche Leben, sondern von Selbstsucht und Herrschsucht; Gott will den Menschen etwas vorenthalten. Sie könnten etwas gewinnen, wenn sie das Gebot übertreten. Sie gewännen eine Erkenntnis, die Gott missgünstig und neidisch für sich allein haben will. Gott ist also nicht gütig und nicht glaubwürdig. Jetzt, wo die Autorität Gottes untergraben ist, wo die Aussicht auf göttliche Lebensfülle lockt, merkt Eva, wie köstlich die Frucht des Baumes ist, wie lieblich ihr Anblick, wie begehrenswert ihr Genuss. Schon oft hat sie die Frucht gesehen, aber noch nie so wie jetzt. Sie ist wie verzaubert, eine echte Törin, hofft sie, durch die Frucht weise zu werden wie Gott. Sie nimmt von den Früchten und isst. Wortlos nimmt der Mann, der bei ihr ist, an ihrem Frevel teil. Diese Darstellung der Entstehung der Sünde ist meisterhaft. Der Satan veranlasst die Menschen, Gott zu misstrauen. Er sät in ihre Herzen das Verlangen, entweder ihr Leben ohne Gott zu gestalten oder die Vollendung – die noch bevorsteht – durch eigenmächtiges Handeln zu erzwingen. Der Satan stempelt die Haltung des Gehorsams und der Unterwürfigkeit unter Gott als Dummheit. Er treibt die Menschen dazu, Gottes Wort beiseite zu schieben. Dadurch werden sie die Herren, die nach niemandem fragen, die sich nichts sagen lassen, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Die Wurzel der Sünde ist der Unglaube. Aber der Unglaube ist wieder das in hochmütigem Trotz gesprochene Nein gegen Gott. Die Sünde ist Überheblichkeit und Selbstherrlichkeit. Die Sünde ist Gesetzlosigkeit und Ungehorsam, Beleidigung Gottes, Feindschaft gegen Gott. Deshalb ist die Sünde dämonisch. Das erste Buch der Bibel, die Genesis, ist die historische Antwort auf die Frage: Wie ist das physische und moralische Übel in die Welt gekommen? Antwort: Das physische Übel ist eine Folge des moralischen Übels. Das Übel verdankt dem freien Willen des Menschen seinen Ursprung. Die Heilige Schrift erzählt keine Märchen, sie berichtet ein geschichtliches Ereignis in bildlicher Anschaulichkeit. Anders konnte sie nicht sprechen, wenn sie von den Menschen verstanden wissen wollte.

Adam und Eva erwarteten von der Übertretung des Gebotes Bereicherung und Erfüllung ihres Lebens. Das Gegenteil trat ein. Sie verloren die Verbundenheit und die Ähnlichkeit mit Gott, und damit den höchsten Reichtum, den sie besaßen. Sie wurden auf die Armseligkeit ihres auf sich selbst gewählten Menschentums zurückgeworfen. Sie spürten jetzt das Gesetz des Fleisches in ihren Gliedern. Sie merkten, dass sie nackt waren. Der ihren Leib bekleidende Gottesglanz war erloschen; sie standen einander in hüllenloser Preisgegebenheit gegenüber, und sie schämten sich voreinander. Deshalb banden sie Feigenblätter zusammen und machten sich Schürzen daraus. Vorher ruhte ihre Unschuld voreinander in der Unschuld vor Gott, jetzt aber ist die Sicherheit und Unbefangenheit dahin. Mit dem Schuldbewusstsein vor Gott erwacht das Schamgefühl voreinander. Sie spüren das Gesetz des Fleisches. Sie wissen jetzt, was sie zu wissen gewünscht hatten: was gut und böse ist. Aber es ist ein schmerzliches Wissen, denn sie wissen sich als Sünder. Deshalb ist ihnen die Nähe Gottes unheimlich. Sie halten seinen Blick nicht mehr aus. Sie versuchen sich vor ihm, dem niemand zu entfliehen vermag, zu verstecken. Sie erschrecken, wenn sich seine Gegenwart im Rauschen des Gartens kundtut. Sie wissen sich schuldig vor ihm. Ihr Trotz bricht in der Furcht vor der Heiligkeit Gottes zusammen.

Die Offenbarung Gottes nach der ersten Sünde wird als Gerichtssitzung dargestellt. Gott hält ein Verhör, und aufgrund des Verhörs spricht er sein Urteil. Und zwar wird die Verurteilung vorgenommen nach der Reihenfolge der Mitwirkung an dem Vergehen. Gott beginnt das Verhör mit Adam: „Wo bist du?“ Er antwortet: „Als ich im Garten das Geräusch deiner Stimme hörte, da fürchtete ich mich, weil ich nackt bin, deshalb habe ich mich versteckt.“ Das Geständnis Adams ist unvollständig. Es fehlt nämlich die Angabe des Grundes, aus dem die Wahrnehmung der Nacktheit erfolgt. Da frag-



te Gott: „Was hast du getan? Wer hat dir kundgetan, dass du nackt bist? Hast du etwa von dem Baum gegessen, von dem ich dir zu essen verboten habe?“ Adam antwortete: „Die Frau, die du mir beigegeben hast, die gab mir von dem Baume, und ich aß.“ Adam sucht seine Sünde möglichst gering hinzustellen. Die Ursache seines Falles ist die Frau, und diese ist ihm von Gott als Gefährtin gegeben, also fällt in letzter Linie die Ursache der Sünde auf Gott. Nun fragt Gott, der Herr, die Frau: „Warum hast du das getan?“ Die Frau entgegnet: „Die Schlange hat mich verführt, deshalb habe ich gegessen.“ Auch die Frau versucht sich ihrer Schuld zu entledigen. Die Versuchung ist von außen an sie herangekommen, sie hat sie nicht gesucht. Der Verführer wird von Gott nicht gefragt. Seine Straflosigkeit ist bekannt.

Jetzt ergeht Gottes Strafgericht über seine ungetreuen Geschöpfe. Es hebt an mit der Verurteilung des Versuchers und Verführers. „Da fuhr Gott die Schlange an: ‚Weil du das getan hast, sei verflucht unter allem Vieh und allen Tieren des Feldes! Auf deinem Bauch musst du kriechen und Staub fressen alle Tage deines Lebens! Feindschaft will ich setzen zwischen dir und der Frau, zwischen deinem Spross und ihrem Spross; er wird dir den Kopf zertreten, du aber wirst ihn an der Ferse verletzen.‘“ Der Fluch bezieht sich natürlich nicht auf die Schlange als ein Wesen, das dem Tierreich angehört. Er bezieht sich auf den, der unter der Erscheinung der Schlange wirksam ist: Satan. Die erwähnten physiologischen Einzelheiten sind gewiss nicht buchstäblich zu verstehen; sie dienen lediglich der Ausschmückung. Danach ergeht das Strafgericht über Eva. Sie ist ja zuerst dem Versucher erlegen. Und der Herr sagt zu der Frau: „Viele Beschwerden will ich dir auferlegen bei deiner Mutterschaft: in Schmerzen sollst du Kinder haben. Und doch wirst du nach dem Manne verlangen; er wird über dich herrschen.“ Als Strafe werden der Frau zugesprochen: Beschwerden der Schwangerschaft, Schmerzen beim Gebären, Unterwürfigkeit dem Manne gegenüber. Wie der Tod eine Folge der Sünde ist, so auch die Leiden des irdischen Lebens. Der Trieb, der Trieb! nach sinnlicher Lust bleibt dennoch bestehen. Schließlich ergeht das Urteil über den Mann; er hat sich von seiner Frau widerstandslos verleiten lassen. Und so sagt Gott zu Adam: „Der Erdboden sei verflucht um deinetwillen; mit Mühe sollst du dich von ihm nähren alle Tage deines Lebens! Dornen und Disteln wird er dir tragen! Im Schweiß deines Angesichtes wirst du dein Brot verzehren, bis du zur Erde zurückkehrst, von der du genommen bist. Denn Staub bist du, und zum Staube kehrst du zurück!“ Dem Manne wird als Strafe in Aussicht gestellt: eine mühevollere und beschwerliche Wirken. Die Beschwerlichkeit der Arbeit wird an den Mühsalen des Landmannes dargestellt. Die Erde wird unfruchtbar sein, aus sich selbst keine Pflanzen hervorbringen, die zum Leben des Menschen notwendig sind. Ohne Pflege gehen selbst die edelsten Gewächse allmählich in den Zustand der Verwilderung über. Den Schluss der Strafsentenz über den Mann bildet die eindrucksvolle Versicherung, dass die Beschwerden des Lebens nie aufhören und der Tod die Strafe der Sünde ist.

Die ersten Menschen waren das natürliche und übernatürliche Ebenbild Gottes. Das natürliche Ebenbild ist wesentlich in der geistigen Anlage des Menschen gelegen. Das übernatürliche Ebenbild umfasst Freiheit von der Begierlichkeit, Unsterblichkeit und Freiheit von Beschwerden und Leiden. Und entsprechend die Folgen. Die Folgen der Abwendung von Gott sind: Verlust der ursprünglichen Heiligkeit und Gerechtigkeit, Überantwortung an den Zorn und die Ungnade Gottes, an den leiblichen Tod und an die Herrschaft des Teufels, Verschlechterung an Leib und Seele. Das übernatürliche göttliche Ebenbild ist vernichtet, das natürliche Ebenbild ist geschwächt. Die Abwendung von Gott wirkt sich aus in der Gezweiung des eigenen Wesens des Menschen, in der Gegensätzlichkeit zwischen Ich und Du, zwischen Mensch und Tier, zwischen Mensch und Erde. Was die Menschen verloren haben, das haben sie für immer verloren. Sie werden aus dem Paradies vertrieben, und es gibt keine Rückkehr. Das Leben in Friede und Ruhe, in Sicherheit und Fülle ist für immer dahin. Gott lässt seiner nicht spotten! Die Abwendung von Gott wird für die Menschen spürbar als Ferne vom Quell der Ruhe und des Lebens, der Kraft und der Freude, der Liebe, der Fülle und der Geborgenheit der Existenz. Adam und Eva werden dem Hunger, der Blöße, der Obdachlosigkeit überantwortet. In der Gottesferne gibt es für den Menschen keine Sättigung, keine Würde und keine Beheimatung. Das Nein zu Gott erweist sich als das Nein zur eigenen menschlichen Größe und Würde. Der Verlust Gottes bedeutet den Verlust des eigenen Selbst. Am schmerzlichsten wird die Ferne von Gott deutlich im leiblichen Tod. Zum Tode verurteilt sich der Mensch gewissermaßen selbst. Gott bestätigt in

seinem Gerichtsort nur, was der Mensch sich selbst angetan hat. In der Unterwerfung unter den Tod zeigt sich, dass der Mensch in der Ferne von Gott nicht leben, sondern nur sterben kann. Gott hat jedoch die Vollstreckung des Urteils aufgeschoben. Der Mensch sollte erst durch Mühseligkeiten und Plagen seine Schuld sühnen. Und wir dürfen annehmen, dass Adam und Eva diese Schuld gesühnt haben. Gott entlässt die Menschen nicht ohne Gnade. Sie Gnade ist die sündentilgende Reue. Man darf annehmen, dass die ersten Menschen auf dem Wege der Buße das Heil gefunden haben, dass sie ihren stürmischen Trotz weggeworfen hatten. Vergessen Sie nicht, dass wir am 24. Dezember das Gedächtnis der Heiligen Adam und Eva begehen. Dass Gott den Menschen nicht völlig verwirft, zeigt sich in der Verheißung, die er gibt, im Aufschub des Todes und in der Bereitstellung eines Ersatzkleides, das besser war als die Bekleidung, die sie sich selbst besorgt hatten. Der Verweis auf den Schlangentreter, also auf die Erlösung, begleitete die ersten Menschen in ihrem Büsserleben. Die Verheißung lautet: „Streit will ich setzen zwischen dir und dem Teufel. Der Schlangentreter wird ihm den Kopf zertreten.“ Das ist die Urverheißung in unserem ganzen Alten Testament. Der Schlangentreter ist der verheißene Erlöser. Die Kirchenväter, auf die wir uns ja als Zeugen des Glaubens berufen dürfen, sind einmütig der Überzeugung, dass Adam und Eva in der Gnade Gottes gestorben sind. Wegen dieser berechtigten Ansicht wird oft dargestellt, dass unter dem Kreuze Jesu ein Totenschädel zu sehen ist. Das ist der Schädel Adams. Das Blut des Herrn ist über die ersten Menschen geflossen und hat sie vom ewigen Tode errettet.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Ursünde, Erbsünde und Erlösung (2)

Die Erbsünde

09.12.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Sünde des ersten Menschen hat allgeschichtliche Tragweite. In der einmaligen Tat vollzieht sich das Geheimnis der Menschheitssünde. Die Sünde war zwar das persönliche Tun der beiden ersten Menschen, aber sie vollzogen die Abwendung von Gott in der menschlichen Natur. Das menschliche Geschlecht existierte zur Zeit der Sünde bloß in Adam und Eva. Indem sie sich gegen Gott entschieden, entschied sich das ganze Menschengeschlecht gegen Gott. So wurde die ganze menschliche Natur in den Abfall hineingezogen. Sie existierte fernerhin im Zustand des Abgefallenseins. Dieser Zustand begleitet die Menschheit für alle Zeiten. Wir nennen diesen Zustand Erbsünde. Die angelsächsischen und romanischen Völker sprechen von Ursprungssünde – peccatum originale, und das ist genauer. Von der Erbsünde wusste sogar ein so kirchenfremder Mann wie unser Dichter Goethe: „Reichte die schädliche Frucht einst Mutter Eva dem Gatten. Ach! vom törichten Biss kränkelt das ganze Geschlecht.“ – vom törichten Biss kränkelt das ganze Geschlecht. Es gibt eine Erbsünde, d.h. eine Sünde, welche von Adam auf alle seine Nachkommen – Maria ausgenommen – übergegangen ist. Die Erbsünde ist eine wahre Sünde, wenn auch keine sündige Tat, so doch ein sündhafter Zustand. Erbsünde ist der gottwidrige schuldhaftige Zustand, in dem alle Menschen nach heilsgeschichtlicher Ordnung wegen der Ursünde ihres Stammvaters und Hauptes Adam geboren werden. Erbsünde ist der Zustand, in dem der Mensch nicht in Heiligkeit und Gerechtigkeit existiert und nicht am Leben und an der Herrlichkeit des dreipersönlichen Gott teilnimmt. Es fehlt ihm die übernatürliche Verbundenheit mit Gott. Es fehlt ihm die heiligmachende Gnade. Weil es die Bestimmung Gottes ist, dass der Mensch in übernatürlicher Weise mit ihm verbunden sein soll, deswegen ist der Mangel der göttlichen Gnade sündhaft, widerspricht Gottes Willen. Die Erbsünde ist der Zustand gottfreien, gottlosen Daseins, ohne das übernatürliche göttliche Leben.

Die Erbsünde besteht formaliter in dem schuldhaften Mangel der heiligmachenden Gnade. Sie besteht materialiter in der ungeordneten Begierde, der Konkupiszenz. Die ungeordnete Begierde ist das ungeordnete Streben nach sinnlichen Genüssen, ist also böse Begierlichkeit. Ungeordnet ist die Begierlichkeit, weil sie sich auch gegen die sittliche Ordnung behauptet. Die Begierlichkeit hat ihren Sitz im sinnlichen Teil des Menschen, im Besonderen in der Geschlechtssphäre. Mir sagte einmal eine gute, fromme Dame: „Das ist eine furchtbare Sache, das ist ein furchtbarer Trieb“ – ja, das ist es in der Tat, es ist ein furchtbarer Trieb. Ein ganz erheblicher Teil von Blut und Tränen auf dieser Welt geht zurück auf den Missbrauch dieses Triebes. Man unterscheidet die zuvorkommende und die nachfolgende Begierlichkeit, je nachdem sie dem freien Vernunft- und Willensgebrauch zuvorkommt oder vom freien Willen hervorgerufen und gefördert wird. Ich habe allen, die mir Anwürfe gegen den Zölibat vorgebracht haben, gesagt: Der Trieb wird so stark, wie man ihn werden lässt! Er ist kein Verhängnis, dem man wehrlos ausgeliefert ist. Grundlage für die theologische Lehre von der Begierlichkeit bilden Paulus und Augustinus. Bei Paulus bedeutet die Begierlichkeit bald die sinnliche, schlechte

Begierde, bald die schlechte Begierde überhaupt, wobei allerdings die sinnlichen Begierden vorwalten. Konkupiszenz ist bei ihm die Verderbtheit unserer intellektuellen und sensitiven Natur, der Hang zum Bösen; *nitimur in vetitum* – wir neigen zum Verbotenen. Nach Augustinus ist die Begierlichkeit böse, aber nicht Sünde im eigentlichen Sinn. Sie ist Sündenfolge und Sündenwurzel. Sie bleibt auch im Gerechtfertigten als das objektiv Verkehrte, materiell der sittlichen Ordnung Widerstrebende. Nach Thomas von Aquin – und seine Lehre ist eigentlich für die Kirche maßgebend geblieben, weil sie richtig ist – ist die böse Begierlichkeit nicht Sünde, sondern Stoff für die Ausbildung von Tugenden. Sie ist uns zum Kampf überlassen, damit wir mit ihr ringen und sie niederringen. So hat es auch das Konzil von Trient definiert: „In den Getauften bleibt die Begierlichkeit oder der Zündstoff zurück.“ Die Begierlichkeit ist für den Kampf zurückgelassen. Sie ist nicht Sünde, aber sie stammt aus der Sünde und sie macht geneigt zur Sünde. Denen, die nicht zustimmen, kann sie nichts anhaben. Die so verstandene Erbsünde muss abgegrenzt werden von falschen Vorstellungen. Der Erbsünde widerspricht jede Vorstellung, welche in ihr mehr als einen Mangel oder weniger als einen Mangel sieht. Durch die erste Überspitzung fehlen diejenigen, welche in der Erbsünde einen bösen, dem Menschen eingesenkten Sündenkeim, eine Art Giftstoff sehen. Danach läge die Sünde nicht in einem Mangel der in ihrem Wesenskern guten menschlichen Natur, sondern die Natur wäre als solche verderbt. Genau das ist die Ansicht von Luther. Luther sieht in der Erbsünde die völlige Verderbnis des natürlichen Menschen. Sie ist nach ihm wahre und eigentliche Sünde und gehört zur Natur des Menschen, ist also sein Wesensbestand. Sie bleibt auch im Getauften als wahre und eigentliche Sünde, sie wird nur nicht angerechnet. Diese Lehre ist grundfalsch. Fehlt diese Vorstellung durch ein Übermaß, so fehlen andere durch eine Unterschätzung der Erbsünde. Das sind vor allem die Anhänger des Pelagius, eines sehr strengen Mönches, der aber in diesem Bezug in die Irre ging. Nach ihnen ist die Erbsünde nichts dem Menschen Eigentümliches, sondern bloß die böse Wirkung des bösen Beispiels des ersten Menschen. Adam hat ein schlechtes Beispiel gegeben, und deswegen ist der Mensch geneigt, ihm zu folgen. Erbsünde ist nur die Nachahmung des schlechten Beispiels Adams. Er wird nicht etwa in den Zustand der Gottesferne hineingeboren, er befindet sich vielmehr nach der Sünde Adams im gleichen Zustand wie vorher. Das ist ein Irrtum. Dagegen muss gesagt werden: Die Erbsünde existiert in jedem Menschen, wenn er dazusein beginnt.

Wie konnte Adams Sünde zur Sünde seiner Nachkommenschaft werden? Wie konnte seine personale Schuld zur Schuld der Menschheit werden? Wie konnte diese Menschheitsschuld Grund der Strafe für die Menschheit und alle ihre Glieder werden? Die Antwort darauf, die einzig mögliche und einzig richtige Antwort lautet: Das geschah kraft der Solidarität Adams, des Hauptes, mit der gesamten Menschheit – kraft der Solidarität der gesamten Menschheit mit Adam, ihrem Haupte. Die Elendssituation des Menschen, der Menschheit, hat ihre Ursache in der ersten Sünde, in der Ursünde, der Sünde der Stammeltern. Die Sünde Adams ist dem Ursprung nach eine und ist durch Fortpflanzung, nicht durch Nachahmung, auf alle Menschen übergegangen; sie wohnt in einem jeden als seine ihm eigene. Adam lebt in jedem von uns, denn in ihm fiel die menschliche Natur, sodass von einem Menschen die Sünde auf alle überging. Nichts anderes ist die Menschheit als der geschichtlich sich entfaltende Urmensch, nicht also ein zufälliges Nebeneinander oder Nacheinander von Individuen, sondern eine organische Einheit und Ganzheit, ein einziges Wir. Wie wird die Sünde weitergegeben? Verursacher der Erbsünde sind nicht die Eltern; nicht der Zeugungsvorgang verursacht die Sünde. Er zielt auf etwas Gutes: auf das Werden eines Menschen. Die Vererbung hat ihren Grund auch nicht in der Libido, also in den Begehrlichkeiten des Zeugungsaktes; das war die falsche Ansicht des Augustinus. Die Vererbung hat ihren Grund auch nicht in einer moralischen Anrechnung der aktuellen Adamssünde auf die Nachkommen; so hat es Albert Pigge behauptet. Nein. Auch Gott, der die Seele des neu entstehenden Menschen schafft, ist nicht die Ursache der Erbsünde. Denn er bringt eine ihrem innersten Wesen nach gute Wirklichkeit hervor, eben die Menschenseele. Die einzige Ursache der Erbsünde, also des Mangels der übernatürlichen Gottverbundenheit, ist die Einheit des Menschengeschlechtes, ist der Eintritt in jene Geschlechterreihe, deren Haupt Adam das göttliche Leben verloren hat. Die Vererbung hat ihren Grund in dem naturhaften Stammeszusammenhang mit Adam. Wir dürfen also auf die Erbsünde nicht die Mendelschen Gesetze der Vererbung anwenden. Diese Gesetze sind richtig; sie stammen von dem Augustinerpater Mendel, der in Brünn, im Klostergarten,

seine Versuche über die Vererbung machte. Diese Gesetze gelten heute noch. Aber nicht diese Gesetze bestimmen die Vererbung, sondern die Verfügung Gottes. Nicht in den Genen ist die Erbsünde veranlagt, sondern in der Bestimmung Gottes. Die Menschen bilden nach Gottes Willen eine Gemeinschaft im Guten und Bösen. Wie im natürlichen Bereich jeder für jeden verantwortlich ist, so auch im übernatürlichen. Gott hat verfügt, dass sich mit den natürlichen Werten und Unwerten auch die übernatürlichen vererben. Jedes Wesen, das durch die Zeugung in die menschliche Geschlechterfolge eingegliedert wird, beginnt infolge seiner Zugehörigkeit zur Menschheit ohne das von Gott gewollte übernatürliche Leben zu existieren. Er ist ein Geschöpf Gottes, aber er ist noch kein Kind Gottes. Die Erbsünde wird fortgepflanzt durch natürliche Abstammung. Adam verlor das göttliche Leben als Haupt der Menschheit. Er zog die menschliche Natur in die Sünde hinein. So wird jeder Mensch dadurch Sünder, dass er ein Nachkomme Adams ist. Die Grundlage für die Vererbung der Sünde ist die Einheit des leiblichen Lebens, das alle Menschen miteinander verbindet, der Eintritt in die Geschlechterfolge. Dieser Mangel des göttlichen Lebens trifft jeden neu entstehenden Menschen in gleicher Weise.

Die Erbsünde ist ihrem Wesen nach in jedem Menschen gleich. Aber sie wirkt sich doch in verschiedener Weise aus. Wir sehen die Menschen geschieden in lichte Kinder der Freude, der Harmonie, der einfachen, gleichsam selbstverständlichen Güte, der herrlichen und ruhigen Zuversicht, und in Menschen der Qual, die sich und anderen zum Leid geschaffen scheinen, auf denen ein dunkles Verhängnis liegt von ihren Kindstagen an, Menschen der faustisch wilden Begierden, Menschen des Zweifels, der Zersetzung und der Verneinung. Und wo immer wir den tieferen Quellen dieser Veranlagung nachspüren, treffen wir auf eherne Schicksale, die solche Menschen gepackt und gestaltet haben, oft noch ehe sie aus dem Mutterschoß traten. Wir finden Verwicklungen von Zufällen, oft lächerlicher Art, meist von beweinenswerter Sinnlosigkeit, die sich eingemengt haben in das Lebensgewirke dieser Menschen. Wo die Schuld das Rätsel eines verdorbenen Lebens zu erklären scheint, da zeigt sich oft, dass es eine Schuld von großer Geringfügigkeit ist oder überhaupt eine Scheinschuld, eher und viel mehr eine einsame Not und unverstandene Sehnsucht als Sünde. Eher sind viele mehr durch eine Enge des Geistes geprägt als durch Verkrümmung und Verkehrung des Willens. Wie lässt sich die verschiedenartige Auswirkung der Erbsünde erklären? Dass es Menschen gibt, die anscheinend kaum von der Erbsünde gestreift sind, dass andere in die Erbsünde wie in einen dunklen, unheimlichen Abgrund hineingezogen sind, in deren Leben alles schwer und düster ist, von denen Kälte und Grauen ausgeht? Wie ist das zu erklären? Vielleicht kann man folgendes sagen: Die verderblichen Auswirkungen der Erbsünde werden durch die persönlichen Sünden vergrößert. Die Zerstörungen in einem Menschen sind daher sowohl auf die Erbsünde als auch auf die persönlichen Sünden der Vorfahren zurückzuführen. Was in einem menschlichen Leben Böses und Gutes geschieht, das geht nicht vorüber wie ein gleichgültiger Wanderer, sondern bleibt als ein dauernder Gast. Es gräbt sich unauslöschlich in den Menschen ein. Der mit solchem Gepräge gezeichnete Leib wird von den Eltern weitergegeben. Er kann eine Last oder eine Erleichterung für das Leben sein. Wenn sich das Böse in ihm eingegraben hat, so werden die im Leib sich vollziehenden sinnlichen Neigungen, Gemütsbewegungen, Gefühle und Strebungen zur Sünde neigen und die gottentstammte Seele in ihr düsteres Reich hinabzuziehen versuchen.

Die Lehre von der Erbsünde, meine lieben Freunde, stellt unseren Gottesglauben auf eine harte Probe. Nicht alle Theologen sind ihr gewachsen. Die einen deuten die Lehre um, sodass sie dem natürlichen Denken annehmbar scheint. Die anderen geben sie völlig auf, vor allem sehr viele Protestanten. Wir gläubigen Christen sind verpflichtet, sie festzuhalten als ein Dogma, als einen Glaubenssatz unseres katholischen Glaubens. Wir müssen uns vor dem Geheimnis der Fügung Gottes beugen. Wenn wir einst in sein Licht eintreten, werden uns Sinn und Berechtigung seiner Verfügung einleuchten. „Wären die Werke Gottes nur so groß, dass sie von der Vernunft des Menschen leicht begriffen werden können, so wären sie eben deswegen nicht wunderbar, nicht unaussprechlich, nicht göttlich zu nennen.“ Die Lehre von der Erbsünde ist aber nicht nur dunkel, sie verbreitet auch Licht. Sie löst die Frage, warum die aus Gottes Liebe kommende Welt in einer so schmerzlichen Weise dem Leid und dem Bösen überantwortet ist. Die Lehre von der Erbsünde gibt uns den Schlüssel zum Verständnis der Rätsel, die allen vor Augen liegen. In einem alten Katechismus – der deswegen nicht schlecht sein

muss, weil er alt ist – habe ich folgende Erklärung der Erbsünde gefunden: Ein Fürst erhält von einem Kaiser ein Landgut unter der Bedingung, dass er ihm treu bleibe. Doch der Fürst wird dem Kaiser untreu. Da nimmt ihm der Kaiser das Land und den Fürstentitel und schickt ihn in die Verbannung. Die Kinder des Fürsten werden dadurch unglücklich. Sie können vom Vater weder der Titel noch den Besitz erben. Was sie vom Vater erben ist Schande und Armut. Diese Erzählung ist ein Versuch, mit einem menschlichen Beispiel die Erbsünde zu erklären. Wenige Denker haben so viel Verständnis für die Erbsünde gezeigt wie der Mathematiker und Philosoph Blaise Pascal. Er schreibt: „Das dunkelste Geheimnis, das es für unseren Verstand geben kann, das Mysterium der Erbsünde, ist der einzige Schlüssel zum Verständnis unseres eigenen Wesens. Zweifellos stößt uns nichts heftiger als diese Lehre. Und doch sind wir ohne dieses dunkelste aller Geheimnisse uns selbst das größte Rätsel.“ „Ich für meine Person“, schreibt Pascal „muss gestehen: sobald die christliche Religion mir die Lehre vom Sündenfall erklärte, gingen mir die Augen auf, und ich sah überall die Merkmale dieser Wahrheit. Denn die ganze Welt predigt von einem verlorenen Gott und von einer gefallenen Natur innerhalb und außerhalb des Menschen.“ So Blaise Pascal. Es gibt einen Trost auch unter der Erbsünde. Das Fehlen der Gnade, der Gemeinschaft mit Gott ist kein unabänderliches Schicksal. Es gibt eine Befreiung, eine Erlösung, eine Wiederherstellung. Wir dürfen uns freuen über das Geschenk der heiligen Taufe, die uns von der Erbsünde befreit und aus Geschöpfen Gottes Kinder Gottes macht. Gottes Gerechtigkeit stellt den Anfang unseres Lebens unter den Fluch der Erbschuld. Gottes Erbarmen möge den Fortgang und den Ausgang unseres Lebens unter den Segen der Erlösung stellen.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Ursünde, Erbsünde und Erlösung (3)

Die Folgen der Erbsünde

16.12.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vom Wesen der Erbsünde, das wir am vergangenen Sonntag betrachtet haben, muss man ihre Folgen unterscheiden. Der Mensch wurde durch die Erbsünde in einen schlechteren Daseinszustand versetzt. Die Verschlechterung umfasst den Verlust der übernatürlichen Güter und die Verwundung der natürlichen menschlichen Kräfte. Das übernatürliche Ebenbild Gottes ging verloren, das natürliche Ebenbild wurde verunstaltet. Der Verlust der übernatürlichen Güter schließt in sich den Mangel des göttlichen Lebens, der übernatürlichen Verbundenheit und Ähnlichkeit mit Gott und der sie begleitenden übernatürlichen Wirklichkeiten und Werte, also den Mangel, wie wir sagen, den Mangel der heiligmachende Gnade, der göttlichen Tugenden, der von Gott geschenkten göttlichen Gnadenhilfen. Der Mangel des göttlichen Lebens ist das Wesen der Erbsünde. Er ist aber auch die Folge der Erbsünde, die Straffolge. Sofern er mit der Wegwendung des Menschen von Gott gleichbedeutend ist, ist er das Wesen der Erbsünde. Sofern auf die Wegwendung des Menschen von Gott dieser mit der Wegwendung vom Menschen reagiert, ist er die Strafe der Erbsünde. In der Schrift wird das Nein des Menschen zu Gott als Gottes Zorn bezeichnet, eines Zornes freilich, der niemals der Liebe vergessen kann, der Nein sagt zum sündigen Zustand des Menschen, um ihn umzuwandeln in den Zustand der Gerechtigkeit und Heiligkeit. Der sündige Mensch lebt in der Gottverlassenheit. Weil er nicht in Gott gründen will, ist er den dunklen Mächten ausgeliefert, die überall da hervorbrechen, wo nicht der Heilige Geist herrscht. Fern von Gott wird er von wilden zerstörerischen Leidenschaften hin und hergeworfen, spürt der Mensch an seinem sündhaften Leben, wie groß seine Verlorenheit und Gottverlassenheit ist. Die Sünde, die er begeht, die persönliche Sünde, ist die Auswirkung und der Ausdruck des Sündenstandes, in den er hineingeboren, hineingezeugt worden ist.

In der Heiligen Schrift wird die Sünde, die Preisgegebenheit des Menschen an die Sünde mit düsteren Farben geschildert. Christus lässt die Sonderung in Gerechte und Sünder nicht zu. Gerade die, welche sich als die Gerechten ausgeben, verfehlen das Heil. Nach Paulus gibt es nur heilsbedürftige, der Sünde verfallene Menschen. Im Römerbrief schildert er ausführlich, wie diese Menschen aussehen: Sie vertauschten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit Abbildern von vergänglichen Menschen, von Vögeln, von vierfüßigen und kriechenden Tieren. Darum überließ sie Gott den Gelüsten ihres Herzens. Er überließ sie der Unlauterkeit. Sie vertauschten den wahren Gott mit den Götzen und beteten die Geschöpfe an. Deshalb überließ sie Gott ihren schändlichen Leidenschaften. Ihre Frauen vertauschten den natürlichen Verkehr mit dem widernatürlichen. Ebenso die Männer: Den natürlichen Verkehr mit der Frau gaben sie auf und entbrannten in wilder Gier zueinander. Männer trieben Schamloses mit Männern und empfangen so an sich die verdiente Strafe für ihre Verirrung. Weil sie verschmähten, Gott anzuerkennen, überließ sie Gott ihrem verworfenen Sinn. Das Nein des Menschen zu Gott setzt sich fort im Nein zu sich selbst und zu der menschlichen Gemeinschaft. Der Mensch ist in sich gespalten. Die Einstimmigkeit der Natur ist zerstört. Bald kann die eine Kraft ohne

die andere ungeformt und ohne Maß hervortreten, bald kann diese oder jene Leibes- oder Seelenmacht wie gelähmt oder erstarrt und im Übermaß ermüdet sein. Alle Einseitigkeiten und Verwirrungen des menschlichen Lebens haben darin ihren tiefsten Grund. Gemüt, Erkennen, Lieben fügen sich nicht mehr zur Einheit zusammen. Die sinnlichen Triebe stehen aus einer dunklen Tiefe auf und suchen sich gegen den Verstand und gegen den Willen durchzusetzen. Sie sind immer auf dem Sprung, den Geist zu überwältigen. Die Begierlichkeit ist keine Sünde, aber eine der schmerzlichsten Folgen der Sünde. Sie bleibt auch im begnadeten Menschen als eine Erinnerung und ein Mahnmal an das Grauen und die Verlorenheit, der er entronnen ist. Der Mensch kennt das Gute und tut doch das Böse. So beschreibt es Paulus im 7. Kapitel des Römerbriefes: „Ich weiß, dass in mir nichts Gutes wohnt. Denn das Wollen liegt mir nahe, aber das Vollbringen des Guten nicht. Ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will.“ Auch Menschen vor Christus wussten um diese Zerspaltenheit. Der heidnische Dichter Ovid hat es beschrieben: „Ich sehe das Bessere, und es findet meine Zustimmung, und doch tue ich das Schlechtere.“

Die Gottverlassenheit des erbsündigen Menschen wird anschaulich und spürbar durch den Tod und das Leid. Der Leib des Menschen ist nicht mehr von der Gottverbundenheit gestaltet, er ist nicht mehr nach der Gottähnlichkeit gestaltet. Der leibliche Tod ist ein immerwährendes Mahnmal an die Flucht des Menschen weg von Gott, vom Quell des Lebens. Der erbsündige Mensch steht unter der Herrschaft des Todes und seiner Vorzeichen. Das Leid in der Seele bricht hervor als Zweifel und Verwirrung, als Irrtum, Schmerz und Zerrüttung, als Hunger und Durst, als Schimpf, Gewalttaten und Ungerechtigkeiten, als Lüge, Untreue und Ungerechtigkeit und Feindschaft. All das ist jedem spürbar und von niemandem abzuleugnen, letztlich aus der Erbsünde geborene Daseinsmacht. Die Preisgegebenheit an das Leid wirkt sich in unserem Erleben aus als Angst. Die Angst ist die Erfahrung der Ungesicherheit, der Ungesicherheit des Daseins, das von seinem tiefsten Grund losgerissen ist.

Die Lage des Menschen wird dadurch verschärft, dass nicht bloß in seinem Innern dunkle Kräfte am Werke sind, sondern dass auch die Welt dem Fluch verfallen und voller Feindseligkeit gegen ihn ist. Der Mensch ist das Schicksal der Welt. Der Sturz des Menschen bedeutet die Katastrophe für das Gesamtleben der Schöpfung. Das Gerichtsurteil Gottes, das den Menschen traf, dehnt sich aus auf die dem Menschen zugeordnete Welt. Der Mensch hat in seiner Wegbewegung von Gott die Schöpfung in diese Bewegung hineingezogen. Die gesamte Schöpfung ist in Trauer, Finsternis und Unordnung; sie ist dem Tode verfallen. Wenn in der klaren Sternennacht der großen Wüste Sahara, in Afrika, der Wind über die Wüste streift und die unzähligen Sandkörner sich ineinander reiben, hört es sich an wie das Wimmern eines tödlich verwundeten Riesentieres. „Hört ihr“, fragte der arabische Karawanenführer eine Gesellschaft, „hört ihr, die Wüste weint, sie klagt, dass sie zur unfruchtbaren Steppe geworden ist. Sie beweint die blühenden Gärten, die wogenden Kornfelder, die lachenden Früchte, die sie einst trug, bevor sie zur ausgebrannten Öde wurde.“ Die Tiere werden mit dem Menschen aus dem Paradies vertrieben. Schmerz und Tod wird das Los der Natur, die Ordnung der Welt ist gestört, der Regen kommt nicht mehr zur rechten Zeit, das Wachstum stockt, die Erde zittert. Sie klagt über Gräueltaten und Gewalttaten, die in ihr geschehen. Der Lobgesang der Kreatur wird übertönt von dem Notschrei der Erde über das Blut, das auf ihr vergossen wird. Sie schreit zu Gott um Hilfe und Erbarmen. Gott vernimmt das Schreien der jungen Raben ebenso wie den Schrei des Blutes des gerechten Abel. Durch die Sünde wurde der Tod in die Schöpfung hineingetragen, der ein Gleichnis der Sünde ist. Der Tod gewinnt nun einen anderen Tiefgang als er früher hatte. Auch die Menschen im Paradies sind ja nur eine bestimmte Lebenszeit auf der Welt geblieben, auch sie beendeten ihr irdisches Leben, um in das ewige Leben einzugehen, aber jetzt gewinnt der Tod eine vorher nicht gekannte Schärfe. Er ist mit einer im Paradies nicht vorhandenen Qual verbunden, besonders wenn er vorzeitig eintritt, oft ohne Sinn und Zusammenhang mit dem Naturganzen zu sein scheint. Der Tod herrscht in der Natur wie ein allgegenwärtiges Gesetz. Die Vergänglichkeit ist repräsentativ für die Schöpfung. Der deutsche Dichter Friedrich Schlegel hat diesen Zustand auf seine Weise ausgedrückt:



„Es geht ein allgemeines Weinen,  
soweit die stillen Sterne scheinen,  
durch alle Adern der Natur.  
Es ringt und seufzt nach der Verklärung,  
entgegenschmachtend der Gewährung,  
in Liebesangst die Kreatur.“

Ferner muss die durch die Sünde verderbte Schöpfung der Vergänglichkeit dienen. Was sie hervorbringen vermag, ist totgeweihtes Leben. In alle menschlichen Werke, die aus dem Material der Welt geschaffen werden, ist der Tod hineingebaut. Auch die von der Vergänglichkeit bedrohten Werke müssen der Natur vom Menschen in Mühsal abgerungen werden. Sie tun ihren Dienst dem Menschen nur widerwillig, sie leisten ihm Widerstand. Die Arbeit bekommt dadurch ein anderes Gesicht als im Paradies. Sie ist durchtränkt von Mühsal und Plage, begleitet von Unfruchtbarkeit und Ermüdung. Die Auflehnung der Natur gegen den Menschen ist noch verhängnisvoller. Seitdem der Fluch Gottes auf ihr lastet, ist sie voll Grauen und voll Unheimlichkeit, voll Tücke und Sinnlosigkeit, ja, voll Täuschung und Verführung. Den Dingen scheint eine magische Kraft inne zu wohnen, den Menschen in ihren Zauberkreis zu locken, ihn sich selbst zu entfremden, zum Abfall von Gott und vom Geist zu verleiten.

Zu diesen schwerwiegenden Verlusten gesellt sich noch ein weiterer Schaden: die Verwundung der natürlichen Kräfte des Menschen. So muss es sein. „Früher oder später, aber gewiss immer, wird sich die Natur an allem Tun des Menschen rächen, das wider sie selbst ist“, hat einmal der große Erzieher Pestalozzi geschrieben. Früher oder später, aber gewiss immer, wird sich die Natur an allem Tun des Menschen rächen, das wider sie selbst ist. Die Natur des Menschen, also Leib und Seele, ist verwundet und verderbt. Die Leistungsfähigkeit und die Widerstandskraft des Leibes ist gemindert. Wir erfahren diese Minderung jeden Tag. Die Kräfte der Seele sind beeinträchtigt, der Verstand ist getrübt, der Wille geschwächt. Der Mensch missbraucht alles: den Verstand, um Mittel zur Tötung und Zerstörung zu erfinden, den Willen, um sein Begehren auf Gottwidriges und Menschenfeindliches abzulenken. Eine andere Form der Verwundung besteht darin, dass die menschlichen Kräfte von der richtigen Richtung abgelenkt werden: das Erkenntnisvermögen von der Richtung auf das Wahre, das Willensvermögen von der Richtung auf das Gute, die Liebesfähigkeit von der Richtung auf das andere Du. Der erbsündige Mensch muss sich anstrengen, um auf das Wahre hingelenkt zu werden. Er muss sich aufrufen zum Guten, um das Gute zu tun. Er muss sich von seiner Ichsucht befreien, um auf das Du hin sich zu bewegen.

Aus natürlichen Erwägungen, Überlegungen und Erfahrungen lässt sich die Erbsünde nicht aufweisen. Sie ist ein strenges Glaubensgeheimnis. Sie ist von Gott geoffenbart. Doch ihre Folgen kann niemand übersehen. Jeder merkt, dass die Welt und der Mensch durch die Schuld in Unordnung ist, jeder spürt die Zwiespältigkeit in seinem eigenen Innern. Man kann diese Tatsachen einfach als unabwendbares Schicksal hinnehmen, ohne sich über den Ursprung Gedanken zu machen. Man kann versuchen, das Leben in heroischem Pessimismus zu meistern oder sich durch gedankenlosen Genuss der Werte, die das Leben auch jetzt noch hat, über die Drangsale des Daseins hinwegzutäuschen. Man kann hoffen, dass das menschliche Elend durch den Fortschritt der Kultur immer geringer werde und schließlich ganz aufgehoben wird. Diese Erwartungen müssen sich freilich damit verbinden, dass der Mensch immer besser werde, dass die Selbstsucht, dass der Hass, dass der Neid, diese stets fruchtbaren Quellen des Unheils, überwunden werden. Dürfen wir darauf hoffen? Die Welt ist in einer schmerzlichen Weise dem Leid und dem Bösen überantwortet. Die Lehre von der Erbsünde gibt uns den Schlüssel für das Verstehen. Die Offenbarung weist auf den verborgenen Grund hin, aus dem alles menschliche Elend ununterbrochen hervorquillt. Es ist die Abwendung des Menschen von Gott. Die sichtbare Unordnung ist Ausdruck der unsichtbaren Unordnung. Die erste Unordnung kann deswegen nur geheilt werden, wenn die letzte geheilt wird. Der Mensch kommt zur Einstimmigkeit mit sich und zur Gemeinschaft mit der Natur nur, wenn er geheilt wird. Er wird aber nur geheilt, wenn er geheiligt wird. Der Heilige Geist teilt uns die erbsündige Verlorenheit des Menschen mit, um uns die Größe der in Christus geschenkten Herrlichkeit zu erklären. Die Mitteilung von der Erbsünde ist nur

der dunkle Hintergrund. Der Ton liegt in der Offenbarung auf der Erlösung, nicht auf dem unerlösten Zustand. Man kann in zutreffender Weise nicht von der Erbsünde sprechen, wenn man nicht gleichzeitig von Jesus Christus spricht. Die Heilung ist möglich. Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist Christus, der Sohn Gottes, herabgestiegen auf die geschändete und blutgetränkte Erde. Durch sein Leben und Lehren, sein Leiden und Sterben hat er die Schuld der Menschen aufgearbeitet und sie mit Gott versöhnt. Wir sind, meine lieben Freunde, auf dem Weg zur Feier jener Tat, mit der unsere Erlösung begonnen hat: der Menschwerdung des LOGOS.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Ursünde, Erbsünde und Erlösung (4)

Der Erlösungsratschluss Gottes

23.12.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen drei Sonntagen haben wir die Ursünde und die Erbsünde betrachtet, die Ursünde der ersten Menschen und die Erbsünde der Menschheit. Man darf die Lehre von der Erbsünde nicht lostrennen von der Lehre der Erlösung. Der Mensch existiert als der von der Sünde erlöste. Man kann in zutreffender Weise nicht von der Erbsünde reden, ohne zugleich von Christus zu sprechen. So drängt die Darstellung der Erbsünde zur Darstellung der Erlösung. Tatsächlich existiert der Mensch bloß in der durch Christus geheiligten Welt. Die am Anfang ihrer Geschichte in Adam und Eva existierende Menschheit hat durch ihr Nein zu Gott und zu der eigenen Gottebenbildlichkeit und Gottgehörigkeit sich der Herrschaft Gottes entwunden. Sie hat sich von Gott, von dem Heiligen, vom Leben, von der Freude losgelöst. Die Flucht von Gott bedeutete Ferne von der Heiligkeit, vom Leben und von der Freude, also Entheiligung, Tod, Freudlosigkeit, Trauer, Einsamkeit, mit einem Wort: Heillosigkeit. Die Strafe, die Gott verhängte, war das aus der Sünde selbst aufsteigende Unheil. Man wird immer mit dem bestraft, womit man sündigt; und das gilt schon für die erste Sünde. Das Unheil, das Gott sich auszuwirken gestattete, war die Enthüllung des Zustandes der Verlorenheit und Preisgegebenheit des sündigen Menschen. Der Unheilszustand kann vom Menschen selbst nicht überwunden werden. Der Mensch kann von sich aus Gott nicht von Neuem zur Liebe, zur Freundschaft, die er verraten hat, zwingen oder nötigen. Wenn es zu einer Änderung kommen soll, muss der Anstoß von Gott ausgehen. Nur er kann das zerrissene Freundschaftsband von Neuem knüpfen, indem er das in Empörung und Trotz verhärtete menschliche Herz verwandelt und sich ihm noch einmal schenkt. Von Gott allein kann das Unheil beschworen und die heillose Welt geheilt werden, indem sie geheiligt wird.

Tatsächlich holt Gott die in die Irre gegangene Menschheit wieder heim ins Vaterhaus. Das geschieht nicht durch Mahnungen und Warnungen, sondern durch eine Tat. Er ging der Menschheit nach, setzte sich selbst in der menschlichen Geschichte gegenwärtig, nahm das menschliche Schicksal auf sich, trug das menschliche Elend und überwand es von der Wurzel her. Das geschah in der Menschwerdung des Sohnes Gottes. Von Ewigkeit her beschlossen, in der Zeit verheißen, erfolgte sie nach Jahrtausenden der Sehnsucht und Trostlosigkeit in der Fülle der Zeit. Indem Gott selbst in die menschliche Geschichte eintrat, hat er einen neuen Anfang gesetzt. Gott wusste sehr wohl, was eintrat mit der Ursünde, und doch hinderte er sie nicht, in vollem Bewusstsein der Dinge, die da kommen würden. Der Abfall des Menschen vom Guten konnte dem nicht verborgen sein, der mit seiner Vorsehung das ganze Weltall lenkt und alles beherrscht. Allein wie er jenen Abfall voraussah, so nahm er zugleich durch die Zurückrufung des Menschen zum Guten die Erlösung in seinen Plan auf. Ja, man kann sagen, dass Gott das Böse bloß zuließ, weil er voraussah, wie er die Menschheit aus dessen Fesseln befreien würde, oder deutlicher: weil er von vornherein die Menschwerdung beschlossen hat und in ihr die Möglichkeit einer überreichen Erlösung voraussah. Gott konnte die Befreiung der Menschen

von der Knechtschaft der Sünde auf mannigfache Weise bewirken. Nur eines musste immer geschehen: die Umwandlung des menschlichen Sinnes in Reue und Liebe, die Wegwendung des menschlichen Herzens von der Sünde und seine Hinwendung zu Gott. Von allen Möglichkeiten wählte Gott die höchste: die Erlösung durch den menschengewordenen Gottessohn. Diese Weise der Erlösung ist ein Geheimnis der unergründlichen Liebe Gottes. Wenn wir trotzdem versuchen, es zu ermessen, können wir sagen: Gott wollte durch die Menschwerdung des Gottessohnes seine Herrlichkeit, die durch die Sünde verdunkelt war, in neuem Glanze aufscheinen lassen. Gleichzeitig wollte er das Grauen der Sünde und die Tragweite der menschlichen Verantwortung aufzeigen durch den Tod seines Sohnes. Gottes Herrlichkeit wird durch die Menschwerdung in einer Weise geoffenbart, die für den Gutwilligen unübersehbar ist, nämlich als Liebe und Macht, als Barmherzigkeit und Weisheit. Gottes Liebe wird in der Menschwerdung und im Kreuzestod des Gottessohnes anschaulich und erlebbar. Die im gekreuzigten Gottessohn verwirklichte Liebe kann nicht mehr übersehen werden. Um die Menschen wieder mit Gott zu versöhnen, musste nach Gottes Willen ein Opfer dargebracht werden, ein Opfer durch einen, der gleichen Geschlechtes mit uns war, aber von unserer Befleckung frei war. Diese Opferung vollzog der Gottes- und Menschensohn Jesus von Nazareth, unser Bruder und Heiland. Durch ihn vollbringt Gott das Rettungswerk. Christus ist der Knecht Gottes, der dem Vater das Opfer seines Lebens darbringt. Im Opfertod des geliebten Sohnes, in seinem Gehorsam und in seiner Entsagung bis zum Kreuze, in seinem sterbenden Verstummen und in seinem tragenden Schweigen, in seinem vergossenen Blut verströmt sich Gottes Güte so offenkundig, dass jeder, der guten Willens ist, sie erfährt. Wer freilich bösen Willens ist, dem bleibt sie auch hier verborgen, dem bleibt sie aber dann überall und immer verborgen. Denn glaubhafter und deutlicher gibt sie sich nirgends mehr kund. Das Höchste und Größte ist die geopfert Liebe; darüber hinaus gibt es keine. Wer sie verhärteten Herzens da nicht erfährt, der bleibt für immer in die eisige Einsamkeit seines Ich eingesperrt.

Das ewige Gottesgeheimnis unseres Heiles verwirklichte sich also im Christusgeheimnis. In Christus ist das Geheimnis unseres Heiles verwirklicht, weil und insofern er der menschengewordene Gottessohn ist. Er ist das Werkzeug, ja die Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes. Er selbst, und nur er, ist unser Heiland. Des Heiles teilhaftig werden, bedeutet, Anteil gewinnen an Christus, an der unvergänglichen Existenzweise und am Lebensreichtum Christi. Christus ist der Weg zum Heil, er ist der Mittler, er ist der Bürge der unvergänglichen Existenzweise. Er ist es, weil er Gott und Mensch ist, weil in ihm die menschliche Natur wieder heimgeholt ist zu Gott, dem Quell des unvergänglichen Lebens. In ihm ist das Leben Gottes selbst in die menschliche Natur eingeströmt. Dadurch wurde eine neue, bis dahin nicht bekannte Existenzweise geschaffen. Niemand anders verwirklicht sie als Christus. Wer ihrer teilhaftig werden will, muss daher in Gemeinschaft mit Christus treten. Durch Christus kann er in das unvergängliche Leben Gottes hineingezogen werden. Christus schlägt die Brücke zwischen Erde und Himmel, zwischen Mensch und Gott. Ja, er ist nicht bloß der Brückenbauer, er ist die Brücke, er selbst ist die Brücke. Sie muss betreten, wer über den Abgrund hinüberkommen will, der Gott und die Welt, den heiligen Gott und die unselige Menschheit trennt. Die Aneignung der Heilstat Gottes, also das Heilsgeschehen in Christus, geschieht grundlegend und umfassend im Sakrament der heiligen Taufe. Die Taufe ist das größte Sakrament, das Gott uns beschert hat. Die Wirkung des Taufsakramentes ist die Vergebung jeder Schuld: der Erbschuld und der persönlichen Schuld und die Vergebung jeder Strafe, die die Schuld nach sich zieht. Deshalb darf man den Getauften für die vergangenen Sünden keine Genugtuung auferlegen, sondern sie kommen sogleich ins Himmelreich und zur Anschauung Gottes, wenn sie sterben. Aus diesem Grunde hat man in den ersten Jahrhunderten und lange Zeit die Taufe verschoben bis zum Tode, bis zur Todesstunde oder ins hohe Alter. Weil man wusste: Jetzt ist ein Geschehen an mir vollzogen worden, das mich mit Sicherheit in die Seligkeit des Himmels trägt. Das Sein in Christus, meine lieben Freunde, wird begründet in der Taufe. Da wächst der Mensch gewissenmaßen zusammen mit dem durch Leiden und Tod zur Verklärung gelangten Christus. In der Taufe wird der Mensch unlöslich an Christus gebunden. Selbst im Verdammten ist die Christusförmigkeit noch zu erkennen. Die Taufe wirkt Teilnahme am Tode und an der Auferstehung Christi. Die sündige Existenzweise geht in der Teilnahme am Tod Christi unter und die neue christusförmige Daseinsweise hebt in der Teilnahme an seiner Auferste-

hung an. „Wenn einer in Christus ist“, schreibt Paulus, „ist er ein neues Geschöpf; das Alte ist vergangen, Neues ist geworden.“ Der Mensch wird aus dem Lebensstrom, der von Adam kommt, in den Lebensstrom Christi hineingestellt. Er empfängt in Christus wahre Gerechtigkeit und Heiligkeit, denn er nimmt an der Heiligkeit Christi in analoger Weise teil. Paulus veranschaulicht die Christusförmigkeit des getauften Menschen mit dem Bild vom Kleide. Die auf Christus getauft sind, sagt er, haben Christus angezogen. Sie erinnern sich vielleicht, meine lieben Freunde, dass dieses Bild auf die Paradieseszeit zurückweist. In der Sünde hatten die ersten Menschen ja das Paradiesesgewand der Unschuld und der Gottförmigkeit verloren, abgeworfen. Sichtbarer Ausdruck der inneren Blöße war, dass sie spürten: sie waren nackt, sie merkten, dass sie einander hüllenlos preisgegeben waren. So versuchten sie, ihren nackten Leib zu bedecken. Gott half ihnen, indem er ihnen Kleider aus Fellen machte. Aber diese waren nur ein schwacher Ersatz des Verlorenen. Jenes Kleid, das der Mensch getragen und verloren hat, wird ihm in der Taufe neu geschenkt. Es ist das Gewand der himmlischen Herrlichkeit und Unvergänglichkeit. Der Getaufte legt das Gewand der Unschuld und Gerechtigkeit wieder an. Er ist in die Herrlichkeit des auferstandenen Christus gekleidet. In diesem Kleide ist er ein neuer Mensch. In ihm repräsentiert er sich als ein zum Himmel, zum Hause Gottes, zur Familie des himmlischen Vaters gehörender Mensch. Es ist ein unsagbares Glück, meine lieben Freunde, im Stande der heiligen Gnade zu leben und zu sterben. Das Heilsgeschehen in Christus beginnt mit der Menschwerdung. Er kommt, uns zu erlösen. „Heute werdet ihr wissen, dass er kommen wird, und morgen werdet ihr sein Heil schauen.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Beginn des Wirkens Jesu (1)

Heute ist euch der Heiland geboren

25.12.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Menschwerdung unseres Gottes und Heilandes Versammelt!

„Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.“ In diesem Satz ist alles ausgesagt, was man über Weihnachten aussagen kann. Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren (der Retter, der Erlöser), welcher ist Christus (das ist der Messias), der Herr (das ist Gott). So lautet die Botschaft der Weihnacht, und anders kann sie überhaupt nicht ausgerichtet werden. Gott ist ein Mensch geworden. Er blieb, was er war, denn er ist unwandelbar, aber er nahm an, was er nicht hatte: eine menschliche Natur. Das ist die Botschaft der Weihnacht, und keine andere kann an ihre Stelle treten. Der Gottessohn ist in einer wahren menschlichen Natur erschienen. Mit der Leibhaftigkeit ist die Zeitlichkeit und die Geschichtlichkeit des menschengewordenen LOGOS gegeben. Der Satz: Gott ist ein Mensch geworden, bedeutet: er ist geschichtshaft, er ist zeithaft geworden, er ist eingetreten in unsere vergängliche Welt. Christus ist keine zeitlose Idee. Im Jetzt einer bestimmten Stunde ist der Gottessohn gekommen. Jetzt entscheidet sich alles an ihm. Jetzt ist das Licht gekommen, das Rettung und Gericht bringt. Die Offenbarung Gottes geschieht nicht im zeitlosen Immer, sondern zu der von Ewigkeit her festgesetzten Stunde – nicht vorher und nicht nachher. Wer sie versäumt, verpasst die Heimsuchung Gottes. Über seinem Leben steht das Zu-spät der Verzweiflung.

Das Leben Christi erschöpft sich nicht in seinem geschichtlichen Verlauf. Es kommt aus einem Hintergrund, der angefüllt ist mit Gottes Herrlichkeit. Wer Christus recht verstehen will, muss beides zusammen sehen: die Hinfälligkeit des Menschen und die Herrlichkeit Gottes. Aus Gottes Fülle ist er gekommen; in sie ist er wieder eingegangen. Sie war auch in dem Fleischgewordenen gegenwärtig, wenn auch verborgen. Aber hin und wieder zuckte sie auf wie ein Blitz, und alle erkannten: „Was ist denn das für einer“, so sagten die Menschen bei einer seiner Wundertaten, „dass ihm sogar der Wind und die Wellen gehorchen?“ So geräumig ist dieses Leben, dass darin die Hinfälligkeit der menschlichen Natur und die Lebensfülle Gottes Platz haben. Christus ist nicht ein mythisches himmlisches Lichtwesen. Der jetzt im Zustand der Erhöhung existiert, ist derselbe wie jener, den eine irdische Mutter geboren hat. Die geschichtliche Wirklichkeit Christi erfährt ihre Krönung im Leiden, Sterben und Auferstehen. Auch in den Mythen ist vom Sterben und Auferstehen die Rede. Aber damit ist nichts anderes gemeint als der immerwährende Kreislauf der Natur: Frühling, Herbst, Winter, Sommer. Christi Tod und Auferstehung hat nichts zu tun mit der Symbolisierung von Naturvorgängen, sondern ist ein einmaliges, unwiederholbares Ereignis der Geschichte. Ein geschichtliches Ereignis erhebt den Anspruch, die Mitte der Geschichte zu sein. Christus ist ein Kind wie jedes andere. Er wurde in Windeln gehüllt und in eine Krippe gelegt, weil in der Herberge kein Platz war. Die Erde hat für alles Platz: für Preisboxer und Schönheitsköniginnen, aber für den König des Weltalls hat sie keinen Platz! Die Jahre seiner Jugend verliefen ohne auffallende Begleiterscheinungen wie bei einem anderen Kind, ganz im Gegensatz zu den mythischen und legendären Heilandsgestalten der Antike, die von Menschen erfunden sind. Christus war ein Mensch, der hungerte und durstete, der ermüdete

und schlief, der zürnte und staunte, litt und trauerte, der kämpfte und liebte, dessen Leben sich in den Urweisen jedes menschlichen Lebens vollzog. Er ist hineingespannt in den Ablauf der menschlichen Geschichte. Die Geschichtlichkeit Christi wird noch besonders betont durch die Aufzählung von Namen, die nicht in die Heilsgeschichte hineingehören: Kaiser Augustus, Quirinius (Statthalter von Syrien), Pontius Pilatus (Prokurator von Judäa).

Der Verlauf dieses Lebens hat seinen genauen Stundenschlag; er war ihm vom Vater vorgegeben. Über allen Phasen dieses Lebens waltet das Müssen des göttlichen Willens. Er ist ein Mensch, der in Gottes Heilsplan eingeschlossen ist. Es ist in Gottes Plan beschlossen, dass Jesus einkehren muss im Hause des Zachäus, des Oberzöllners, auch wenn er dadurch Ärgernis erregt. Es ist in Gottes Plan beschlossen, dass er Kapharnaum verlassen muss, denn er ist gesandt, die Freudenbotschaft in allen Städten Galiläas zu verkünden. Als die Pharisäer ihn veranlassen wollen, aus dem Machtbereich des Herodes Antipas wegzuziehen, betont Christus den geschichtshaften Verlauf seines Wirkens: „Geht und sagt diesem Fuchs (dieser Fuchs ist sein Landesherr): Ich treibe Dämonen aus und vollbringe Heilungen heute und morgen, und erst am dritten Tag bin ich fertig. Doch heute noch, morgen und am nächsten Tag muss ich wandern; es geht ja nicht an, dass ein Prophet außerhalb von Jerusalem zugrunde geht.“ Das Leiden kommt über ihn, wenn die von Gott bestimmte Stunde schlägt – nicht vorher und nicht nachher. Bevor diese Stunde kam, konnte ihm trotz des glühenden Hasses, der ihm entgegenschlug, keiner etwas anhaben. Als er aber im Ölgarten zu Jerusalem gefangengenommen wurde, war die Stunde da. Und so sprach er zu seinen Häschern: „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsternis.“

Was von Christus erzählt wird sind nicht Legenden, sondern gottgewirkte Geschehnisse, die sich in einer bestimmten und bestimmt angebbaren Zeit zugetragen haben. Ja, er steht so klar und bedeutungsvoll in der Geschichte, dass die Zeiten vor ihm auf ihn hin geprägt sind und die Zeiten nach seiner Geburt auf ihn zurückblicken. Sie sind immer zur Entscheidung für oder gegen ihn aufgerufen. In ihm hat die Geschichte ihren Mittelpunkt.

Die menschliche Natur Christi ist Voraussetzung für sein Mittlertum. In ihr (in der menschlichen Natur) ist er der Hohepriester, der für uns opfert, der Weg, der uns zum Vater führt. Durch ihn, den Menschgewordenen, haben wir Friede und Versöhnung mit Gott, dem Vater. Durch ihn beten wir, danken wir, loben wir. In ihm ergreift der Gläubige das Leben, das den Tod vernichtet. Wir können es in ihm ergreifen, weil es in der menschlichen Natur gegenwärtig ist. Der Mensch Jesus ist durch die Wesensverbundenheit mit der Gottheit unser Mittler, unser Erlöser, unser Heiland geworden. Nicht der Aufstieg des Menschen zu Gott ist das Wunderbare, sondern das Herabsteigen Gottes zu den Menschen, das ist das Wunder der Weihnacht.

Christus lebte in einem streng umschlossenen Raum und in einer genau begrenzten Zeit. Er ist also in das Dort und Damals eingefangen. Da erhebt sich die Frage: Wie ist dann für die Jahrhunderte und Jahrtausende nach ihm Geborenen jene personale Begegnung möglich, die der lebendige Glaube bedeutet? Wie ist jene Lebensgemeinschaft möglich, ohne die der Glaube zu einem bloßen Erkenntnisvorgang wird? Die Antwort lautet: Es gibt ein Insein in Christus, ein Sein Christi in uns. Der geschichtliche Jesus lebt als erhöhter Herr in himmlischer Daseinsform weiter. Er ist in den sakramentalen Geschehnissen wirksam. Das ist seine heutige Gegenwart: in den sakramentalen Geschehnissen. Darin ist die Möglichkeit einer ständigen Begegnung mit ihm gegeben. Die Sakramente sind die von Christus gestifteten Vorgänge, in denen Tod und Auferstehung Christi wirksam, ja in gewisser Hinsicht gegenwärtig wird. Durch sie wird die Enge des Geschichtlichen gesprengt. Wer die Sakramente empfängt, gerät unter die Wirkmacht des Todes und der Auferstehung des Herrn. Das Leben der Gläubigen ist daher ein Mitsein und Mitleben mit dem verklärten Christus. Die menschliche Natur hat Christus angenommen, damit sie werkzeughaft all das verrichtet, was lediglich Gottes eigene Verrichtungen sind, also etwa Vergebung der Sünden, Erleuchtung der Gemüter, Hinführen zur Vollkommenheit des ewigen Lebens.

Wir stehen heute, meine lieben Freunde, vor der Krippe in Bethlehem und betrachten das eben zur Welt gekommene Kind. Es unterscheidet sich äußerlich in nichts von den anderen neugeborenen Kindern. Darin zeigt sich die Redlichkeit der Berichterstattung der Evangelisten. Sie haben nichts erfunden, um die Einzigartigkeit und Besonderheit dieses Kindes herauszustellen. Aber wartet nur,

wartet nur, bis er heranwächst und hört auf das, was er sagt, was er von sich selbst sagt: „Ich bin das Licht“, „Ich bin als Licht in die Welt gekommen“, „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, „Niemand kommt zum Vater als durch mich“, „Ich bin nicht allein, denn mit mir ist der Vater, der mich gesandt hat“, „Wer mich sieht, der sieht den Vater“, „Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen, ich verlasse wieder die Welt und gehe zum Vater.“ Der Mensch Jesus von Nazareth ist Gottes Sohn. Es ist metaphysischer, nicht moralischer Sohn Gottes. Metaphysisch heißt: Er ist der jenseits aller möglichen Erfahrung lebende, der vom Vater ausgegangene und dem Vater wesensgleiche Gottessohn. Er ist der eingeborene, der einziggeborene Sohn des himmlischen Vaters. Wenn Christus sich selbst den Sohn nennt und von seinen Jüngern als Sohn verehrt wird, so ist der Begriff „Sohn“ in analogem Sinne zu verstehen. Er bedeutet nicht, dass es in Gott eine geschlechtliche Differenzierung gäbe. Nein, der von Christus verkündete Gott steht – im Unterschied zu den mythischen Göttern – jenseits aller geschlechtlichen Bestimmtheit. Durch das Wort Sohn wird vielmehr in einer analogen Weise von ihm ausgesagt, dass er sein Gottsein, das göttliche Leben, Erkennen und Wollen Gott verdankt. Er tritt mit jenem herrscherlichen Anspruch auf, mit dem nur Gott selbst auftreten kann. Er spricht von seinem Vater wie sonst niemand. „Wer in den Himmel eingehen will, der muss den Willen meines Vaters tun.“ „Wer sich vor den Menschen zu mir bekennt, zu dem werde auch ich mich vor meinem Vater im Himmel bekennen.“ „Wer den Willen meines Vaters im Himmel tut, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter.“ Nie fasst er sich und die anderen Menschen Gott gegenüber zu einem einzigen Wir zusammen. Er sagt immer: mein Gott und euer Gott, denn er steht in einer anderen Beziehung zu Gott als die Menschen um ihn herum. Seine Stellung zu Gott ist anders als die aller übrigen. Er ist Gottes einziger geliebter Sohn, er ist der Sohn. Ihm ist Gott, was einem anderen Vater und Mutter ist. Weil er Gottes Sohn ist, ist er der Herr des alttestamentlichen Gesetzes. Er setzt es in eigener Vollmacht außer Kraft. „Den Alten ist gesagt worden..., ich aber sage euch...“ Im feierlichen Gleichmaß dieser Redeweise leuchtet das Bewusstsein auf, dass er nicht nur der von Gott Bevollmächtigte ist, nicht nur sein Sachwalter – wie Hans Küng meint –, sondern dass er der Herr selber ist, der Verfügungsgewalt hat über die von ihm geschaffenen Dinge und Einrichtungen. Er ist mehr als Jonas, mehr als Salomon, mehr als der Tempel, ja, er ist der Herr seines Stammvaters David. Nun wird der tiefste Grund sichtbar, warum er Gewalt hat über den Sabbat, den Gott doch eingesetzt hat. Er hat die Gewalt, Sünden zu vergeben, die Gottesferne im Menschen zu vernichten. In göttlicher Vollmacht sendet er seine Jünger aus. Er kann ihnen verheißen, dass er immer bei ihnen bleiben wird. Die Seinigen können sich auf seine Verheißung verlassen. Seinen Worten kommt ewige Geltung zu. Weil Christus Sohn Gottes ist, darum sind alle seine Verheißungen, Verfügungen und Drohungen rechtmäßig. Er ist zuständig für alle Angelegenheiten des Heiles. Er ist das Ich, an dem sich alle Wege und Zeiten, alle Geister und Schicksale scheiden, um das sich alle Liebhaber Gottes sammeln, gegen den bis zum Ende der Wege Gottes der Satan kämpft, um dessen willen Gutes getan und Gute verfolgt werden, für den gelebt und gestorben wird. Der Geburtstag des Messias, der als Gottmensch die Pfade Palästinas betrat, ist das alles entscheidende Ereignis der Weltgeschichte. Darüber hinaus kann nichts geschehen. Die noch ausstehende Wiederkunft des Herrn ist lediglich die Bestätigung und der Abschluss seines Erscheinens auf dieser Welt. Darum, meine lieben Freunde, meine lieben Christen, freuet Euch! Denn heute ist Euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. Er liegt im Futtertrog der Tiere, aber Engel preisen sein Kommen. Er wird von einer irdischen Mutter geboren, doch er ist der Erlöser der Welt. Ihm huldigen arme Schafhirten, und doch sind ihm untertan alle Könige der Erde. Möchten wir doch von der Krippe weggehen mit dem Bewusstsein: Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Beginn des Wirkens Jesu (2)

Geboren aus Maria der Jungfrau

26.12.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Inhalt der Weihnacht ist die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Der Sohn Gottes konnte auf mannigfache Weise mit einer menschlichen Natur sich verbinden. Er tat es, indem er als Glied in der Kette der menschlichen Geschlechter in die menschliche Geschichte eintrat. Er nahm die menschliche Natur aus einer irdischen Frau an. Maria ist im wahren und eigentlichen Sinne Christi Mutter. Sie ist im wahren und eigentlichen Sinne Mutter Gottes. Maria ist die Mutter des Herrn der Menschen. Es war allen Zeitgenossen bekannt, dass Maria die Mutter Christi war. So lag es im ewigen Plan Gottes. Sein Sohn sollte in der Fülle der Zeit von einer irdischen Frau geboren werden. Es wäre keine Beeinträchtigung der Würde Jesu gewesen, wenn der LOGOS einen irdischen Vater hätte. Aber tatsächlich hat Gott diesen Weg für die Menschwerdung nicht gewählt. Es ist ein Irrtum, ein schwerwiegender Irrtum, Josef den biologischen Vater Jesu zu nennen. Der Evangelist Lukas schreibt korrekt: „Jesus war, als er aufzutreten begann, etwa dreißig Jahre alt und wurde für den Sohn Josefs gehalten.“ Von Jesus selbst wird nirgends berichtet, dass er Maria den Namen Mutter gab. Als sie ihn bei der Hochzeit zu Kana auf die Verlegenheit der Hochzeitsgäste aufmerksam machte, denen der Wein ausgegangen war, sagte er zu ihr die herben Worte: „Frau, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Der Ausdruck „Frau“ trägt zwar nichts Verächtliches an sich, aber es ist durch keine Deutung darüber hinwegzukommen, dass Christus den naheliegenden Namen Mutter nicht gebraucht und dass seine Antwort eine entschiedene Ablehnung ist. Jesus wollte sagen, dass für seine messianische Wirksamkeit nicht der Wille der Mutter, sondern allein der Wille des himmlischen Vaters bestimmend ist. Wann nun seine Stunde kommt, kann seine Mutter nicht bestimmen und auch nicht beeinflussen; sie ist von Ewigkeit her vom Vater im Himmel vorherbestimmt. Die Bitte der Mutter kann sie nicht beschleunigen. Wenn Christus das Wunder doch wirkte, dann tat er es im Gehorsam nicht gegen die menschliche Bitte, sondern im Gehorsam gegen die Verfügung des himmlischen Vaters. Noch eine weitere Begegnung Christi mit seiner Mutter wird erzählt. Jesus befand sich in einem Hause mit einem Hofe. Da kamen seine Mutter und seine Brüder; sie blieben draußen stehen. Eine Menge Menschen saß um ihn herum. Da meldete man ihm: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und fragen nach dir.“ Er erwiderte ihnen: „Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ Dann blickte er auf jene, die im Kreis um ihn herum saßen: „Seht da, meine Mutter und meine Brüder! Denn wer den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester und Mutter.“ Auch hier hören wir in Jesu Worten gegenüber seiner Mutter einen befremdlichen Klang. Wie kann er fragen, wer seine Mutter und seine Brüder sind? Das kann er nur, wenn die Bindungen, in denen er steht, von den Bindungen, in die man naturhaft hineingeboren ist, sich wesentlich unterscheiden. Mutter heißt ihm nicht die, die ihn gebar, Brüder nicht die Kinder gleicher Eltern, sondern die um ihn sitzen, die durch andere Bande als die des Blutes mit ihm verbunden sind, die mit ihm geeint sind in der Erfüllung des Willen Gottes; das sind seine wahren Verwandten. Es wächst eine neue Gemeinschaft,

eine Gemeinschaft, die sich um seine Person bildet. Sie ist durch die um ihn Sitzenden vorgebildet. Wer zu ihr gehört, der ist ihm Mutter, Bruder und Schwester. In der Todesstunde vertraute Jesus seine Mutter dem Lieblingsjünger Johannes an. Als er Maria ansprach, vermied er wieder das vertraute Wort Mutter. Er gebrauchte das herbe Wort: „Frau, sieh da, dein Sohn!“ Das geschah noch einmal, um zu bekunden, dass der, der hier stirbt, der Menschensohn ist, der vom Vater in diese Stunde der Qual und des Todes gesandte Welterlöser.

Bei diesen Worten ist es jedes Mal, als täte sich eine Kluft zwischen Jesus und seiner Mutter auf. Trotz solcher Worte war er eng mit ihr verbunden und verweilte in ihrer mütterlichen Nähe. Einmal stand Christus unter der Menge, da rief plötzlich eine Frau aus der Menge: „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brust, die dich genährt hat.“ Da bestätigte er diesen Preis auf seine Mutter und gab zugleich den tiefsten Grund dafür an: „Ja, selig jene, die das Wort Gottes hören und es befolgen.“ Maria ist eine von ihnen. „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Wort.“ In der Heiligen Schrift wird nirgends der Ausdruck „Muttergottes“ gebraucht. Doch der damit gemeinte Inhalt ist bezeugt. Das Ich jener menschlichen Natur, welche von Maria als ihrem mütterlichen Grunde stammt, ist der göttliche LOGOS, der Sohn Gottes. Das Konzil von Ephesus hat deswegen, vom Heiligen Geist geleitet, im Jahre 431 als ein Dogma festgestellt: Maria ist die Gottesgebäerin. Sie ist die Gottesmutter.

Durch seine Abstammung von einer irdischen Mutter steht Christus in der Kette der menschlichen Geschlechterfolge. Er ist jedoch nicht völlig in sie hineingespannt, sondern ist zugleich über sie erhaben, da er keinen irdischen Vater hat. Die Empfängnis und Geburt Christi war jungfräulich. Maria blieb vor und in der Geburt Jungfrau. Sie blieb es auch nach der Geburt. Bei dem Werden der menschlichen Natur Christi war kein männliches Tun beteiligt. Was sonst durch dieses geleistet wird, wirkte die schöpferische Allmacht Gottes. In der Kraft des Heiligen Geistes trug Maria das zum Werden des Kindes bei, was jede Mutter zum Werden eines Kindes beiträgt. Der Heilige Geist, von dem die Schrift beim Bericht von der Jungfrauengeburt spricht, ist als Kraft Gottes, als Kraft des Allerhöchsten zu verstehen. Die Jungfräulichkeit Mariens umfasst die Unversehrtheit des Leibes, die Freiheit von Sünden gegen die Keuschheit und die Unberührtheit von Regungen der ungeordneten Begierlichkeit. „Ganz schön bist du, Maria.“ Maria hat ohne männliches Prinzip durch die Kraft des Heiligen Geistes empfangen, ohne Verletzung der leiblichen Unversehrtheit geboren. Sie blieb auch nach der Geburt jeder geschlechtlichen Verbindung mit einem Manne fern; sie hat keine weiteren Kinder gehabt.

Die Jungfräulichkeit Mariens ist eine Tatsache der Geschichte und ein Glaubenssatz der christlichen Lehre. Er ist verankert in den Urkunden unseres Glaubens, in den Evangelien. Die beiden Evangelien nach Matthäus und Lukas bieten eine Vorgeschichte. In ihr gilt Jesus als der Sohn der Jungfrau Maria; Josef hat sich dem Wunder Gottes gebeugt. Er hat Maria weder angezeigt noch verlassen, sie vielmehr als rechtmäßige Ehefrau in sein Haus aufgenommen und den Sohn Marias durch die persönliche Namengebung legitimiert. Durch diesen Legimitationsakt ist Jesus zugleich in aller Rechtsform in das Haus Davids aufgenommen worden. Durch Josef ist Jesus Davidide. Matthäus und Lukas bezeugen: Juristisch ist Jesus der Sohn Josefs, nicht aber biologisch. Biologisch ist Jesus der Sohn Mariens, nicht Josefs. Das weiß und bezeugt auch das älteste Evangelium, das wir besitzen, das Markusevangelium. Ja, wo denn? Man hat es zu wenig gründlich gelesen. Es wird diese Bezeugung unauffällig vorgenommen, sodass man sie bisher kaum bemerkt hat. Im Markusevangelium wird nämlich Josef überhaupt nicht erwähnt. Diese Nichterwähnung spricht deutlich; so gleichgültig ist diesem Evangelium der Ehemann der Maria. Zur Erklärung der irdischen Existenz Jesu wird er nicht benötigt. Der vierte Evangelist Johannes spricht an keiner Stelle vom Geheimnis der Jungfrauengeburt. Aber es scheint eine Andeutung auch in diesem Evangelium zu geben. Die Mutter weiß etwas von dem geheimnisvollen Ursprung ihres Sohnes. Sie ahnt etwas von seiner Wundermacht. Deswegen kann sie ihm in Kana sagen: „Sie haben keinen Wein mehr.“ „Alles, was er euch sagt, das tut.“ So konnte Maria nur sprechen, weil sie um das Geheimnis ihres Sohnes wusste. Die jungfräuliche Geburt wird mittelbar, mittelbar! auch von seinen Zeitgenossen und Landsleuten ausgesagt. Worin? Nun, die Zeitgenossen und die Landsleute Jesu in Nazareth sagten über Jesus: „Ist das nicht der Sohn der Maria?“ Ein Jude heißt nach seinem Vater, auch dann noch, wenn der Vater verstorben ist. Nach seiner Mutter

wird er nur dann benannt, wenn der Vater unbekannt ist. Also wollen die Leute sagen: Jesus ist der Sohn Marias und nur der Sohn Marias, und nicht Josefs. Das ist hier diffamierend gemeint. Die Leute von Nazareth haben bisher geschwiegen, um Jesus zu schonen. Als er aber seine Tätigkeit als Prediger und Wunderheiler aufgenommen hatte, als er unerhörte Worte gesprochen und machtvolle Taten verrichtet hatte, als die Jerusalemer Zensurbehörde sich einmischte und feststellte: Jawohl, die Wunder stimmen, aber sie stammen vom Teufel, da haben die Landsleute Jesu in Nazareth sich gegen Jesus gestellt und den verfeimten Apostaten zu diffamieren versucht. Wodurch? Der Mann hat keinen Vater. Er ist ein illegitimes Kind. Ein hämischer und vernichtender Angriff, eine systematische Hetzkampagne ist in Gang gesetzt worden, Rufmord an Maria, Rufmord an Jesus. Die Bewohner von Nazareth glauben selbstverständlich nicht an die jungfräuliche Empfängnis Jesu, von der sie auch nicht wissen, aber unbewusst und ungewollt bekennen sie mit ihrer Hetze die Vaterlosigkeit Jesu. Das genaue Gegenteil findet sich im Islam. Im Koran, dem Buch des Islams, wird Jesus mehrfach erwähnt, und zwar mit seiner Mutter. Und der Islam hält eisern daran fest: Maria ist die jungfräuliche Mutter Jesu. Durch ein Wunder Gottes ist sie jungfräulich zur Mutter geworden – das müssen wir uns vom Islam sagen lassen. Jesus selbst sagt nie ein Wort über das Geheimnis seiner Geburt. Aber er spricht zu seinen Zeitgenossen: „Selig die Augen, die sehen, was ihr seht, und die Ohren, die hören, was ihr hört.“ Das heißt doch wohl: Das Weihnachtsmysterium als solches bleibt euch unzugänglich, aber seine geschichtliche Entfaltung vollzieht sich vor euren Augen. Wer sehen und hören kann, der sieht und hört die Erfüllung dessen, was vor Hunderten von Jahren der Prophet Isaias herausgerufen hatte: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären. Sein Name wird sein: Emmanuel.“

Warum, meine lieben Freunde, warum wollte Gott, dass sein Sohn von einer jungfräulichen Mutter empfangen und geboren wurde? Es sind vier Gründe, die sich dafür anführen lassen. Erstens: Die jungfräuliche Empfängnis war ein Hinweis auf die ausschließliche Gnadenhaftigkeit der Erlösung. Der Mensch kann hier nicht die Initiative ergreifen, er kann nur warten auf Gottes Huld und Erbarmen. Die Erlösung ist nicht männlichem Unternehmungsgeist und Tatenwillen zu verdanken. Was sich vom Menschen her Gott entgegenstreckt, ist ein bereitendes Herz, sind geöffnete Hände. Zweitens: Die jungfräuliche Empfängnis war Zeichen der Einzigartigkeit des so Empfangenen und Geborenen. Er geht nicht auf in der menschlichen Geschichte. In ihm sind übergeschichtliche Kräfte, die nicht aus dem Strom der Geschlechter emporsteigen, die nicht von der Erde kommen, sondern vom Himmel, von der Gott vorbehaltenen, dem Menschen unzugänglichen Welt. Drittens: In der Jungfräulichkeit der Gottesmutter wird der Endzustand vorweggenommen, dem jeder Mensch entgegensteht. Er wird vom Herrn verdeutlicht mit den Worten: „Da wird nicht mehr geheiratet, und da heiraten sie nicht mehr.“ Der Endzustand ist von diesen menschlichen Formen, von diesen irdischen Formen frei. Sie sind dann wie die Engel des Himmels. Dieser Endzustand wird eintreten, wenn die Ordnung der Pilgerschaft zu Ende ist. Mahnmale an diese zukünftige Seinsweise sind die jungfräulich lebenden Menschen. Mit Christus ist der Keim dieser neuen Daseinsform in die Welt eingesät worden. Deswegen war es sinngemäß, dass seine Mutter diese zukünftige Lebensform abbildete. Viertens: In dem jungfräulichen Lebens Marias versinnbildet sich die ungeteilte Hingabe des Menschen an Gott. Der jungfräuliche Mensch macht sich Sorgen nur um Gott und sein Königtum. Und es ist eine deutlich sichtbare Mahnung zur vollen Hingabe an Gott. Er ist durch sein Dasein ein Aufruf zu ihr und erinnert die menschliche Vergesslichkeit und Schwachheit an ihre ewige Verantwortung. Es scheint passend zu sein, dass Maria als solches Erinnerungszeichen am Anfang der mit Christus eröffneten neuen Weltzeit steht. Sollte, meine lieben Freunde, sollte was unsere Bischöfe zu planen scheinen, sollte es passieren, dass der Zölibat, die Jungfräulichkeit des katholischen Priesters fällt, dann fällt damit mehr als ein Gesetz, dann fällt eine Lebensform, die den Endzustand anzeigt und für den Endzustand vorbereitet! Maria ist auch nach der Geburt jungfräulich geblieben. Dies wird angedeutet durch die Tatsache, dass Christus am Kreuze seine Mutter dem Lieblingsjünger Johannes anvertraute. Hätte Jesus Brüder gehabt, wäre Maria bei ihnen selbstverständlich aufgehoben gewesen. In der Schrift ist wiederholt von Brüdern und Schwestern Jesu die Rede. Dieses Wort ist im weiteren Sinne zu verstehen, es sind nahe Verwandte. Der weitere Gebrauch des Wortes Bruder wird durch das Alte Testament und durch den hellenistischen Sprachgebrauch bezeugt. Er wird vollends durch die Tatsache verständlich, dass das Hebräische und Aramäische kein eigenes Wort für Vetter haben. Sie

müssen Vetter als Brüder bezeichnen. So kann die Art der Verwandtschaft nicht aus dem Worte selbst, sondern nur aus den näheren Umständen heraus erkannt werden. Diese aber verlangen in unserem Zusammenhang die Bedeutung Vetter. Außerdem werden die so genannten Herrenbrüder Jakobus und Josef an anderer Stelle des Evangeliums als die Söhne einer anderen, von der Mutter Jesu verschiedenen Maria genannt; sie war die Frau des Kleophas. Jesus wird der erstgeborene Sohn Mariens genannt. Damit wird nicht auf einen zweiten oder dritten Sohn verwiesen, es soll nur gesagt werden, dass auf Christus die gesetzlichen Bestimmungen hinsichtlich des Erstgeborenen zutreffen. Diese Bestimmungen galten auch dann, wenn der Erstgeborene der Einzige blieb. So kann kein Einwand gegen die immerwährende Jungfräulichkeit aus diesem Wort Erstgeborener abgeleitet werden. Diese Stellen sagen nur, was bis zur Geburt Jesu geschah, nicht, was nachher geschah.

Meine lieben Freunde, wir manipulieren nicht die Schrift, wir nehmen sie ernst. Wenn wir Maria als die jungfräuliche Mutter des Heilandes bekennen, glauben wir nichts Absurdes oder Märchenhaftes. Wir geben Gott und seiner Macht die Ehre. Mögen Unglaube und Irrglaube gegen den Ehrevorrang Mariens anrennen, wir bekennen ihre einzigartige Würde. Als Jungfrau hat sie empfangen, als Jungfrau hat sie geboren, als Jungfrau hat sie den Sohn im Schoße getragen; Maria ist Jungfrau geblieben für alle Zeit. „O selige Jungfrau und Mutter Maria, blicke mit Milde auf uns, die wir dich so bekennen, wie dich Gott gewollt hat.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Beginn des Wirkens Jesu (3)

Jesus von Nazareth

30.12.2018

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Menschlich gesehen waren es zeitbedingte politische Verhältnisse, die Maria und Josef zwangen, aus Nazareth nach Bethlehem aufzubrechen. Der gläubige Mensch aber sieht tiefer. Hinter den äußeren Ereignissen im Leben Jesu verbirgt sich das Geheimnis der Führung Gottes. Bethlehem ist gewiss der Geburtsort Jesu, aber Nazareth ist sein Wohnsitz. Hier hat Jesus die längste Zeit seines Lebens verbracht. Aus den ersten Lebenstagen Jesu überliefert uns der Evangelist Lukas zwei Ereignisse, die zeigen, wie treu die Eltern das Gesetz Gottes beobachteten: die Beschneidung des Kindes, die mit der Namengebung verbunden war, und das Reinigungsoffer der Mutter mit der Darstellung des Erstgeborenen im Tempel. Den Israeliten galt die Beschneidung als das äußere Zeichen des Bundes mit Gott. Beschneidung bedeutete die Aufnahme in das auserwählte Volk. Ein Nichtjude, der sich beschneiden ließ, trat durch diesen Ritus in eine engere Gemeinschaft mit dem Volke Gottes und durfte an der Passahfeier teilnehmen. Am Tage der Beschneidung erhielt das Kind einen Namen. Der gewählte Name entspricht unserem Vornamen; einen Familiennamen kannte man damals nicht. Jesus wurde der Name gegeben, den der Engel genannt hatte, bevor er im Mutterschoß empfangen war. Jesus ist die griechische Form des hebräischen Jeschua, und Jeschua heißt: Jahwe ist Erlöser. Die zweite Gesetzesvorschrift bei der Geburt eines Kindes bezog sich auf das Reinigungsoffer der Mutter, mit der Darstellung im Tempel verbunden. Die heilige Familie ist nach der Geburt Jesu noch in Bethlehem geblieben. Sie wollte zum Tempel in Jerusalem, das acht Kilometer von Bethlehem entfernt liegt.

Nach jüdischem Gesetz galt eine Mutter, die einen Knaben geboren hatte, vierzig Tage lang als kultisch unrein. Sie durfte den Tempel nicht betreten, sie durfte kein Opfer darbringen, sie durfte die Opferspeise nicht anrühren. Erst nachdem sie zwei Tauben als Brand- und Sühnopfer dargebracht hatte, war sie kultisch rein. Diesem Brauch, diesem Gesetz haben sich Josef und Maria unterzogen. Bei der Geburt des Erstgeborenen schrieb das Gesetz außerdem noch vor, dass er Gott geheiligt sei. Die Erstgeborenen waren ursprünglich für den heiligen Dienst, also für den Gottesdienst, bestimmt. Aber später traten die Leviten an ihre Stelle, und so wurden sie von dieser Tätigkeit freigestellt, mussten sich aber freikaufen. Und das geschah eben bei diesem Gang zum Tempel. Die Eltern mussten fünf Schekel bezahlen, um den erstgeborenen Knaben vom Dienst am Heiligtum freizukaufen. Als Maria und Josef den Tempel betraten, zogen sie durch nichts die Blicke der Umstehenden auf sich. Jeden Tag kamen viele Mütter mit ihren Erstgeborenen und brachten das Reinigungsoffer dar. Aber an diesem Tage weilte im Vorhof des Tempels ein Mann, der tiefer sah als alle anderen. Lukas nennt ihn mit seinem Namen: Simeon. Er war gerecht und fromm, schreibt er. Der Greis nahm das Kind in seine Arme und offenbarte das dem menschlichen Augen verborgene Geheimnis: „Meine Augen haben das Heil gesehen, das du bereitet hast vor dem Angesicht aller Völker; ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und ein Ruhm des Volkes Israel.“ Dann wandte sich Simeon an Maria, die Mutter, und seine Worte enthüllten das Schicksal des Kindes: „Siehe, dieser ist bestimmt zum Falle und zur Auf-

erstehung vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird.“ Das Auftreten, Reden und Handeln Jesu wird anders sein als die herrschende Anschauung des Messias erwartet. So wird schon zu Beginn seines Lebens eine Tatsache ausgesprochen, die durch das ganze Evangelium hindurchklingt, nämlich: das Ärgernis gehört wesentlich zur Person Jesu und zu seiner Botschaft. Auch Maria, weil sie die Mutter des Messias ist, wird vom Geschick ihres Sohnes mitbetroffen werden: „Deine eigene Seele wird das Schwert durchdringen.“ Das Schwert ist das Zeichen für den Schmerz, der Maria treffen sollte; und an dem hat sie ja nun wahrlich genug getragen. Noch ehe die von Simeon mit den Eltern und ihrem Kinde gebildete Gruppe sich wieder auflöste, kam die Prophetin Anna oder Hanna hinzu und pries Gott und sprach von allen, die auf die Erlösung Israels warteten. Der Evangelist Lukas beweist wieder einmal, wie genau er recherchiert hat. Er sagt, sie hatte sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und danach war sie Witwe und jetzt war sie 84 Jahre alt. Er erzählt keine Märchen, er berichtet Tatsachen. Die heilige Familie blieb auch nach dem Tempelgang zunächst in Bethlehem. Hier erhielt sie ja den Besuch der Weisen aus dem Morgenland. Doch dann bekam Josef die Weisung, vor dem Blutbefehl des Herodes nach Ägypten auszuweichen. Augenblicklich, noch in der Nacht ist er dieser Weisung gefolgt. Wir wissen nicht, wo in Ägypten sich die heilige Familie aufgehalten hat. Es kann auch der Aufenthalt nicht lange gewesen sein, denn bald danach starb Herodes der Große. Die heilige Familie kehrte auf die Weisung des Engels nach Palästina zurück und begab sich wieder nach Galiläa, nach Nazareth. Hier wuchs Jesus auf, in dem kleinen Geburtsort im Süden von Galiläa.

Die Zeitgenossen wussten um die Herkunft Jesu. Dämonen und Engel nennen ihn Nazarener. In Kapharnaum heilte Jesus einen Besessenen, dieser schrie: „Ha, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth? Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist: Du bist der Heilige Gottes.“ So sprach der Besessene. Aber die Engel wussten auch um seine Herkunft. Die Frauen am Grabe Jesu trafen auf Engel, die fragten sie: „Wen sucht ihr, Jesus von Nazareth? Er ist nicht hier.“ Noch auf der Kreuzesinschrift, die Pilatus anbringen ließ, hieß es: „Jesus von Nazareth, König der Juden.“ Dreißig Jahre lang lebte der Herr in Nazareth still und unbekannt zwischen Verwandten und Bekannten, zwischen Handwerksgesellen und Gesinnungsgenossen, und niemand achtete seiner sonderlich. Was einst geschehen war um das Kind Jesu, das musste verborgen bleiben. Warum? Um den Mann Jesus nicht in Verdacht zu bringen bei den Herodianern und den Denunzianten der Römer. Auch Jesus schwieg darüber, er konnte warten. In der Umgebung von Nazareth genoss der Ort keine besondere Wertschätzung. Nathanael, der aus Kana stammte, sagte verächtlich: „Was kann aus Nazareth schon Gutes kommen!“ In der Tat: Nur dem Zimmermann aus Nazareth hat dieser Ort es zu verdanken, dass sein Name weltberühmt wurde. Nazareth ist heilig, weil der Heilige dort gelebt hat.

Über die langen Jahre, in denen Jesus in Nazareth zum Manne heranwuchs, schweigen die Evangelisten. Zwei Bemerkungen aber, die wir in ihren Berichten finden, lassen den Alltag von Nazareth lebendig werden. Die Einheimischen nennen Jesus „den Zimmermann“ – *tekton* ist das griechische Wort. Lukas schreibt ferner, Jesus kam nach Nazareth und ging am Sabbat, nach seiner Gewohnheit, in die Synagoge – nach seiner Gewohnheit. Aha. Jesus stammte zwar aus einfachen Verhältnisse, einer Handwerkerfamilie, aber in diesem Hause war Frömmigkeit und Gottesfurcht zu Hause. Nach der Sitte der Gesetzestreuen brachte Josef über der Tür seines Hauses eine Mesusa an. Eine Mesusa, was ist das? Ein Kästchen, in dem eine Pergamentrolle verborgen war, und auf dieser Pergamentrolle stand das Leib- und Stammgebet der Israeliten: „Höre, Israel! Der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist ein Einziger.“ So hatte Josef sein Haus dem einzigen Gott geweiht, wie es das Gesetz befahl. Jedes Mal, wenn der Jesusknabe das Haus verließ oder betrat, berührte er nach dem Beispiel der Eltern die Mesusa mit den Fingerspitzen und küsste sie dann. So war es üblich im alten Israel. Beim Morgen- und Abendgebet trug er das Gebet „Höre, Israel!“ auf der Stirn und auf den Händen, wie Josef es ihn lehrte. Jesus erlebte in der Geborgenheit des Elternhauses eine Welt, die ganz dem Göttlichen geweiht war. Das Heilige umgab ihn vom Morgen bis zum Abend. Bereits in jungen Jahren wird Jesus von Josef geführt, seine ersten Schritte zum Bethaus des Ortes, zur Synagoge gemacht haben. Hier hörte der Knabe die Worte des Gesetzes und der Propheten, hier lernte er Lesen und Schreiben und die heilige Sprache seines Volkes. Denn die Synagoge war auch Unterrichtsstätte, war Schulhaus. In der Zeit, in der Jesus in Nazareth weilte, dürfte er sich die Sprachenkenntnisse angeeignet haben, von denen wir wissen oder annehmen dürfen, dass er sie besaß. Seine Alltagssprache war Aramäisch, nicht Hebrä-

isch, Aramäisch. Mit Pilatus sprach er griechisch, denn Griechisch war die Umgangssprache der Römer der damaligen Zeit. Und mit den Legionären in Sepphoris sprach er wahrscheinlich lateinisch. In jedem Falle konnte er das Hebräische lesen und verstehen; im Gottesdienst sprach er hebräisch. Die Synagoge ist eine eigentümliche jüdische Einrichtung. Sie ist kein Heiligtum wie der Tempel, sondern ein Versammlungsraum. Die Gläubigen versammeln sich dort zum Gebet und zum Kennenlernen des Gesetzes. Der Synagogenvorsteher war kein Priester, sondern ein Laie, der den Gottesdienst leitete. In ganz Palästina gab es Synagogen; in Jerusalem bestanden 400 Synagogen. Der Synagogengottesdienst setzte sich aus Schriftlesung, Auslegung der Schrift und Gebet zusammen. Die Lesung des Gesetzes und der Propheten fand in der hebräischen Kultsprache statt. Sie wurde dann von einem Übersetzer in die aramäische Umgangssprache übertragen. Es folgte die Auslegung des Gesetzes Gottes. Jeder Israelit, der das dreißigste Lebensjahr vollendet hatte, durfte diese Auslegung übernehmen, wenn er vom Synagogenvorsteher dazu aufgefordert wurde.

Der zweite Hinweis des Evangelisten über die stillen Jahre Jesu betrifft seinen Beruf. Josef war Zimmermann. Nach einer alten Überlieferung lehrte er Jesus den gleichen Beruf, das war üblich. Matthäus nennt Jesus den „Sohn des Zimmermanns“. Und bei Markus heißt Jesus selber „der Zimmermann“. Das ist die Übersetzung des griechischen Wortes *tektion*. Das Wort *tektion* bedeutet einen Mann, der Holz, Steine oder Eisen bearbeitet. Es ist also eine ziemlich weite Spanne der Berufe, die hier aufgezählt werden. Nach Justin, der ja aus Palästina stammt, machte der *tektion* Pflüge und Joche; Pflüge zum Bearbeiten des Feldes, Joche, die den Ochsen aufgelegt wurden. Das passt ganz zu dem landwirtschaftlichen Milieu, das uns die Ausgrabungen über das alte Israel nahelegen. Dazu kam sicher noch die Bewirtschaftung eines Gartens und eines Feldes. Neben dem Ackerbau wird der Anbau von Oliven, Reben und Feigen den Nazarenern die Hauptnahrung gewesen sein. Die Handarbeit stand bei den Juden hoch im Kurs. Selbst der gelehrte Paulus hatte ein Handwerk gelernt; Zeltmacher war er.

Das Leben Jesu schien lange Zeit unberührt von den politischen Verhältnissen. Aber es ist anzunehmen, dass Jesus diese Verhältnisse wachen Sinnes beobachtet hat. Als er 12 Jahre alt war, marschierte zum ersten Mal die Kohorte des neuen römischen Prokurators Coponius in Jerusalem auf. Im Tempel amtierte ein neuer Hoherpriester namens Hannas. Er war von dem römischen Legaten Quirinius eingesetzt worden und sollte ein entscheidender Mann im Leben und Sterben Jesu werden. Als er etwa 16 Jahre alt war, wurde Quinctilius Varus, der ehemalige Statthalter in Syrien, im Teutoburger Wald von den Germanen vernichtend geschlagen. Die Kunde davon kam auch nach Nazareth, denn Varus war den Bewohnern von Nazareth kein Unbekannter. Nach dem Tode des Herodes plünderten seine Truppen die Residenz Sepphoris. Als Jesus etwa 20 Jahre alt war, starb in Nola, in Italien, der Kaiser Augustus im 77. Lebensjahr. An seinem letzten Lebenstag fragte er seine Besucher, ob er die Komödie seines Lebens bis zum Ende gut gespielt habe. Ihm folgte der Kaiser Tiberius. Er überließ die Regierung weitgehend dem Gardepräfekten Seianus. Er entsandte nach Palästina den Prokurator Valerius Gratus. Dieser setzte, als Jesus etwa 25 Jahre alt war, den alten Hohenpriester Hannas ab und einen neuen ein mit dem Namen Joseph Kaiphas. Er war der Hohepriester, der das Todesurteil über Jesus im Hohen Rate herbeiführen sollte. Als Jesus etwa 32 Jahre alt war, kam wieder ein neuer Prokurator nach Judäa, diesmal sogar – was ungewöhnlich war – mit seiner Frau; beide erwähnt das Evangelium. Der Name des neuen Prokurators war Pontius Pilatus.

Rund 30 Jahre hat Jesus in Nazareth gelebt das gewöhnliche und alltägliche Leben zwischen Verwandten und Handwerksgenossen. Was einst an diesem Kind geschehen war, ist den Bewohnern von Nazareth verborgen geblieben. Nur die Mutter wusste um das Geheimnis seiner Herkunft. Aber sie bewahrte diese Dinge in ihrem Herzen. Jesus selbst schwieg. Er konnte warten, bis die Stunde seines öffentlichen Auftretens schlug. Als Jesus seine öffentliche Tätigkeit aufnahm, wirkte er in den Städten und Dörfern Galiläas. Er scheint sich zunächst von Nazareth ferngehalten zu haben. Aber eines Tages ging er doch in seine Vaterstadt und lehrte in der heimatlichen Synagoge. Wir würden annehmen, wir würden erwarten, dass die Einwohner von Nazareth begeistert waren, dass jetzt der Messias zu ihnen kam – aber weit gefehlt. Die Leute von Nazareth sind skeptisch. Sie haben von dem Urteil der Schriftgelehrten-Gutachterkommission gehört, die Jesu Tätigkeit untersucht hat, und die zu dem Ergebnis kam: Er wirkt Wunder, das ist unbestreitbar, aber er wirkt sie im Verein mit teuflischen Mächten. Das hatten die Nazarener gehört, und so sind sie misstrauisch: Woher hat der Mann das alles? Sie haben

von seiner erstaunlichen Wundertätigkeit gehört. Sie zucken die Achseln: Ist das nicht der Zimmermann? Man spürt den inneren Widerstand. Wie kann man zugestehen, dass einer, dessen Herkunft man kennt, der nebenan wohnt, der doch auch nur ist wie alle anderen, etwas Heiliges sei? Dieser da, von dem man weiß, wie die Dinge liegen, ein Auserwählter? Das Ärgernis ist der große Gegner Jesu. Es macht, dass sie die Ohren für die frohe Botschaft nicht öffnen, sich dem Reiche Gottes verschließen. Wenn Sie einmal in Ihrer Ausgabe des Neuen Testamentes, die Sie zu Hause haben, nachschauen, welche Reaktion die Nazarethaner auf das Auftreten Jesu zeigten, dann finden Sie meistens die Worte: Sie staunten über ihn. Diese Übersetzung ist nicht richtig. Sie wurden irre an ihm, so muss man das entsprechende griechische Wort übersetzen. Sie wurden irre an ihm. Die Zuhörer nahmen Ärgernis an ihm. Sie versagten ihm den Glauben. So schreibt der Evangelist Lukas: „Er konnte keine Wunder wirken, weil sie nicht glaubten.“ Ja, noch mehr. Sie stießen ihn aus dem Ort hinaus und zerrten ihn an den Rand eines Abgrundes, um ihn hinabzustürzen. Aber Jesus ging unberührt von dannen. So erging es ihm in seiner Vaterstadt. Er kommentierte dieses Verhalten mit den bitteren Worten: „Nirgends findet ein Prophet weniger Anerkennung als in seiner Vaterstadt und in seinem Hause.“ Den Christen, meine lieben Freunde, den Christen ist Nazareth als die Heimat Jesu, seiner Mutter Maria und seines Pflegevaters Josef heilig. Hier erging die Botschaft von der Menschwerdung Gottes, die seitdem drei Mal täglich das Herz jedes Gläubigen höher schlagen lässt. Hier bereitete der himmlische Vater seinen Messias für die Aufgabe, die er ihm zugedacht hatte. Hier rüstete er ihn aus mit den Kenntnissen, die ihm für deren Erfüllung notwendig waren, an erster Stelle mit der Kenntnis der Gottesoffenbarung. Wir wollen mit ihm nicht verfahren wie die Bewohner von Nazareth, wie seine Landsleute. Wir wollen ihm sagen: „Jesus, du Nazarener, du Sohn Gottes und Kind Mariens, wir glauben, dass du von Gott gesandt bist als Bote der Wahrheit, als Bringer der Gnade, als Erlöser der Welt. Erbarme dich unser!“

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Beginn des Wirkens Jesu (4)

Jesus der Galiläer

01.01.2019

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am ersten Tag des neuen bürgerlichen Jahres ist es für uns Christen angebracht, den Blick auf unseren Herrn und König, Christus, den Herrscher aller Zeiten zu richten. Und zwar wollte ich mit Ihnen heute mich auf das Umfeld seines Wirkens begeben, auf das Heilige Land, das danach benannt ist, weil der Heilige, Jesus Christus, es betreten hat. Seine öffentliche Tätigkeit war ebenso wie sein verborgenes Leben im Wesentlichen beschränkt auf ein Gebiet, nämlich Galiläa. Galiläa ist die nördlichste der drei Landschaften, aus denen Palästina besteht: Galiläa, Samaria, Judäa. Als die Israeliten in Palästina eintraten, waren es die Stämme Aser, Issachar, Zabulon und Nephtali, welche das Land zu erobern und zu besiedeln hatten. Beides gelang nur langsam und mühsam. Dieses Gebiet hatte von Anfang an eine viel stärkere Beimischung nichtjüdischer Bevölkerung als die anderen Landschaften. Man sprach vom Galiläa der Heiden. Im alten Reich Israel hatte Galiläa nur die Funktion eines Außengebietes. Als die Assyrer 734 das Land eroberten, deportierten sie einen Teil der Bewohner. Und als die Juden 536 aus der Gefangenschaft in Babylon zurückkehrten, wurde Galiläa in das wieder zu besiedelnde Gebiet nicht eingeschlossen. Erst der Hasmonäerfürst Aristobul I. hat Galiläa erobert und den heidnischen Teil zwangsweise zum jüdischen Glauben geführt. Man hat darum bisher allgemein angenommen, Galiläa sei seit der Eroberung durch die Assyrer ein überwiegend von Heiden bewohntes Land gewesen. Die Assyrer hätten die jüdische Bevölkerung weggeschleppt und durch eine andere ersetzt, deren Nachkommen dann durch Aristobul zur Annahme der jüdischen Religion gezwungen wurden. Die Bewohner Galiläas seien zur Zeit Jesu der Rasse nach überwiegend nichtjüdisch gewesen, ein Volk von Zwangsproseltyten. Diese Forschermeinung hat sich – so scheint es – überlebt. Andere Forscher sagen: Nein, deportiert worden seien nur wenige, nämlich die soziale Oberschicht. Die Masse des Volkes habe im Lande bleiben dürfen. Und von der Ansiedlung fremder Kolonisten lesen wir nirgends etwas. Die Bevölkerung der Dörfer im Innern des Landes habe aus echten Juden bestanden. Das ist wohl die richtige Meinung. Galiläa ist zu keiner Zeit, seit der Einwanderung Israels, ein überwiegend heidnisches Land gewesen. Allerdings war es mehr als die anderen Teile Israels dem hellenistischen Einfluss, also dem griechischen, heidnischen, dem hellenistischen Einfluss ausgesetzt. Vergessen Sie nicht, dass zwei Apostel Jesu griechische Namen haben: Andreas und Philippus. Für die Verbreitung der hellenistischen Kultur waren besonders der landfremde Großgrundbesitz, die hellenistischen Städte, die Nähe der heidnischen Länder rings um das Land maßgebend. Auch die Hellenisierungspolitik Herodes des Großen war verantwortlich dafür. Sein Sohn, Herodes Antipas, gründete Tiberias und erhob es zur Residenzstadt. Die Landbevölkerung dürfte von der Hellenisierung, also von der Überführung in griechisches Denken und in die griechische Kultur, kaum beeinflusst worden sein.

Galiläa war von Jerusalem weit entfernt, und es war durch das dazwischen liegende halbheidnische Samaria von Jerusalem abgetrennt. Seit dem Tode Herodes des Großen war Galiläa von Judäa auch

politisch geschieden. Aus diesen Gründen war der Einfluss der Schriftgelehrten und des von ihnen vertretenen Frömmigkeitsideals dort gering. Synagogen gab es selbstverständlich wie überall, wo Juden lebten, auch in Galiläa, und auch Pharisäer fehlten dort nicht. An den großen Festen wallfahrteten die Galiläer in erheblicher Zahl zum Tempel in Jerusalem. Wirtschaftlich war Galiläa das reichste und fruchtbarste Land Palästinas; dort gab es keinen un bebauten Boden. Die Landwirtschaft blühte. Allerdings lag ein großer Teil des Bodens in den Händen landfremder Großgrundbesitzer. Die Galiläer waren ein hartes Volk. Der jüdische Schriftsteller Josephus Flavius schreibt: Sie sind kampfeslustig, von Kindesbeinen an; sie kennen keine Furcht; sie haben eine Leidenschaft für Freiheit, Umsturz und Rebellion. Auch die Fischer von Kapharnaum waren harte Leute, denn der See Genezareth war ein stürmisches, ein sturmreiches Gewässer.

Galiläa ist nun der eigentliche Schauplatz des Lebens und des Wirkens Jesu gewesen. Er wird mit Recht ein Galiläer genannt. In Nazareth lebte seine Mutter, als der Engel Gabriel zu ihr kam. Von Galiläa zog Josef, nachdem er Maria heimgeführt hatte, nach Bethlehem, und dort kam das Kind zur Welt. Matthäus und Lukas betrachten mit Recht Bethlehem als Geburtsort, Nazareth als Wohnort Jesu – im Unterschied zu unseren Irrlehrern, die behaupten, Nazareth wäre der Geburtsort Jesu. Die jüdische Polemik, die ja so viel an Jesus auszusetzen hat, behauptet nie, dass Jesus in Nazareth geboren sei, bestreitet nirgends den Geburtsort Bethlehem. Von Bethlehem floh Josef mit Maria und dem Kind nach Ägypten. Das Land war seit alter Zeit eine Zufluchtsstätte für die Verfolgten in Palästina. Als bald nach dem Tode des Königs Herodes des Großen, wohl noch im Frühsommer des Jahres 4 v. Chr., kehrte Josef aus Ägypten nach Palästina zurück und nahm wieder Wohnsitz in Nazareth. Hier verlebte Jesus den größten Teil seines Lebens. Erst das Auftreten Johannes des Täufers veranlasste ihn, in das südliche Judäa, an den Jordan zu gehen. Dort ließ er sich taufen. Nachdem der Täufer seinen Lauf genommen hatte, also eingekastelt und hingerichtet worden war, kehrte Jesus nach Galiläa zurück und begann hier sein öffentliches Wirken. „Erfüllt ist der Tag, und genaht ist Gottes Königsherrschaft.“ Dieses Kommen Jesu nach Galiläa war von Gott bestimmt, war von Gott verfügt, hatte eine religiöse Bedeutung. Als Mittelpunkt seiner Predigt und Wundertätigkeit wählte Jesus Kapharnaum, ein Ort, der am See Genezareth gelegen war. Kapharnaum ist der Wohnsitz, und die Synagoge von Kapharnaum ist die Stätte seines Wirkens für viele Monate. Von dort aus verbreitet sich die Kunde von ihm in ganz Galiläa. Er durchzieht die Dörfer, das Volk strömt ihm in hellen Scharen zu, und dort gewinnt er seine ersten Jünger. Alle Jünger stammen aus Galiläa, mit einer Ausnahme: Judas Iskariot. Der Verräter war kein Galiläer. Auch galiläische Frauen schließen sich ihm an und dienen ihm. Galiläische Festpilger sind es, die ihm vor Jerusalem einen triumphalen Einzug bereiten. Hier in Galiläa hat er am längsten gewirkt. Aber der Hauptteil seiner Wirksamkeit betrifft den Ostteil von Galiläa, das Gebiet um den See Genezareth; das ist die eigentliche Urheimat des Evangeliums. Von den Orten, die Jesus betreten hat, lehrend und heilend, werden in den Evangelien nur wenige Namen genannt: Kapharnaum, Chorazin, Bethsaida, die Ebene Genezar (westlich des Sees Genezareth), wahrscheinlich auch das Gebiet von Magdala und bei Johannes noch Kana. Auffallend und kaum ein bloßer Zufall ist es, dass Jesus die bedeutenden galiläischen Städte wie Sepphoris und Tiberias gemieden hat. Warum hat er sie gemieden? Weil dort eine große Zahl nichtjüdischer Bevölkerung lebte. Er hat sich aber nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt verstanden. Andere Gebiete Palästinas wie das ketzerische Samaria hat er nur durchzogen. In einem Dorf der Samaritaner, in dem er über Nacht bleiben wollte, wurde er nicht aufgenommen, denn die Samaritaner waren feindselig mit den Juden. Jakobus und Johannes waren über diese Nichtaufnahme so erzürnt, dass sie Jesus fragten: „Herr, sollen wir Feuer vom Himmel fallen lassen, damit diese Bewohner verderbt werden?“ Jesus antwortete: „Ihr wisst nicht, wovon ihr redet. Der Menschensohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern zu retten.“ Und wir erinnern uns an das lange Gespräch, das er am Jakobsbrunnen mit der Samariterin führte, wo er sie aufklärte über den Messias und wo er sagte: „Ihr betet auf dem Berge Garizim, wir beten auf dem Berge Sion, aber es kommt die Zeit, wo man weder hier noch da betet, sondern wo man Gott im Geist und in der Wahrheit anbetet.“ Auch von einer Predigtstätigkeit in Judäa hören wir nirgends etwas, außer von Jerusalem. Jesus hat sich ganz überwiegend auf Galiläa beschränkt. Johannes dagegen berichtet von einem mehrmaligen Aufenthalt Jesu in Jerusalem und dass er dort auch öffentlich gewirkt hat; denken Sie an die Heilung des Blindgeborenen. Aber auch

nach ihm verließ er die Stadt jedes Mal bald wieder, die Stadt, in der der Einfluss seiner größten Widersacher am stärksten war.

Die Herkunft Jesu aus Galiläa und die Anhängerschaft, die er hier gewonnen hatte, sollten in dem Vorgehen seiner Feinde eine nicht zu übersehende Rolle spielen. Als Nikodemus, ein Mitglied des Hohen Rates, auf dem Laubhüttenfest in Jerusalem in ein Streitgespräch mit den Gegnern Jesu verwickelt wurde, und als er es wagte, für dessen gerechte Anhörung und Beurteilung einzutreten, da fuhren ihn diese an: „Du bist wohl auch ein Galiläer? Forsche nach, dann wirst du sehen, dass aus Galiläa kein Prophet aufsteht.“ Im jüdischen Prozess gegen Jesus wurden fast ausschließlich Galiläer als seine Anhänger ausgemacht. Als Petrus am Feuer saß, sagte einer der Umstehenden zu ihm: „Du bist einer von ihnen, denn du bist ein Galiläer.“ Als Petrus leugnete, zu Jesus zu gehören, setzten die Umstehenden noch eins drauf und sagten: „Deine Sprache verrät dich ja“, also der galiläische Dialekt. Als Pilatus während des Prozesses gegen Jesus hörte, dass er aus Galiläa stamme, schickte er ihn zu dem Fürsten dieses Landstriches, zu Herodes Antipas. Vermutlich hoffte er auf diese Weise, den lästigen Fall loszuwerden. Herodes Antipas hatte schon viel von Jesus gehört und schon lange gewünscht, ihn zu sehen. Er freute sich deswegen, als er ihm vorgeführt wurde. Doch Jesus ließ sich weder herbei, ein von Antipas gefordertes Wunder zu wirken, noch war er bereit, mit ihm in ein Gespräch einzusteigen; er schwieg. Der offensichtlich verärgerte Antipas erblickte in Jesus einen Narren – er zog ihm ein weißes Spottkleid an –, einen Narren, den er nicht für voll nahm und den er auch nicht mit einem Prozess überziehen wollte. Er sah keinen Grund, gegen ihn gerichtlich vorzugehen.

Das Todesschicksal des Herrn vollendete sich nicht in Galiläa, sondern in Jerusalem. Ihm freundlich gesinnte Pharisäer brachten Jesus die Nachricht, sein Landesherr wolle ihn töten und empfahlen ihm, dessen Herrschaftsbereich (also Galiläa) zu verlassen. Jesus lehnte ab. Er verwies auf den vom Vater erhaltenen Auftrag: „Heute, morgen und übermorgen muss ich noch wandern; denn es darf kein Prophet außerhalb Jerusalems umkommen.“ Sein Schicksal bestimmte der himmlische Vater. Es wird sich nicht in Galiläa, sondern in Jerusalem vollenden. Dort wird Jesus dem doppelten Prozess, der Juden und der Heiden, unterworfen. Dort wird er zum Tode verurteilt und ans Kreuz geschlagen. Aber unter dem Kreuz stehen die treuen Galiläer. Wider alles Erwarten war mit der Hinrichtung des Galiläers die Sache Jesu nicht beendet. Der himmlische Vater beließ ihn nicht im Tode. Er entriss ihn dem Grabe und zeigte ihn seinen verstörten Anhängern. Galiläische Frauen waren die ersten Zeugen seiner Auferstehung. Jesus erschien den Seinen sowohl in Jerusalem als auch in Galiläa. Und dahin befahl er seine Jünger, da wollte er sie wiedersehen, wie er es vorausgesagt hatte: „Wenn ich auferstanden bin, gehe ich euch voraus nach Galiläa.“ Und auch der Engel sagte es: „Er geht euch voraus nach Galiläa.“ Es handelt sich um etwas, was nur in Galiläa stattfinden konnte. Galiläa ist das Land, in dem sich vollendet, was mit der Auferstehung begonnen hat. Galiläa ist das Land der eschatologischen Zukunft. In Galiläa hat der auferstandene Herr die Jünger, die in seinem Leiden schwach geworden waren, zu der festen Gemeinschaft der Apostel geführt, er hat sie wieder als Apostel angenommen. Galiläa ist wie die Stätte der Vergangenheit so auch die der Zukunft, an sie ist der Auferstandene und sind die Elf durch die Notwendigkeit göttlicher Erwählung gebunden. Erst nach dem Pfingsttag tritt Galiläa zurück. Wohl waren die Apostel selbst Galiläer, und es wird auch einmal von Christen in Galiläa gesprochen, aber Jerusalem tritt jetzt als der Sitz der Urgemeinde und als Ausgangspunkt der christlichen Mission beherrschend in den Vordergrund. Es musste ja wohl so sein, denn hier hat der Herr sein Lebensopfer für das Heil der Menschen vollendet. Hier ist er durch Auferstehung und Himmelfahrt vom Vater beglaubigt und bestätigt worden.

Den Christen, meine lieben Freunde, muss jeder Ort, an dem unser Heiland gewirkt hat, heilig sein. Es gibt wahrhaft ein heiliges Land. Aber mit besonderer Zärtlichkeit wird der Christ an Galiläa denken, wo der Herr die längste Zeit seines irdischen Lebens vollbracht hat. Hier hat er seine Wahrheit verkündet, hier hat er seine Wunder gewirkt, hier hat er seine Jünger gewonnen. Jesus hat sein Land und sein Volk geliebt. Er hat es geliebt mit der Liebe Gottes, der Israel geliebt hat, und zu seinem heiligen Land gemacht hat.

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Beginn des Wirkens Jesu (5)

Der geschichtliche Jesus

06.01.2019

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Erscheinung des Herrn Versammelt!

„Es war im 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius. Pontius Pilatus war Prokurator von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, sein Bruder Philippus Vierfürst von Ituräa und der Landschaft Trachonitis, Lysanias Vierfürst von Abilene, Hohepriester waren Annas und Kaiphas. Da erging das Wort an Johannes, den Sohn des Zacharias, in der Wüste.“ Warum, meine lieben Freunde, führt der Evangelist Lukas diese herrscherlichen Persönlichkeiten an? Weil mit dem Auftreten Johannes des Täufers auch das Hervortreten Jesu aus der Verborgenheit beginnt. Lukas, der zuverlässige Chronist, lässt sieben Zeugen aus der großen und kleinen Weltgeschichte jener Tage auftreten, um den Beginn jener welt-historischen Stunde zu markieren. Im 15. Jahre des Kaisers Tiberius, wann war das? Der Kaiser Augustus starb am 19. August des Jahres 14 n. Chr. Das 15. Regierungsjahr seines Nachfolgers erstreckte sich dann vom 19. August 28 bis zum 18. August 29 n. Chr. Diese Berechnung der Regierungsjahre wird von den alten Geschichtsschreibern verwendet. Aber die Sache hat einen Haken, denn in Palästina und dem ganzen Orient war die syrische Zeitrechnung gebräuchlich, nicht die römische. Das von Lukas genannte 15. Regierungsjahr nach syrischer Zählung reicht vom 1. Oktober 27 bis zum 30. September 28 n. Chr. Das Auftreten Jesu begann ja bald nach der Bußpredigt des Vorläufers. So lag der Anfang der Verkündigung seiner Heilsbotschaft etwa um die Jahreswende 27/28 n. Chr. Der Kaiser Tiberius war der Adoptivsohn des Kaisers Augustus. Augustus mochte ihn nicht, er hatte eine Abneigung gegen ihn, und dennoch bestimmt er ihn in seinem Testament zum Nachfolger. Mit 56 Jahren bestieg Tiberius den Thron, 14 n. Chr. Er war verbittert und ein Menschenfeind; das Volk mochte ihn nicht. Als er starb, da riefen die Menschen aus: Tiberius in Tiberim! – Schmeißt den Tiberius in den Tiber! Doch die Geschichtswissenschaft urteilt günstiger über ihn. „Sub Tiberio quies“, schreibt Tacitus, der große Schriftsteller: Sub Tiberio quies – Unter Tiberius herrschte Ruhe. Jesus war kein Feind des römischen Kaisers, auch kein Feind des römischen Reiches. Er wusste die Vorzüge dieses Reiches zu schätzen: eine geordnete Verwaltung, eine um Gerechtigkeit bemühte Rechtsprechung, den unbehinderten Verkehr, den blühenden Handel, die einheitliche Währung. Jesus hat das römische Kaisertum respektiert, wie ja auch im Tempel zu Jerusalem jeden Tag für den Kaiser geopfert und gebetet wurde. Aber die Gegner Jesu versuchten, ihn in einen Gegensatz zum Kaiser zu bringen. Sie verwickelten ihn in ein Streitgespräch, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuern zu zahlen. Jesus ließ sich einen Denar bringen; das war die Reichswährungseinheit jener Zeit. In den Tagen Jesu trug der Denar den Kopf des Kaisers Tiberius. Jesus fragte: „Wessen ist dieses Bild und die Inschrift?“ „Des Kaisers.“ „Also gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“

Lukas kennt nicht nur den Kaiser Tiberius, er nennt auch seinen Vorgänger, Augustus. Julius Caesar hatte ja den Augustus adoptiert; er hieß damals Octavian. Und er setzte ihn zu seinem Erben ein. Augustus war noch unter Caesar im Alter von 15 Jahren Pontifex geworden, also Oberpriester, in

einem der römischen Priesterkollegien. Im Jahre 12 v. Chr. wurde er sogar zum Pontifex Maximus, zum obersten Priester befördert. Darin beruhte zum großen Teil sein Ansehen, aber er war auch ein tüchtiger Kaiser. Er stellte Ruhe und Ordnung im Reiche her, er schaffte Wohlstand für Italien und seine Provinzen. Das Augusteische Zeitalter war eine Blütezeit des Reiches. Er war auch bemüht, die römische Religion zu erneuern und die Sitten zu bessern. Er nahm sich vor allem der Ehe an, um die Verwahrlosung in der Sittlichkeit zu beheben. Lukas erwähnt Augustus in dem Edikt zur Aufschreibung des Erdkreises, also zur Steuerschätzung. Durch diese Erwähnung wird das nach profanem Maßstab bedeutungslose Ereignis der Geburt Jesu in die Geschichte des Römischen Reiches eingefügt. Nicht eine Engelserscheinung veranlasste Josef, die Davidstadt aufzusuchen, sondern ein profanes Ereignis: der Zensus, die Aufschreibung, die der Kaiser angeordnet hatte.

An zweiter Stelle nennt Lukas den Vertreter des Kaisers in Palästina: Pontius Pilatus, Prokurator von Judäa. Als Rom außeritalische Besitzungen erwarb, wurden diese Provinzen genannt. Der Bereich einer Provinz unterstand der römischen Militärbehörde, die auch die vollziehende und richterliche Gewalt innehatte. Pilatus kam als 5. Prokurator nach Judäa. Er amtierte von 26–36 n. Chr. Als Vertreter des Kaisers besaß er die oberste Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Er führte den Titel Exzellenz, der uns in der Apostelgeschichte aufbewahrt ist. Das Wort in der deutschen Übersetzung wird Erlauchter genannt. Er verfügte nicht über römische Truppen; ihm unterstanden nur Hilfstruppen: Syrer, Samaritaner, Griechen. Sein unmittelbarer Vorgesetzter war der Legat in Syrien. Er war befugt, in Notfällen in Judäa einzugreifen. Die Residenz des Prokurators befand sich in Cäsarea am Meer, etwa 100 Kilometer von Jerusalem entfernt. Dort residierte er in dem Palast, den Herodes der Große erbaut hatte. Von Cäsarea stieg der Vertreter des Kaisers und – wie sich zeigen sollte – Richters Jesu an jenem denkwürdigen Osterfest, wohl im 17. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius, nach Jerusalem herauf. Mit ihm sollte Jesus am Ende seiner öffentlichen Tätigkeit zusammentreffen. Er war es, dem die jüdische Obrigkeit Jesus überstellte. Nachdem der Hohe Rat den Religionsprozess gegen Jesus geführt hatte, führte er jetzt Jesus dem Prokurator zu, damit er gegen ihn den politischen Prozess führe. Und wir wissen, wie er ausging.

Lukas verknüpft die Geburt Jesu als den Beginn der Heilsgeschichte mit der profanen Weltgeschichte. Er schreibt „in jenen Tagen“, es sind die Tage des Herodes, er trägt den Beinamen „der Große“. Herodes wurde um das Jahr 73 v. Chr. geboren. Er war kein gebürtiger Jude, sondern ein Idumäer. Also er stammt aus jener Landschaft, die zwischen Palästina und Ägypten liegt. Marcus Antonius ernannte ihn zum Tetrarchen, zum Teilherrscher über die Juden. Und Herodes suchte sich zu revanchieren. Er nannte die Burg in Jerusalem, die den Tempel unter Kontrolle halten sollte, nach Marcus Antonius „Burg Antonia“. Auf dem Lande sicherte er seine Herrschaft durch ein ganzes Netz von Festungen. Als Antonius von Octavian, also dem späteren Augustus, besiegt wurde, fand er auch dessen Gunst. Herodes begab sich nach Rom, und in Rom wurde er auf Vorschlag des Octavian zum König von Judäa ernannt. Im Jahre 37 trat er seine Herrschaft in Judäa an. Die Römer waren überzeugt, dass der energische und rücksichtslose Idumäer das unruhige Judentum mit eiserner Faust niederhalten werde. Und darin hatten sie sich nicht getäuscht. Herodes war 36 Jahre alt, als er den Königsthron bestieg. Er war ein Mann mit außerordentlichen Fähigkeiten. Sein äußeres Auftreten muss faszinierend gewesen sein. Selbst ein Mann wie der Kaiser Augustus wurde von seiner Sicherheit geblendet. Von seinem Vater hatte er das Fingerspitzengefühl für politische Situationen geerbt. Der Besitz der absoluten Macht aber machte ihn zum Tyrannen. Zur Erreichung seines Zieles schreckte er vor keinem Mord, vor keiner Gewalttat zurück. Von 71 Mitgliedern des Hohen Rates ließ er 45 hinrichten. Dem Hohenpriestertum entzog er die Erblichkeit und die Lebenslänglichkeit; er ernannte für jedes Jahr einen neuen Hohenpriester. Unter diesem Herodes wurde Jesus in Bethlehem geboren. In welchem Jahre? Meine lieben Freunde, der Mönch Dionysius Exiguus, der im 6. Jahrhundert die heutige Zeitrechnung geschaffen hat, nach Christus, dieser Mönch Dionysius hat sich verrechnet. Er setzte nämlich als Jahr der Menschwerdung Christi fälschlich das Jahr 753 nach der Gründung Roms an. Die Geburt Jesu fiel in die Regierungszeit Herodes des Großen; dieser starb aber Ostern 750, nicht 753. Und in seine Regierungszeit fällt die Geburt Jesu, also muss Jesus vor 753 geboren sein. Wir rechnen – das ist wohl die beste Berechnung, die man vorgenommen hat – damit, dass Jesus aller Wahrscheinlichkeit nach etwa 7 v. Chr. – ja, so muss man paradoxer Weise sagen – geboren ist. Das

Jahr 7 war ein Schicksalsjahr. Am Himmel trat der Planet Jupiter in die große Konjunktion ein und verkündete so den Herrscher der goldenen Endzeit. In Rom erreichte Augustus den Höhepunkt seiner Laufbahn. Tiberius veranstaltete einen Triumphzug für Augustus. Am Nil feierte man den Kaiser als Zeus Eleutherios. Am Euphrat machten sich Sterndeuter auf den Weg, um in Palästina den verheißenen Friedenskönig zu suchen. Die Geburt Jesu in Bethlehem war dem König Herodes selbstverständlich verborgen geblieben. Ihm war auch Josef unbekannt. Er wusste nicht, dass er ein Nachkomme Davids war, als dessen gesetzlicher Sohn Jesus selbst zum Davidsohn wurde. Herodes hatte zehn Frauen; von acht hatte er Nachkommen, und zwar neun Söhne und fünf Töchter. Den Hohenpriester, den Bruder seiner Gattin, ließ er im Schwimmbad erdrosseln. Seine Gattin wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet; zwei eigene Söhne folgten ihr nach. Im Jahre 7 v. Chr. legte sich eine ungeheuerliche Hinrichtungswelle, Hinrichtungsaktion wie ein Leichentuch über ganz Jerusalem. In dieser gespannten Atmosphäre kamen die Weisen aus dem Morgenland und stellten ahnungslos die Frage: „Wo ist der neugeborene König der Juden?“ Mit unerhörter Realistik schildert Matthäus die Wirkung dieser Frage in einem einzigen Satz: „Herodes erschrak und mit ihm ganz Jerusalem.“ Die Untertanen des Herodes wussten, was es bedeutet, wenn der König erschrickt. Es ergeht der Befehl zum Bethlehemitischen Kindermord; der freilich, der eigentlich beseitigt werden sollte, entkommt. Josef war kein weltfremder Pietist. Er flieht mit Maria und Jesus nach Ägypten, dem beliebten Asyl aller jüdischen Emigranten im Altertum. Herodes war eine Herrscherpersönlichkeit von überragender Begabung. Er schenkte seinem Volk einen fast dreißigjährigen Frieden. Er führte den jüdischen Staat zu einer politisch-militärischen Machtstellung, die von Rom begrüßt, von den Nachbarn respektiert wurde. Er leitete eine tatkräftige Förderung der Landwirtschaft ein; er begünstigte den Handel; er hatte eine kluge Finanz- und Steuerpolitik. Seine Regierung war eine Epoche wirtschaftlicher Blüte. Durch geschickte Aktionen vergrößerte er sein Herrschaftsgebiet in beträchtlichem Umfang. Er war ein gewaltiger Bauherr. Er machte mit seinen Großbauten Jerusalem zur Metropole des Ostens. Um die Sympathie seiner jüdischen Untertanen zu gewinnen, beschloss er, den unansehnlichen Tempel durch einen neuen, durch ein Werk von monumentaler Größe zu ersetzen. Der neue Tempelbezirk war doppelt so groß wie der alte. In diesem Tempel hat Maria für ihr neugeborenes Kind das vorgeschriebene Opfer von zwei Tauben dargebracht. Hier hat der greise Simeon das Kind in seine Arme geschlossen und Gott gelobt. Diesen Tempel hat Jesus besucht. In der Halle Salomons fanden die besorgten Eltern ihren verloren geglaubten Sohn. Herodes starb kurz vor dem Osterfest des Jahres 4 v. Chr. in Jericho. Er war also im 15. Jahr des Kaisers Tiberius schon lange tot. Das Urteil eines Zeitgenossen über den König Herodes lautet: „Er stahl sich seinen Thron wie ein Fuchs, er regierte wie ein Tiger, und er starb wie ein Hund.“

Es folgen im Bericht des Evangelisten Lukas die Namen der drei Landesfürsten der übrigen Teile Palästinas. Ihr offizieller Titel war Tetrarch – Vierfürst. Sie übten die Herrschaft von Roms Gnaden aus. Herodes Antipas, also ein Sohn Herodes des Großen, war der Landesvater Jesu. Er herrschte über Galiläa und Peräa. Er regierte von 4 v. Chr. bis 39 n. Chr., als er abgesetzt wurde. Unter den Söhnen des Herodes des Großen glich Herodes Antipas, was Herrschgier und Prunksucht angeht, am meisten seinem Vater. Aber er hatte nicht dessen Tatkraft und Unternehmungsgeist. Er war wohl in Rom erzogen worden und zählte bei seinem Regierungsantritt etwa 17 Jahre. Wie sein Vater suchte er die Gunst des Kaisers mit Schmeicheleien zu verbinden. Er baute eine zerstörte Ortschaft in Peräa auf und gab ihr den Namen „Livias“, nach der Gattin des Kaisers. Und doch stand er bei Augustus nicht in großem Ansehen. Dagegen wurde er von Tiberius, dem Nachfolger des Augustus, stark begünstigt. Im Jahre 17–20 n. Chr. gründete Herodes Antipas am Westufer des Sees Genezareth eine neue Stadt, die seine Residenz wurde. Er nannte sie nach seinem kaiserlichen Gönner „Tiberias“. Als Tiberius starb, war auch er am Ende. Er wurde abgesetzt vom Kaiser Caligula und verbannt. Jesus durchschaute diesen Landesherrn, er nannte ihn einen „Fuchs“. Dem Herodes Antipas unterstellte Pilatus den angeklagten Jesus. Er hatte nämlich vernommen, dass er Galiläer sei und somit aus dem Gebiet des Herodes Antipas stamme. Vermutlich hegte er die Hoffnung, Herodes werde ihm den unbequemen Fall abnehmen und Jesus von sich aus aburteilen, d. h. wohl in Freiheit setzen, denn er hatte bisher Jesus unbehelligt gelassen. Als Landesherr Jesu war Herodes Antipas der zuständige Richter. Aber er

tat Pilatus nicht den Gefallen. Er sah in Jesus einen harmlosen Schwärmer, nicht eine Gefahr für Rom oder für seine eigene Herrschaft, und schickte ihn deswegen zu Pilatus zurück.

Der zweite Vierfürst, den Lukas nennt, ist kein Unbekannter. Sein Name bleibt für alle Zeiten mit dem Messiasbekenntnis des Petrus verbunden; es geschah in Cäsarea Philippi. Cäsarea, die Stadt, hatte einen zweiten Namen bekommen nach dem Fürsten Philippus – Cäsarea Philippi. Diese Stadt lag in der Landschaft Ituräa. Und im Unterschied von dem am Meer gelegenen Cäsarea trug diese Stadt den Zunamen ihres Erbauers, des Philippus. Jesus betrat das Gebiet des Philippus, sooft er sich an das Nordostufer des Sees Genezareth begab. In diesem Herrschaftsbereich fand die wunderbare Brotvermehrung statt. Philippus starb nach siebenunddreißigjähriger Regierung im 20. Jahr des Tiberius.

Der letzte Vierfürst ist Lysanias von Abilene. Er herrschte über ein kleines Gebiet um die Stadt Abila, 25 Kilometer nordwestlich von Damaskus. Diese kurze Notiz des Evangelisten wurde durch eine griechische Inschrift bestätigt, die man im Jahre 1901 ausgegraben hat in der Nähe von Abila. Lysanias starb 37 n. Chr. Lukas erwähnt ihn, weil man sein Gebiet im weiteren Sinne zu Palästina oder zu Israel rechnete.

Nach den weltlichen Machthabern nennt Lukas zwei geistliche Würdenträger: Hannas und Kaiphas. Die gleichzeitige Nennung zweier Hoherpriester ist zunächst auffallend, denn es gab gesetzlich nur einen Hohenpriester. Aber auch hier schließt sich Lukas dem ihm bekannten Sprachgebrauch der Zeit an. Danach konnte ein abgesetzter Hoherpriester den Titel weiterführen. Außerdem charakterisiert er mit diesen beiden Namen eine ganz bestimmte Zeit, nämlich die Ära des hohenpriesterlichen Geschlechtes der Familie des Hannas. Hannas wurde im Jahre 6 von Quirinius, dem Statthalter in Syrien, zum Hohenpriester befördert. Er war neun Jahre Hoherpriester und sah seine fünf Söhne im Besitz des hohen Amtes. Tiberius entsandte alsbald nach seiner Regierungsübernahme einen neuen römischen Prokurator nach Jerusalem: Valerius Gratus. Eine seiner ersten Amtshandlungen war die Absetzung des Hohenpriesters Hannas. Aber auch nach seiner Absetzung behielt er einen überragenden Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten bis zum Tode. Es muss damals eine gängige Redensart gewesen sein, mit dem regierenden Hohenpriester Kaiphas auch Hannas, den Seniorchef der hohenpriesterlichen Dynastie, zu nennen. Jesus hatte sich der Familie des Hannas nicht nur durch seine Predigtstätigkeit missliebiger gemacht, er war ihr auch fiskalisch zu nahe getreten. Das hatte folgenden Grund: Im Tempel wurden zahlreiche Opfer dargebracht. Man hatte einen großen Bedarf von Opfertieren, Wein, Getreide. Die Tempelsteuer war jährlich zu entrichten, und sie musste in der althebräischen Halbschekelmünze bezahlt werden. Man schätzt den jährlichen Eingang der Tempelsteuer auf 1–2 Millionen Denare. Aus praktischen Gründen erlaubte es die Tempelverwaltung, dass die beteiligten Händler und Geldwechsler ihre Geschäfte im äußeren Tempelbezirk vornahmen. Das war ein Entgegenkommen gegen die Tempelbesucher, es sollte ihnen die Erfüllung ihrer kultischen Pflichten erleichtern. Es brachte aber auch den Inhabern der Konzession, darunter der Familie des Hohenpriesters Hannas, reichen Gewinn ein. Die Sippe des Hannas scheint allmählich ein Monopol für alle Dinge an sich gebracht zu haben, welche die Besucher des Tempels für die Opfer benötigten. So war sie eben an dem Handel mit Opfertieren und am Geldwechsel beteiligt. In diesen Betrieb griff Jesus ein. Er missbilligte die Verbindung von Geschäft und Religion und nahm die Tempelreinigung vor. Das brachte ihn natürlich in Konflikt mit der Familie des Hannas. Hannas war der Schwiegervater des amtierenden Hohenpriesters; dieser hieß Josef mit dem Beinamen Kaiphas. Er war ein kluger Jurist, ein gewiefter Diplomat. Mit der Einheirat in die herrschende Hohenpriesterdynastie des Hannas begann seine Karriere. Im Jahre 18 n. Chr. wurde er von den Römern als Hoherpriester eingesetzt. Er hat es fertiggebracht, 19 Jahre sich an der Macht zu halten – eine Rekordzeit, die im Jahrhundert von keinem anderen Hohenpriester erreicht wurde. Unter den Hohenpriestern Hannas und Kaiphas vollendete sich das Geschick Jesu. Vor Hannas fand ein Vorverhör statt, vor Kaiphas das eigentliche Verhör. Kaiphas führte den religiösen Prozess gegen Jesus. Er setzte seine Verurteilung zum Tode durch und die Übergabe an die römische Besatzungsmacht.

Meine lieben Freunde, es ist der einzigartige Vorzug unseres Glaubens, dass der Stifter unserer Religion, Jesus der Nazarener, im hellen Licht der Geschichte steht. Die übrigen Religionsstifter (Buddha, Mohammed) verlieren sich im Nebel von Sagen und Legenden. Wir Christen stehen auf dem sicheren Boden der Geschichte. Die Urkunden des Lebens und Wirkens Jesu sind durch Tausende

von Gelehrten 2000 Jahre lang durchforscht und geprüft worden. Nicht wenige der Gelehrten waren erbitterte Feinde Jesu und erforschten die Evangelien wie Kriminalbeamte eine Fälschung. Aber sie haben es nicht geschafft, Leben und Werk Christi in die Wahnwelt des Mythos zu versetzen. Der antiochenische Arzt Lukas, dem wir das dritte Evangelium verdanken, eröffnete seinen Bericht mit dem Geständnis: „Ich habe mich entschlossen, allem von den ersten Anfängen an sorgfältig nachzugehen und es der Reihe nach niederzuschreiben.“ Das hat er wahrlich getan. Diesen Vorsatz hat er in den beiden Geschichtswerken, dem Evangelium und der Apostelgeschichte, umgesetzt. Was Lukas von seiner Schrift sagt, das gilt in gleicher Weise von den übrigen Evangelien. Es sind zuverlässige Berichte vom Leben und Wirken des Nazareners Jesus. Ihre Redlichkeit wird durch jene Teile besonders gesichert, die für das Christentum nicht besonders schmeichelhaft sind, also etwa die Ablehnung Jesu in seiner Vaterstadt Nazareth, die Angst des Herrn am Ölberg, der Verrat des Judas; alles das wird redlich berichtet, weil es passiert ist. Wir brauchen uns nichts vorzumachen, wir brauchen die Augen nicht zu schließen: wir haben die Geschichte auf unserer Seite. Die Weisen aus dem Morgenlande sind tatsächlich gekommen. Ohne Vorliebe und ohne Voreingenommenheit, mit vollem Einsatz aller Kräfte des Verstandes können und müssen wir sagen: Unser Glaube beruht auf Tatsachen, geschichtlichen Ereignissen, göttlichen Eingriffen in die Geschichte. Wir dürfen mit Johannes, dem Evangelisten, sprechen: „Was wir gehört und was wir gesehen, was wir mit eigenen Augen geschaut und mit Händen berührt haben, das berichten wir euch.“

Amen.



Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Beginn des Wirkens Jesu (6)

Der zwölfjährige Jesus

13.01.2019

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Das jüdische Paschafest war die Erinnerung an den Auszug des israelitischen Volkes aus Ägypten dank der Heilstaten Gottes. Es hielt das Gedächtnis an das barmherzige Vorübergehen des Würgeengels an den Häusern der Israeliten wach. Man versuchte bei dem Fest, die damalige Situation möglichst getreu nachzuspielen. Man schlachtete die Paschalämmer (Schafe oder Ziegen) im Vorhof des Tempels; ihr Blut wurde gegen den Brandopferaltar geschleudert. Das Braten und Essen geschah in den Häusern, und zwar bis Mitternacht. Das Paschafest war das große jüdische Wallfahrtsfest in der Osterzeit. Das Ziel der Wallfahrt war Jerusalem. Nach dem Buch Exodus sollte das Volk Israel, sollten die Männer drei Mal im Jahre vor Jahwe, dem Gott Israels, erscheinen. Die Pilgerreisen nach Jerusalem gehörten zu den Selbstverständlichkeiten des religiösen Lebens zur Zeit Jesu. Frauen waren nach dem Gesetz nicht verpflichtet, an der Wallfahrt teilzunehmen, aber sie durften es, und wie wir wissen, hat Maria sich an dem frommen Brauch beteiligt. Wer es irgendwie fertigbringen konnte, der feierte die Paschatage in der heiligen Stadt. Man gibt die Durchschnittszahl der Pilger auf Hunderttausend an. Von allen Seiten, aus der Diaspora kamen sie nach Jerusalem. Vergessen Sie nicht, dass in Jerusalem vierhundert Synagogen bestanden, je für die einzelnen Landschaften: Synode der Alexandriner, Synode derer aus Asien, Synode derer von Cyrene. Jerusalem war nach jüdischer Anschauung die Stadt des großen Königs. Wie es nur einen Gott gibt, darf es nur einen Tempel geben und darf es nur eine Stätte geben, wo geopfert wird, eben Jerusalem.

Josef war ein Gerechter, d.h. er nahm es mit den religionsgesetzlichen Vorschriften genau. Man darf deswegen dem Evangelisten Lukas trauen, wenn er schreibt, dass die Eltern die mehrtägige Reise von Galiläa nach Jerusalem nicht scheuten, sondern alljährlich zum Paschafest in die Stadt des Tempels eilten. Die Entfernung von Galiläa nach Jerusalem betrug etwa 200 Kilometer, je nach dem Weg, den man einschlug. Es führten drei Wege von Galiläa nach Jerusalem: der erste am Meer entlang, die Via Maris, der zweite am Jordan entlang und der dritte durch Samaria; das war der kürzeste Weg (135 Kilometer). Er führte stets durch bewohnte Gegenden und bot den Pilgern die Möglichkeit, ein Quartier für die Nacht zu finden. Das war wohl der gewöhnliche Reiseweg für die galiläischen Festpilger. Wenn sie jeden Tag 45 Kilometer zurücklegten, konnten sie in drei Tagen in Jerusalem sein. Es ließ sich nicht vermeiden, dass sie dabei durch samaritisches Gebiet kamen, und das war heikel, denn die Samaritaner waren ein Mischvolk, zusammengesetzt aus den nach der assyrischen Eroberung zurückgebliebenen Israeliten und aus Kolonisten, die von den Assyriern angesiedelt worden waren. Dieses Volk der Samaritaner wollte sich am Bau des Tempels, als die Juden nach der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrten, beteiligen. Aber die Juden lehnten es ab. Seitdem herrschte bittere Feindschaft zwischen Juden und Samaritanern. Sie bauten sich einen eigenen Tempel auf dem Berg Garizim. Zur Zeit Christi war das Wort „Samaritaner“ ein Scheltwort. Man warf Jesus vor: Du bist ein Samaritaner. Die Juden pflegten mit ihnen keinen Verkehr, und die Samaritaner belästigten nicht selten

die nach Jerusalem pilgernden Juden. Aber die Wallfahrt war an sich ein heiteres Fest: „Du sollst fröhlich sein an der Stätte, die Jahwe erwählt hat“, so heißt es im Buch Deuteronomium. Und im Psalm 122 steht das Wort: „Wie freute ich mich, als man mir sagte: Wir ziehen zum Hause des Herrn!“

Als Jesus 12 Jahre alt war, durfte er mitkommen. Für Josef gab es noch einen besonderen Grund, weshalb er zum ersten Mal Jesus nach Jerusalem mitnahm. Wir wissen ja, dass Josef mit seiner Familie zeitweilig in Ägypten weilte aus Furcht vor Herodes. Als er dann erfuhr, dass Herodes gestorben war und sein Sohn Archelaos an seiner Stelle regierte, da fürchtete er sich auch vor Archelaos, denn das war ein Mann, vor dem man sich fürchten musste. Archelaos war ein harter und grausamer Herrscher. Nach dem Tode seines Vaters, Herodes des Großen, verlangten die Leute eine Wendung der Regierungsweise. Die Räte des Herodes sollten abgesetzt werden, der Hohepriester sollte abgesetzt werden, und diese Stimmung, die im Volke brodelte, wurde allmählich gefährlich. Es kam zu einem Volksauflauf, und was tat Archelaos? Er ließ seine Truppen aufmarschieren, und dreitausend Juden wurden von seinen Reitern niedergehauen. Alle Feierlichkeiten zum Fest wurden abgesagt, die Pilger nach Hause geschickt. Jetzt also war Archelaos abgesetzt worden vom Kaiser Augustus, und das wird bewirkt haben, dass Josef erleichtert aufatmet hat. Jetzt konnte er den Knaben unbekümmert auf die Wallfahrt nach Jerusalem mitnehmen. Josef wird Jesus die Stadt gezeigt haben. Er war ja schon mehrmals dagewesen, und in Jerusalem war viel zu sehen und viel zu erleben: der großartige Tempel, den Herodes der Große erbaut hatte, die Synagogen, die Türme, die Burgen, die Mauern, die Tore. Salomon hatte neben dem Tempel noch viele andere Gebäude errichtet: die Hofburg mit der Thronhalle, den Königinnenpalast, das Zeughaus, die Priesterwohnung. Und Herodes bereicherte die Stadt nicht nur durch den großartigen Tempel, sondern auch durch die Burg Antonia, durch einen Palast, durch ein Theater und ein Amphitheater. In Jerusalem lag der Teich Bethesda. Viele Jahre später hat dort Jesus einen 38-jährigen Kranken geheilt. Die Ausgrabungen der „Weißen Väter“ haben gezeigt, dass es eigentlich zwei Teiche waren, zwei Teiche, die durch Säulenhallen umgeben waren. Das alles gab es zu sehen in Jerusalem; es war spannend, in Jerusalem zu sein.

Und Josef und Maria blieben während der ganzen siebentägigen Festzeit in der Stadt. Dazu war man nicht verpflichtet. Es war dem einzelnen Festbesucher überlassen, die Dauer seines Aufenthaltes in Jerusalem selbst zu bestimmen. Nur die Abreise durfte nicht vor dem Morgen des zweiten Festtages erfolgen. So machten sich die Emmausjünger erst am Vormittag nach dem ersten Festtag auf den Weg in die Heimat. Der Rückmarsch vollzog sich wie der Hinmarsch in losen Gruppen. Jesus ging aber beim Rückmarsch nicht an der Seite seiner Eltern. Sie waren nicht besorgt, sie nahmen an, er sei bei anderen Gruppen: bei Bekannten oder Verwandten. Als es aber Abend wurde und man sich um ein Nachtquartier umsehen musste, suchten ihn die Eltern und fanden ihn nicht. Sie wurden unruhig. Sie wollten nicht ohne ihn weitergehen. So kehrten sie um und stiegen noch einmal nach Jerusalem hinauf. Und auch dort fanden sie ihn zunächst nicht. Man darf nicht vergessen: Jerusalem hatte damals 25 000 Einwohner, dazu kamen die vielen Festpilger, die zurückflutenden Pilgermassen, Geschäftsleute, Viehtransporte, Polizeitruppen.

Nach dreitägigem Suchen fanden sie Jesus im Tempel. Der Tempelbezirk war ausgedehnt; es gab viele Hallen und Räumlichkeiten. Die östliche Halle am Punkte, wo man zum Kedrontal schaute, hieß die „Halle Salomons“, und sie wurde als Lehrhalle benutzt. Dort ist wahrscheinlich die Stelle, wo Maria und Josef Jesus fanden, in der Halle Salomons, die der Herr später noch öfters betreten sollte in seiner öffentlichen Tätigkeit. Im antiken Judentum war das Paschafest die Zeit der biblischen Lehrgespräche. Jeder jüdische Hausvater hatte die Pflicht, mit seinen Kindern am Paschafest die Einzelheiten des Pascharituals durchzusprechen und ihren Sinn zu erklären. Es gab einen regelrechten Paschakatechismus. Dem häuslichen Paschaunterricht folgte die Fortsetzung in den Synagogen, im Synagogenunterricht. Und die höchste Stufe in den Paschagesprächen war die Unterweisung durch die Rabbinen im Lehrhaus zu Jerusalem. Josef hat sicher den Paschakatechismus mit Jesus durchgenommen. Aber ebenso natürlich ist es, dass Jesus noch viele Fragen auf dem Herzen hatte und seine erste Reise dazu benutzte, um bei berühmten Lehrern zu hören und ihnen Fragen vorzulegen. Das Lebensalter Jesu steht dem nicht im Wege. Mit 12 Jahren konnte man das Studium in Jerusalem beginnen. Jesus hörte also zu und befragte die Gesetzeslehrer; das war seine erste Tätigkeit. Er konnte und wollte lernen. Aber dabei blieb es nicht. Er redete auch, er gab auch Antworten und fiel auf. „Alle, die ihm zuhör-

ten“, schreibt Lukas, „waren außer sich über seinen Scharfsinn und seine Antworten.“ Die übliche Bibelübersetzung drückt sich milder aus: Sie wunderten sich, oder sie staunten. Lukas schreibt etwas anderes: Alle waren außer sich. Das bedeutet, dass Jesus zwar ein hochintelligenter, aber kein braver, sondern ein aufregender Schüler war, über dessen Fragen und Antworten die Leute schon damals in Aufruhr kamen. Vermutlich haben die Eltern Jesu zunächst einmal zugehört, was sich dort abspielte beim Fragen und Antworten. Ihr Eindruck war erregend. Maria und Josef waren entsetzt – jawohl, das Wort steht in der griechischen Bibel: Sie waren entsetzt. Warum denn entsetzt? Es muss ein Schrecken für sie gewesen sein, ihren Sohn in dieser Gesellschaft und bei dieser Tätigkeit zu sehen. Einmal war er noch sehr jung für die Teilnahme an Lehrgesprächen über die höchsten Dinge. Er war auch kaum vorbereitet für eine qualitativ hochstehende Kontroverse. Vermutlich war den Eltern auch die Aufregung, die ihr Sohn verursachte, peinlich. Es wäre ihnen lieber gewesen, wenn der Aufenthalt in Jerusalem unauffällig gewesen wäre. Sodann dürften manche seiner Äußerungen in den Ohren der Anwesenden erregend, vielleicht schockierend gewesen sein. Das mag für seine Fragen ebenso gegolten haben wie für seine Antworten. Das Entsetzen der Eltern kann sich schließlich darauf gerichtet haben, dass er den Schriftgelehrten widersprach. Es scheint sich eben hier vorzubereiten, was in der öffentlichen Tätigkeit Jesu offenbar wurde: das Erstaunen, die Verwunderung, die Betroffenheit, ja das Entsetzen, das Jesus immer wieder hervorgerufen hat. Als er in Kapharnaum einen Besessenen heilte, da sprachen alle: „Was ist das? Das ist eine neue Lehre mit Vollmacht!“ Sie waren betroffen. Als Jesus darlegte, dass der Eingang ins Himmelreich nur jenen offenstehe, die den Willen des himmlischen Vaters tun, da waren die Volksscharen entsetzt über seine Lehre. Als Jesus den Jüngern darlegte, dass es schwer sei für die Reichen, in das Himmelreich einzugehen, da waren die Jünger betroffen und erschrocken. Als die Sadduzäer ihm eine Falle stellten, um ihn in Verlegenheit zu bringen, bezüglich der von ihnen geleugneten Auferstehung der Toten, da fertigte sie Jesus in einer glänzenden Zurückweisung ab. Die Dabeistehenden waren entsetzt – jawohl das Wort steht da –, sie waren entsetzt über seine Lehre.

Wenn man diese Erwägungen anstellt, die ich jetzt versucht habe anzustellen, dann versteht man, dass Maria zu ihrem Sohn sprach: „Kind, was hast du uns so getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht.“ Genauso aufregend wie die Worte Jesu im Kreis der Gelehrten ist seine Antwort auf die Vorhaltungen der Mutter: „Was habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meines Vaters ist?“ Er ist dies das erste Wort aus dem Munde Jesu, das uns aufbewahrt ist. Jesus zeigt sich erstaunt, dass die Eltern ihn gesucht haben, sie hätten doch wissen müssen, wo er ist: im Tempel, im Hause des Vaters. Dieses Wort des Zwölfjährigen enthüllt uns das letzte Geheimnis des Tempels, das Jesus in seiner Heilsbotschaft dem auserwählten Volke offenbaren sollte. Zum ersten Mal nennt er Gott „seinen Vater“, und zwar offenbar im Gegensatz zu den Worten „dein Vater“ im Munde seiner Mutter. Jesus sagt nicht im Hause unseres Vaters, sondern im Hause meines Vaters. Es ist das Offenbarwerden eines einzigartigen Verhältnisses zu Gott. Jesus weiß sich als Sohn Gottes im ureigensten Sinne. Keiner der Propheten des Alten Bundes, so stark auch ihr Glaube und so radikal auch ihre Hingabe an Gott war, keiner hat es gewagt, diesen Gott seinen persönlichen Vater zu nennen. Jesus tut es. Und das ist das Geheimnis seiner Person, das hier zum ersten Mal sich offenbart. Jesus kontrastiert das Haus Gottes in Jerusalem mit seinem Vaterhaus in Nazareth. Er kontrastiert seinen Vater im Himmel mit dem Vater Josef. Das verstehen die Leute nicht. Aber der Leser, der die Weihnachtsgeschichte kennt, ahnt, was gemeint ist; und Maria auch. Dieses Wort ist das Geheimnis des irdischen Lebens Jesu, das vor ihm liegt. Der Sohn des Vaters kann in alle Zukunft nicht anders als in dem sein, was seines Vaters ist. Es ist dasselbe, was der zum Manne herangewachsene Jesus später sagen wird: „Meine Speise ist es, den Willen meines Vaters im Himmel zu tun.“

Die Festzeit ist vorüber, Jesus und die Eltern sind wieder vereint und kehren gemeinsam in die Heimat zurück. Sie gingen hinab, wird gesagt, weil Jerusalem erhöht liegt. Er war seinen Eltern untertan. Wie selbstverständlich fügt er sich in seine Stellung als Kind. Jesus nimmt seine bisherige Tätigkeit auf. Er nimmt zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen. Aber seine Mutter bewahrte all diese Worte. Und sie – das ist anzunehmen – hat es dem Evangelisten Lukas vermittelt. Alles, was Lukas von der ersten Pilgerreise Jesu nach Jerusalem berichtet, ist sachkundig und glaubwürdig, einleuchtend und folgerichtig. Das entscheidende Echtheitskriterium des Lukasberichts

ist der mehrfache Hinweis auf die Schockwirkung, die Jesu Worte auslösen. Wir stehen auch hier auf sicherem geschichtlichen Boden. Unser Herr ist keine mythische Gestalt, er ist ein Mensch, der das menschliche Leben in seiner Breite und Tiefe durchschritten hat. Aber er ist der Mensch, der eine einzigartige Beziehung zu Gott, dem Allherrscher, hat. In ihm hat sich Gott selbst auf dieser Erde gegenwärtiggesetzt. Von ihm konnte Johannes in seinem Evangelium schreiben: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“

Amen.

Prälat Prof. Dr. Georg May

## Der Beginn des Wirkens Jesu (7)

Die Hochzeit zu Kana

20.01.2019

---

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Es war eine Hochzeit zu Kana. Johannes fügt hinzu: in Galiläa, damit die Leser wissen, dass Kana in dem Teil Palästinas lag, wohin Jesus abzureisen sich entschlossen hatte. In Galiläa gab es mehrere Orte mit dem Namen Kana; der eine lag 10 Kilometer von Nazareth, der andere 5 Kilometer. Wahrscheinlich ist jenes Kana gemeint, das 5 Kilometer nordwestlich von Nazareth lag, ein Bauerndorf, und dort wurde eine Bauernhochzeit gehalten. Die dauerte im antiken Palästina acht Tage. Sie war eine aufwendige Angelegenheit, denn das ganze oder halbe Dorf wurde eingeladen. Die Mutter Maria ist aus Nazareth herübergekommen und hilft beim Tischdienst. Nun kommt Jesus zurück aus dem Süden, wo er die Taufe empfangen hatte, und er wird eingeladen. Er kommt geradewegs vom Täufer, dem Wüstenprediger, der einen Prophetenmantel aus Kamelhaaren trägt, der das Strafgericht Gottes verkündet und die Bußtaufe, der sich von Heuschrecken und wildem Honig nährt und sein Leben lang keinen Wein trinkt. Die Apostel kommen mit ihm, etwa fünf oder sechs. Sie waren vermutlich vom Nathanael über die Hochzeit unterrichtet und vielleicht auch über ihn eingeladen worden, denn Nathanael stammte aus Kana. Jesus kommt nicht allein, er bringt einige seiner Jünger mit. Er hat sich einladen lassen, nicht zu einer Familienfeier im kleinen Kreise, sondern zu einer Bauernhochzeit, die so großartig wie eine Dorfkirmes ist. Die Festwoche ist im Gange, vermutlich ist sie schon weiter fortgeschritten, als Jesus ankommt mit seinen fünf oder sechs Jüngern; fünf oder sechs Esser mehr, das spielt keine Rolle bei einer solchen Hochzeit. Wie wird sich Jesus in dieser feuchtfröhlichen Gesellschaft verhalten? Die Kumranmönche, von denen wir seit einigen Jahrzehnten wissen, waren Frauenfeinde. Johannes der Täufer hat nie eine Frau berührt. Jesus selbst ist ehelos geblieben. Wird Jesus Enthaltensamkeit predigen in dieser lebenslustigen Gesellschaft? Nichts davon. Jesus sitzt mitten unter dem singenden Bauernvolk und tafelt und trinkt. Die Lieder, die gesungen werden, stammen vermutlich aus dem Buch Hoheslied im Alten Testament. Er bleibt fröhlich sitzen, genauso unbefangen wie die Sänger um ihn herum.

Maria sitzt nicht am Ehrentisch. Sie ist nicht als Ehrengast, sondern als hilfsbereite Nachbarin eingeladen. Sie hilft beim Tischdienst. Darum wird sie beizeiten aufmerksam, sie spürt, der Wein geht zur Neige. Auch der reichhaltigste Alkoholvorrat ist einmal zu Ende, wo so großartig gezecht wird wie bei einer Bauernhochzeit. Maria empfindet die Verlegenheit der Gastgeber umso lebhafter, als sie sich sagen muss, dass die unerwartete Ankunft, welche die Festgesellschaft bereichert um sechs oder sieben Personen, die Verlegenheit mit verursacht hat. Maria streift unauffällig an ihrem Sohn vorbei und sagt dann schnell drei Worte ins Ohr. Drei Worte sind es im hebräischen und im griechischen Text: Haben keinen Wein. Und nun wartet sie klopfenden Herzens der Dinge, die da kommen werden. Es gibt nur eine Erklärung für Marias Verhalten: Sie will ihren Freunden und Nachbarn Hilfe schaffen in der Verlegenheit, in die sie durch ihre verschwenderische Gastfreundschaft gekommen sind. Wie aber soll Jesus helfen? Es gibt nur eine einzige brauchbare Erklärung: Maria weiß, dass es um ihren Sohn eine besondere Bewandnis hat. Sie weiß etwas vom geheimnisvollen Ursprung ihres Sohnes. Sie ahnt etwas von seiner Wundermacht. Und was entgegnet ihr Jesus? „Frau, was habe ich mit dir zu schaffen?“

„Frau“ sagt er zu seiner Mutter; das ist eine kühle Anrede im Munde eines Sohnes, und in diesem Augenblick zumal. Diese Anrede klingt in der Muttersprache Jesu genauso schroff und abweisend wie im Griechischen und im Deutschen. Das Wort „Frau“ macht deutlich, dass das Verhältnis des Sohnes zur Mutter fortan nicht mehr die Beziehungen zwischen Jesus und Maria bestimmen sollen. Alle anderen Beziehungen und Verbindungen und Verpflichtungen sind zurückgetreten hinter dem Berufswerk, dessen Ausführung bereits angefangen hat. Jesus ist sich des Fremdartigen offensichtlich bewusst und hat es beabsichtigt. Er will zum Ausdruck bringen, dass er in der Ausübung seines Berufes unter einem anderen Gesetz steht als unter dem eines Sohnes zu seiner Mutter. Die schroffe Abweisung der Mutter wird noch verschärft durch die Weiterführung: „Was habe ich mit dir zu schaffen?“ Diese Formel kommt im Alten Testament wiederholt vor. Sie bringt die Verschiedenheit der Ansichten und Interessen zum Ausdruck. Sie bedeutet eine mehr oder weniger scharfe Ablehnung der Bitte, und sie will etwa sagen: Was liegt für ein Grund vor, dass du dich an mich wendest? Was geht das mich an? Lass mich in Ruhe! Das entscheidende Wort aber ist das letzte: „Noch ist meine Stunde nicht gekommen.“ Jesus enthüllt den Grund des befremdlichen ersten Wortes an seine Mutter: Noch ist meine Stunde nicht gekommen. In der Verlegenheit des Hauses, in der Teilnahme an dem Anliegen seiner Mutter, in dem natürlichen Wunsch, den Freunden die peinliche Störung des frohen Festes zu ersparen, liegt für ihn ein Anreiz, jetzt ohne Aufschub von der Macht, deren er sich bewusst ist, Gebrauch zu machen. Aber nicht von Menschen und nicht von menschlichen Empfindungen darf die Aufforderung dazu ausgehen. Ehe er nicht innerlich des göttlichen Willens gewiss geworden ist, dass jetzt Neues und Größeres durch ihn geschehen soll, kann und darf Jesus im einzelnen Fall nicht handeln. Er wartet auf den göttlichen Stundenschlag. Er wartet auf den Schlag, der durch die ganze Geschichte Jesu hindurchgeht. Es handelt sich an dieser Stelle ganz konkret um die Stunde des ersten Wunders. Diese Stunde weiß und bestimmt nicht die Mutter, aber auch nicht Jesus selbst, sondern der Vater im Himmel. Jesus ist ganz der Sohn des himmlischen Vaters. „Stunde“ bedeutet hier die Zeit für die Vollbringung des ersten Wunders, wodurch seine Herrlichkeit offenbar wird. Jesus weist die versteckte Bitte seiner Mutter ab, weil der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist, mit dem der himmlische Vater für den Beginn seines Wunderwirkens eintritt. „Muss ich nicht im Hause meines Vaters sein?“ so sagt der Zwölfjährige, wie wir am vergangenen Sonntag gehört haben, im Tempel zur Mutter Maria. Muss ich nicht auf die Stunde warten, die der Vater mir anzeigen wird? So ist die Antwort Jesu an die Mutter Maria gemeint. Noch hat der Vater das Signal nicht gegeben. Noch ist die Stunde nicht gekommen, da der Sohn sein gottgewiesenes Werk eröffnen soll.

Maria freilich kümmert sich nicht um die Abweisung, die sie erfährt, sondern rechnet mit Bestimmtheit darauf, dass ihre Bitte erfüllt wird. Darum spricht sie zu den Dienern: „Was er euch sagen wird, das tut.“ Maria lässt sich durch keine Zurückweisung entmutigen. Sie hat das „noch nicht“ ihres Sohnes vernommen und weiß, dass darauf ein „später“ erfolgen wird. Sie hält sich mit beiden Händen an die Verheißung dieses „noch nicht“. Es waren sechs Steinkrüge aufgestellt, entsprechend der jüdischen Reinigung. Man musste sich vor dem Essen die Hände waschen, auch die Füße wurden gereinigt. Die Essgefäße und Trinkgefäße wurden mit diesem Wasser aus den Krügen gesäubert. Und jeder dieser Krüge fasste 2 oder 3 Metren. Diese anspruchslose Notiz ist ein Hinweis darauf, dass hier ein Augenzeuge spricht, wahrscheinlich Johannes selbst. Ein Metron fasst etwa 40 Liter. Wenn wir das umrechnen, kommen wir auf 475-720 Liter. Noch einmal empfangen wir einen überwältigenden Eindruck von dem großen Stil dieser Dorfhochzeit. Auf wie viele Gäste hat man gerechnet? Das ist eine patriarchalische Gastfreundschaft; in einem solchen Hause fühlen sich Jesus und Maria wohl. Wir wissen nicht, wie lange Jesus gezögert hat, bis er das Wunder wirkte, jedenfalls spricht er zu den Dienern: „Füllt die Krüge mit Wasser.“ Die Diener gehorchen ohne Widerrede dem Befehl, der doch für sie unbegreiflich sein musste. Sie füllen die Krüge randvoll. Eine Überraschung: Was eben noch völlig im Ungewissen stand, jetzt ist es geschehen: Der himmlische Vater hat die Stundenglocke angerührt. Sofort geht der Sohn ans Werk, und wo der Sohn seine Hand auf tut, da darf nichts leer bleiben und niemand leer ausgehen. Ein Mensch unter Menschen, so erscheint Jesus in den ersten Sätzen dieses Ereignisses. Der Sohn Marias, der so viel menschlicher ist als der Täufer und seine Jünger, menschlicher als die Kumranmönche, menschlicher als die Pharisäer, menschlicher als jeder Mensch. Maria sieht die Verlegenheit, die diesem Hause droht, die Katastrophe, die auf dieses großartige

Hochzeitsfest zukommt: keinen Wein mehr. Der Wein ist ausgetrunken, noch ohne dass die Hochzeit zu Ende ist. Bis an sein Lebensende wird der Brautvater die Blamage nicht vergessen, bis ans Lebensende werden die Braut und Bräutigam die peinliche Situation nicht verwinden; das weiß Maria und das nimmt sie ernst, so ernst, dass sie den Sohn ins Vertrauen zieht. Und der Sohn hilft, denn er nimmt diese scheinbar kleine Verlegenheit so ernst, dass er zur Hilfe entschlossen ist, wenn der Vater und wann der Vater es will. Das wissen alle Evangelisten. Markus zum Beispiel erzählt gleich am Anfang die Geschichte, wie Jesus nach dem Synagogenbesuch in Karpharnaum mit den Brüdern, Simon Petrus und Andreas, und noch zwei anderen Jüngern aus dem Nachbardorf das Haus des Petrus betritt. Ein richtiger Gottesdienst in der Synagoge dauert lange, 2-3 Stunden. Die Teilnehmer sind ermüdet und durstig und hungrig. Aber die Schwiegermutter des Petrus ist krank. Sie liegt mit Fieber und kann den hohen Gast nicht gebührend empfangen – Welch ein Unglück. Die Schwiegermutter scheint an diesem Sabbat die einzige Frau im Hause gewesen zu sein. Welch ein unbeschreibliches Unglück, zumal im antiken, im gastfreundlichen Orient. Petrus stammelt ein paar Worte der Erklärung und der Entschuldigung. Aber Jesus tritt zu der Kranken, fasst sie bei der Hand, richtet sie auf, und das Fieber verlässt sie und sie übernimmt den Tischdienst. Das ist Jesus, derselbe Jesus, der dem Hausherrn in Kana aus der Verlegenheit hilft.

Und wie sieht die Hilfe in Kana aus? Nun, ein bisschen anders als in Karpharnaum. 475-720 Liter Wein; wir denken in Fudern. Ein Fuder, das sind je nach Landschaft und Sprachgebrauch rund 800-1800 Liter. Rechnen wir um, so ergibt sich: Jesus schafft in Kana ein halbes Fuder Wein; das reicht, und was für einen Wein! Der Speisemeister konstatiert es mit Kopfschütteln: der beste Wein bei dieser Hochzeit, der Spitzenwein. Und was für Gäste, die sich nun den Wein einschenken lassen! Die wissen ja gar nicht, was sie trinken, denkt der Speisemeister, die sind ja schon halb betrunken. Er ist empört, er schüttelt den Kopf: Verschwendung, Verschwendung. Ein halbes Fuder Spitzenwein für Leute, die nicht mehr aufrecht sitzen können. Der Speisemeister bezeichnet den Bräutigam als den Spender, der jetzt den aufgetragenen, auch den bisher getrunkenen Wein herbeigeschafft hat. Der Evangelist sagt nichts von dem Eindruck, den die Tat Jesu auf den Speisemeister, die Diener und Maria gemacht hat. Er berichtet nur von dem Eindruck, den diese Tat auf die Jünger gemacht hat. Hier hat Jesus von Nazareth zum ersten Mal seine geheime Herrlichkeit geoffenbart. Welche Herrlichkeit? Die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater. Hier offenbart sich die Herrlichkeit Gottes im Menschlichsten aller Menschen. Gott liebt die Fülle, die Schönheit, den Reichtum, und er offenbart diese Vorliebe hier durch seinen Sohn, der auch wie er die Fülle, den Reichtum, die Opulenz liebt. Das ist Jesus von Nazareth, der menschlichste aller Menschen, der immer da am Menschlichsten ist, wo er am Göttlichsten ist. Es ist dem Evangelisten wichtig, daran zu erinnern, dass dieses erste Zeichen Jesu nicht in Judäa, sondern in einer galiläischen Ortschaft getan wurde. Zuerst Galiläa, dann erst Judäa, das ist die Ordnung der Schauplätze von Jesu Großtaten. Sie sind Zeichen, die über sich hinausweisen und auf etwas anderes hinweisen, was sie bezeugen und beglaubigen. Zunächst weisen sie hin auf die Person, die dieses Wunder gewirkt hat, und auf deren Bedeutung. Aber damit auch auf die neue Zeit, die Jesus herbeiführt. Sie sind gleichsam sprechende Tatbeweise, Glaube und Gehorsam fordernde Zeugnisse. Die Wundertaten Jesu sind deutliche Wegweiser zu Jesus, handgreifliche Zeugnisse, die das Nichtglauben zur unverzeihlichen Sünde machen. Das Wunder von Kana ist das erste der Werke, von denen Jesus später selbst sagen wird, dass kein anderer sie vor ihm getan hat. Es konnte sie kein anderer vor ihm tun, denn nur ein einziges Mal ist Gott auf diese Erde niedergestiegen. Der Glaube und das Erkennen der Jünger erfuhren durch diese erste Wundertat Jesu, die sie erlebten, eine mächtige Förderung. Sie erkannten: Der Schöpfer Himmels und der Erde ist unter uns. Derselbe, der gesprochen hat: „Es werde Licht!“ Und es ward Licht“, derselbe hat durch einen einfachen Willensakt das Wunder von Kana gewirkt. Die Jünger erfuhren jetzt, dass sie, als sie von Johannes dem Täufer zu Jesus übergingen, nicht einen Rabbi mit einem anderen vertauscht haben, sondern dass sie von dem Bußprediger und Wassertäufer zu dem Erkorenen Gottes, zu dem Messias und Gottessohn gekommen sind. Sie konnten wahrhaftig mit dem Evangelisten Johannes sagen: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater.“

Amen.